

Ronald Hitzler · Miriam Gothe *Hrsg.*

Ethnographische Erkundungen

Methodische Aspekte aktueller
Forschungsprojekte



Springer VS

Erlebniswelten

Herausgegeben von

W. Gebhardt, Koblenz-Landau

R. Hitzler, Dortmund

F. Liebl, Berlin

In allen Gesellschaften (zu allen Zeiten und allerorten) werden irgendwelche kulturellen Rahmenbedingungen des Erlebens vorproduziert und vororganisiert, die den Menschen außergewöhnliche Erlebnisse bzw. außeralltägliche Erlebnisqualitäten in Aussicht stellen: ritualisierte Erlebnisprogramme in bedeutungsträchtigen Erlebnisräumen zu sinngeladenen Erlebniszeiten für symbolische Erlebnisgemeinschaften. Der Eintritt in dergestalt zugleich ‚besondere‘ und sozial approbierte Erlebniswelten soll die Relevanzstrukturen der alltäglichen Wirklichkeit – zumindest partiell und in der Regel vorübergehend – aufheben, zur mentalen (Neu-)Orientierung und sozialen (Selbst-)Verortung veranlassen und dergestalt typischerweise mittelbar dazu beitragen, gesellschaftliche Vollzugs- und Verkehrsformen zu erproben oder zu bestätigen.

Erlebniswelten können also sowohl der ‚Zerstreuung‘ dienen als auch ‚Fluchtmöglichkeiten‘ bereitstellen. Sie können aber auch ‚Visionen‘ eröffnen. Und sie können ebenso ‚(Um-)Erziehung‘ bezuwecken. Ihre empirischen Erscheinungsweisen und Ausdrucksformen sind dementsprechend vielfältig: Sie reichen von ‚unterhaltsamen‘ Medienformaten über Shopping Malls und Erlebnisparks bis zu Extremsport- und Abenteuerreise-Angeboten, von alternativen und exklusiven Lebensformen wie Kloster- und Geheimgesellschaften über Science Centers, Schützenclubs, Gesangsvereine, Jugendszenen und Hoch-, Avantgarde- und Trivialkultur-Ereignisse bis hin zu ‚Zwangserlebniswelten‘ wie Gefängnisse, Pflegeheime und psychiatrische Anstalten.

Die Reihe ‚Erlebniswelten‘ versammelt – sowohl gegenwartsbezogene als auch historische – materiale Studien, die sich der Beschreibung und Analyse solcher ‚herausgehobener‘ sozialer Konstruktionen widmen.

Herausgegeben von

Winfried Gebhardt
Universität Koblenz-Landau
Universitätsstraße 1
56070 Koblenz
gebhardt@uni-koblenz.de

Franz Liebl
Univ. der Künste Berlin
franzL@udk-berlin.de

Ronald Hitzler
TU Dortmund
ronald@hitzler-soziologie.de

Ronald Hitzler • Miriam Gothe (Hrsg.)

Ethnographische Erkundungen

Methodische Aspekte aktueller
Forschungsprojekte



Springer VS

Herausgeber
Ronald Hitzler
Miriam Gothe

Technische Universität Dortmund
Deutschland

ISBN 978-3-658-07256-8
DOI 10.1007/978-3-658-07257-5

ISBN 978-3-658-07257-5 (eBook)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS
© Springer Fachmedien Wiesbaden 2015
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist eine Marke von Springer DE. Springer DE ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
www.springer-vs.de

Inhalt

Zur Einführung: Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer Forschungsprojekte	9
<i>Ronald Hitzler und Miriam Gothe</i>	
Teil 1 „Old School?“	
Bodybuilder, Brieftauben, Bayernfans. , Kleine soziale Lebens-Welt‘, ‚Milieu‘ und ‚soziale Welten‘ im Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie	19
<i>Dariuš Zifonun</i>	
Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles? Probleme medienethnographischer Forschung am Beispiel einer Kulturanalyse des Pokerns	31
<i>Gerd Möll</i>	
Territorialverhalten in einem Pflegeheim. Deutungen des Wohnerlebens von Menschen mit Demenz	43
<i>Christine Striffler</i>	
Forschungsfeld ‚Eventisierte Hochschule‘. Vorüberlegungen zu einem Projekt	59
<i>Tino Perlick</i>	

Teil 2 „Kombination von Methoden“

Im Studio. Felderkundungen zur alltäglichen Praxis des Bodybuildings 71
Anne Honer

Praktische Deutungen. Eine komplexe Ethnographie zum Umgang
mit Menschen im Wachkoma 89
Ronald Hitzler

Ethnographische Erkundungen zwischen Sehen und Nicht-Sehen
– im Kontext einer Studie zur Situation von Menschen mit Sehverlust
im Alter 103
Carsten Bender und Marion Schnurnberger

Teil 3 „Spezielle Methoden“

Interkulturelle Gruppenarbeit im internationalen Studienalltag.
Ansätze einer anwendungsorientierten lebensweltanalytischen
Ethnographie 127
Norbert Schröer und Volker Hinnenkamp

Log- und Tagebücher als Erhebungsmethode in ethnographischen
Forschungsdesigns 141
Alexa Maria Kunz

Videodaten interpretieren – auf der Suche nach Merkmalen
von Kreativität 163
Felix Albrecht

Ethnographie und Bildhermeneutik.
Visuelle Daten im Rahmen lebensweltanalytischer Forschung 177
Babette Kirchner und Gregor Betz

Teil 4 „New School?“

Zurück in den Lehnstuhl.	
Lebensweltliche Ethnographie in interaktiven Medienumgebungen	211
<i>Heiko Kirschner</i>	
Auf feindlichem Terrain. Gewissheiten und Irritationen infolge	
existenzieller Eingebundenheiten	231
<i>Paul Eisewicht, David Emling und Tilo Grenz</i>	
Freundschaftliche Forschung?	
Annäherung und Distanzierung beim Betreiben von Ethnographie	255
<i>Christine Keller</i>	
Ethnographische Gameness – Reflexionen zu extra-methodologischen	
Aspekten der Feldarbeit im Rockermilieu	273
<i>Christian J. Schmid</i>	
Angaben zu den Autorinnen und Autoren	295

Zur Einleitung

Methodologisch-methodische Aspekte ethnographischer Forschungsprojekte¹

Ronald Hitzler und Miriam Gothe

Ethnographie(n)

Als „Ethnographie“ bezeichnen wir die Erkundung, die Beschreibung und das Verstehen des Eigen-Sinns sozialer Lebenswelten. Ethnographien lassen sich unter verschiedenen Gesichtspunkten auch ‚typisch‘ differenzieren. Im Verstande eines ersten, sehr simplen Vorschlags dazu² unterscheiden wir – im Hinblick auf das je dominante Erkenntnisinteresse – zum Beispiel drei Arten von Ethnographien:

Charakteristisch für das, was man „exotische“ Ethnographie nennen könnte, ist die Betonung der Einzelfallspezifik. Dabei geht es darum, die Besonderheit (bzw. eben die Exotik) der je untersuchten Welt herauszuarbeiten. Bei als „komparativ“ charakterisierbarer Ethnographie geht es demgegenüber um die Betonung struktureller Ähnlichkeiten und Gleichartigkeiten von – oberflächlich betrachtet mitunter hochgradig unterschiedlichen – Welten. Und immer wieder stoßen wir in der Literatur auch auf als „ethnographisch“ etikettierte Konzepte, die auf die Erschließung von Routine-Elementen alltäglicher und organisationaler Interaktion und Kommunikation abzielen. Das Erkenntnisinteresse solcher Untersuchungen richtet sich zumeist auf immer wieder aufweisbare *strukturelle* Aspekte bestimmter Welten.

Verwirrenderweise werden – vor allem, aber nicht mehr nur im englischsprachigen Raum – unter dem Etikett „Ethnography“ oft auch auf die Analyse mehr oder weniger beiläufiger sozialer Praktiken fokussierte *Mikrostudien* subsummiert, wie sie exemplarisch etwa Erving Goffman betrieben hat. Solche – vor allem

1 In diesem einleitenden Text greifen wir intensiv auf Ausführungen in Hitzler 2007 zurück. Zur Entwicklung des Ansatzes vgl. auch Hitzler/Honer 1988 sowie Hitzler 1999 und 2000.

2 An einer wesentlich elaborierteren Binnendifferenzierung arbeitet derzeit Paul Eisewicht.

wiederkehrende bzw. stereotype kommunikative Situationen, Interaktionsarten, Tätigkeitsformen, Verhaltensmuster usw. aufzeigende – Mikrostudien sind für die Rekonstruktion gesellschaftlicher Wirklichkeitskonstruktionen ausgesprochen wertvoll. Unbeschadet dessen führt es unseres Erachtens semantisch in die Irre, sie als „Ethnographien“ zu etikettieren. Von „Ethnographie“ zu sprechen, macht aus unserer Sicht nur dann Sinn, wenn sich die forschende Person *so lange und intensiv* auf die Weltsichten (und die damit korrespondierenden, besonderen Praktiken) der sie jeweils interessierenden Akteure einlässt, bis sie tatsächlich umfassend mit ihnen vertraut ist – was immer *aus* diesen Welt(sicht)en dann auch letztlich im Fokus ihrer *Darstellung* stehen mag: Exotik, Komparation oder Struktur. Wir schlagen also vor, *Ethnographien* im Unterschied zu Mikrostudien dadurch zu kennzeichnen, dass die forschende Person am Leben in ihrem jeweiligen Feld tatsächlich teilhat und dass sie zugleich im Feld *so* agiert, dass sie es – im Gegensatz etwa zum sogenannten Aktionsforscher, aber auch zum Autoethnographen – möglichst wenig von *äußeren* Wertsetzungen her beeinflusst und verändert.

Als symptomatisch für die ethnographische Feldarbeit betrachten wir überdies, dass die Datenerhebung hochgradig situationsflexibel statthat; das heißt, dass die Reinheit der je eingesetzten Methode nachrangig ist gegenüber dem ‚Auftrag‘, so Vieles und so Vielfältiges wie möglich über die Welt, in der man sich jeweils bewegt, in Erfahrung zu bringen. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass nicht alle, aber doch ein Teil der Feldforschungen betreibenden Personen für ihre eigene Arbeit das in der Ethnographie konsensuelle methodische Repertoire zu erweitern suchen. Zu diesem konsensualen methodischen Repertoire zählt bekanntlich ganz zentral die sogenannte teilnehmende Beobachtung (von „teilnehmend“ ist vor allem deshalb die Rede, weil die beobachtende Person das Geschehen im Feld nicht wie in einer experimentellen Situation zum Beispiel durch einen Einwegspiegel beobachten kann, sondern erkennbar dabei sein muss, um beobachten zu können).

Teilnehmende Beobachtung und beobachtende Teilnahme

Die Methode der teilnehmenden Beobachtung gilt ja bekanntermaßen als *das* ethnographische Basisverhalten schlechthin. Sie dient dazu, Sinneseindrücke zu gewinnen, Erfahrungen zu machen und Phänomene zu registrieren. *Teilnehmende* Beobachtung lässt sich folglich generell als eine Beobachtungsform beschreiben, bei der die Art des Beobachtens *nicht* von vornherein festgelegt ist und bei der Teilnahme deshalb und insoweit stattfindet, als sie notwendig ist, um Beobachtungen überhaupt durchführen zu können. Fokussiert werden Beobachtungen idealerweise

theoriebildungsgeleitet während des Forschungsprozesses – und zwar tendenziell zunehmend. Das heißt, dass die Beobachtungen im Verlauf des Forschungsprozesses wie in einem Trichter zusammengeführt und präzisiert und im Weiteren dann auch systematisiert werden.

Dieses Verfahren wird nun in der – ursprünglich insbesondere von Anne Honer (vgl. z.B. 1989, 1993, 2000, 2011 und 2012) entwickelten – sogenannten *lebensweltlichen* bzw. später: *lebensweltanalytischen* Ethnographie durch eine verfahrenstechnisch reflektierte Form des Mit-Erlebens *ergänzt* (nicht etwa: ersetzt), die wir als „beobachtende Teilnahme“ bezeichnen. Beobachtende *Teilnahme* meint: sich in möglichst Vieles existenziell zu involvieren bzw. involvieren zu lassen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, mit zu tun, was zu tun je „üblich“ ist bzw. was von denen, mit denen man zu tun hat, eben getan wird, und dabei nicht nur andere, sondern auch *sich selbst* zu beobachten – beim Teilnehmen ebenso wie beim Beobachten. Beobachtende Teilnahme bedeutet also, in das soziale Feld, das untersucht wird, *intensiv* hineinzugehen und – bis hinein in sprachliche und habituelle Besonderheiten – zu versuchen, den Menschen, mit denen man dann symptomatischer Weise zu tun hat, möglichst ähnlich zu werden.

Lebensweltanalytisch arbeitende Ethnographen lassen sich grundsätzlich also dadurch kennzeichnen, dass sie im Zweifelsfall weniger teilnehmend *beobachten* als vielmehr beobachtend *teilnehmen* – und dabei dann selbstverständlich, *soweit möglich* (d.h. soweit es nicht die Teilnahme massiv unterminiert), auch zu beobachten. Das ist deshalb schwierig, weil Teilnehmen und Beobachten eigentlich *widersprüchliche* Verhaltensweisen sind: Wenn man wirklich teilnimmt, beobachtet man kaum noch. Wenn man wirklich beobachtet, kommt man kaum noch zum Teilnehmen. Das ist ein unseres Erachtens bislang ungelöstes Dilemma, das auch wir deshalb von Fall zu Fall und ‚irgendwie‘ pragmatisch zu bewältigen versuchen.

In jüngster Zeit scheint sich – über die Radikalisierung des Prinzips der (per se affirmativen) beobachtenden Teilnahme – nun eine bis dato nicht weiter problematisierte, weil gar nicht weiter beachtete innerethnographische Kluft aufzutun bzw. augenfällig zu werden: Die Kluft zwischen einer Auffassung von der idealen Positionierung eines ethnographischen Feldforschers sozusagen *zwischen* allen Fronten, idealerweise in alle Richtungen gleich distanziert blickend und „sich heraushaltend“ einerseits und einer Auffassung feldbedingt *so* hochgradiger existenzieller Involviertheit in die Aktivitäten der je zum Erkenntnisgegenstand gewordenen Subjekte andererseits, wie sie selbst Anne Honer nicht im Blick hatte – und wie sie ihr möglicherweise auch nicht wünschenswert erschienen wäre. Wir reden dabei von einer Idee von Feldforschung, bei der bzw. der zufolge sich die Ethnographie treibende Person ganz reflektiert darauf einlässt, sich bei Bedarf (d.h., wenn es angezeigt ist oder ihr als opportun oder gar als notwendig erscheint) die Hände

ebenso schmutzig zu machen wie die Akteure, die sie untersucht. Etikettiert wird die einschlägige Diskussionslinie, die wir auch in diesem Band andeutungsweise nachzuziehen versuchen, derzeit als „Old School- vs. New School-Ethnographie“.

Die ethnographische Kompetenz

Um diese Einleitung aber *nicht* im Eindruck eines in der Ethnographie womöglich dräuenden *Schismas* gipfeln zu lassen, betonen wir hier, sozusagen im Sinne eines versöhnlichen Hinweises, die für *alle* – jedenfalls für alle ‚ordentlich‘ – explorativ-interpretativ arbeitenden Personen zu reklamierende *besondere* forschерische Kompetenz: Diese besondere forschерische Kompetenz besteht unseres Erachtens vor allem anderen darin, dass die Ethnographie treibende Person in der Lage ist, Erkenntnisoptimierend zwischen existenzieller Nähe und analytischer Distanz zu changieren – was insbesondere deshalb so bedeutsam ist, weil Datenerhebung, Datenauswertung und Theoriebildung eben *nicht* in einer vorweg festgelegten, linearen Abfolge, sondern weil der explorativ-interpretative Forschungsprozess eines ethnographischen Projektes – dem Prinzip des „Theoretical Sampling“ folgend – in einer spiralförmigen Bewegung stattfindet.

Das heißt, dass *a priori* im Feld *alles* beachtenswert ist, weil man erst im Verlauf des Forschungsprozesses erkennen kann, was hier – aus den als solchen verstehend beobachteten Relevanzsetzungen der Untersuchten heraus – *besonders* beachtenswert, deutungs- und erklärendesbedürftig ist. Folglich werden, auf das – wie auch immer entstandene – Forschungsinteresse bezogen, zunächst möglichst mannigfaltige Daten zusammengetragen und idealerweise sozusagen „triangulierend“ analysiert. Und auf der Basis dieser Datenauswertung werden dann gezielter, nämlich im Hinblick auf ihre mutmaßliche theoretische Relevanz minimal/maximal kontrastierend, weitere Daten gesammelt und interpretiert – und zwar so lange, bis das Erkenntnisinteresse befriedigt ist oder der Forschungsprozess aus anderen Gründen abgebrochen bzw. zu einem pragmatischen Ende gebracht werden und in aller Regel auch ein Forschungsbericht geschrieben werden muss, auf dessen Basis dann mit neuen Fragen mitunter wieder in den Forschungsprozess eingestiegen werden oder eben ein neues Projekt in Angriff genommen werden kann. Der Ethnographie eignet mithin – jedenfalls dem hier skizzierten ‚Lehrbuchverlauf‘ nach – ein zunehmend *fokussierender* Forschungsprozess.

Bei alldem muss, wer Ethnographie treibt, einerseits (auch emotional) möglichst nahe an das in Frage stehende Feld heran – und das immer wieder, um es optimal erkunden zu können. Andererseits aber darf die je im Feld befindliche Person

naheliegender Weise ihr wissenschaftsbezogenes Relevanzsystem nicht aufgeben, ohne Gefahr zu laufen, zu „verkaffern“, das heißt, wie weiland Frank Cushing (der ‚klassische‘ Paradefall des „going native“), nicht mehr aus dem Feld herausgehen und in die Wissenschaft zurückkommen zu wollen.

Unterwegs in mannigfältigen Welten

Die in diesem Band versammelten Beiträge basieren zu großen Teilen auf Vorträgen, die von jüngeren, explorativ-interpretativ arbeitenden Kolleginnen und Kollegen im Dezember 2013 bei einem mit einem Methodenseminar verbundenen Workshop an der Technischen Universität Dortmund gehalten wurden.³ Alle hier publizierten Aufsätze resultieren aus ethnographie-affinen und (mit Ausnahme des vor über dreißig Jahren entstandenen, u. E. aber immer noch ‚aktuellen‘ Textes von Anne Honer) auch aus gegenwärtig laufenden Projekten bzw. Projektzusammenhängen. Deshalb haben wir sie, auch weil sie alle, wenn auch unterschiedlich explizit, auf eine mehrere Methoden integrativ miteinander verbindende Feldforschung verweisen, unter dem Etikett „Ethnographische Erkundungen“ zusammengestellt. Zugleich haben wir uns bemüht, den unterschiedlichen Ausrichtungen der Beiträge durch eine Gliederung des Bandes entlang von vier Schwerpunktthemen einigermaßen Rechnung zu tragen:

Old School?

Unter dem Schwerpunkt „Old School?“ versammeln wir Beiträge, die im ‚klassischen‘ Modus durchgeführte bzw. projektierte ethnographische Studien vorstellen bzw. auf solche rekurrieren. – Zunächst lotet *Dariuš Zifonun* – auf der Basis der Re-Lektüre einschlägiger empirischer Arbeiten und mit dem Ziel der Begriffsklärung – in seinem Beitrag Verständnis, Verhältnis und gegenseitige Ergänzungsmöglichkeiten dreier Konzepte zur Bestimmung intersubjektiv gültiger Sinnssysteme und damit wesentlicher theoretischer Ansätze für die Ethnographie aus: den der kleinen sozialen Lebens-Welten, den des Milieus und den der sozialen Welt. – *Gerd Möll* stellt die Notwendigkeit und die Erkenntnismöglichkeiten, aber auch die Herausforderungen

3 Den Studierenden, die an diesem Workshop aktiv teilgenommen haben, danken wir für ihre kritisch-konstruktiven Kommentare zu den Vorträgen. – *Sonja Rack* danken wir für ihre redaktionelle Arbeit an diesem Sammelband.

einer medienethnographischen Forschung am Beispiel des (Online-)Pokerns und damit für ein Feld dar, das in jüngerer Zeit komplexen Mediatisierungsprozessen unterliegt. – *Christine Striffler* erkundet mit ihrem Beitrag zur Rekonstruktion des Wohnverhaltens von Menschen mit Demenz in einem Pflegeheim ein ‚Grenzgebiet‘ herkömmlicher ethnographischer Erhebungstechnik: In dem von ihr gewählten Feld stößt die Perspektivenübernahme durch die forschende Person auf Fragen intersubjektiver Nachvollziehbarkeit der je subjektiven Sinnsetzungen der untersuchten Menschen. – Noch aus dem Stadium der Projektierung einer komparativen Untersuchung zu Eventisierungstendenzen an US-amerikanischen und deutschen Hochschulen heraus skizziert *Tino Perlick* die Nützlichkeit ethnographischer Datenerhebung auch in interkulturellen Vergleichsstudien.

Kombination von Methoden

Der zweite Schwerpunkt, „Kombination von Methoden“, weist ebenfalls eine inhaltliche Nähe zur Old School-Ethnographie auf, insofern hier vor allem im Mittelpunkt steht, wie mehrere herkömmliche Verfahren der Datenerhebung und -auswertung aufeinander bezogen und miteinander verbunden werden können. – Der erste Beitrag ist ein Auszug aus der (1983 vorgelegten) Magisterarbeit von *Anne Honer*, in dem bereits deutlich erkennbar wird, wie sie im Rahmen der wissenssoziologischen Erkundung in einem Bodybuilding Studio ihre keineswegs auf „beobachtende Teilnahme“ beschränkte, sondern stets methodenplural angelegte „lebensweltliche Ethnographie“ betrieben hat. – Der Beitrag von *Ronald Hitzler* illustriert am Beispiel eines Forschungsprojekts zum Deutungsmuster „Wachkoma“ die Notwendigkeit, eine ganze Reihe von Verfahrenstechniken ebenso wie erhebliche zeitliche und personelle Ressourcen einzusetzen, um divergente Wissensbestände unterschiedlicher Typen von Akteuren in einem thematisch zunächst begrenzt scheinenden ‚Praxisfeld‘ ethnographisch bzw. ethnographiebasiert zu rekonstruieren. – *Carsten Bender* und *Marion Schnurnberger* ergänzen im Rahmen ihrer Erkundungen der Erlebensweisen älterer Menschen mit Sehverlust den von ihnen aufgenommenen Ansatz methodenpluraler lebensweltlicher Ethnographie um ein für ihr Erkenntnisinteresse ertragreiches, ‚wahrnehmungssensibles‘ Erhebungs- und Analysekonzept.

Spezielle Methoden

Der Schwerpunkt „Spezielle Methoden“ setzt sich zusammen aus Beiträgen, in denen die ethnographischen Designs starke Fokussierungen auf jeweils zentrale Arten der Datenerhebung und/oder der Datenauswertung aufweisen. – *Norbert Schröer* und *Volker Hinnenkamp* haben im Rahmen ihres anwendungsorientierten Projekts Studierende selber explorieren lassen, wie sie Formen interkultureller studentischer Zusammenarbeit erleben und beurteilen. – *Alexa Maria Kunz* präsentiert theoretische Überlegungen zu sowie Erfahrungen aus der praktischen Umsetzung von Log- und Tagebuchverfahren im Kontext genuin ethnographischer Forschung. – *Felix Albrecht* befasst sich mit der (ethnomethodologisch informierten) Interpretation von Videodaten in einem Projekt zur Rekonstruktion von Techniken der Kreativitätsbewertung. – Basierend auf Erfahrungen mit der Interpretation visueller Daten in verschiedenen lebensweltanalytischen Kontexten plädieren *Babette Kirchner* und *Gregor Betz* für eine integrative Anwendung unterschiedlicher Verfahren der Bild- bzw. Fotoanalyse im Rahmen wissenssoziologisch orientierter ethnographischer Forschung und führen diese Technik auch an einem konkreten Beispiel vor.

New School?

Im Schwerpunkt „New School?“ haben wir Beiträge zusammengestellt, die das ‚Problem‘ starker existenzieller Involviertheit forschender Personen in ihr jeweiliges Feld thematisieren und reflektieren. – Für eine unabdingbar eine hochgradige Involvierung ins Feld mit sich bringende, komplexe Variante ethnographischen Arbeitens votiert *Heiko Kirschner* bei dem dezidiert lebensweltanalytischen Ansatz seiner Forschungen in interaktiven Medienumgebungen. – Am Beispiel ihrer Erfahrungen in drei deutlich unterschiedlichen sozialen Settings diskutieren *Paul Eisewicht*, *David Emling* und *Tilo Grenz* die je subjektiven Konsequenzen bzw. ‚Risiken‘, aber auch die zusätzlichen Erkenntnispotenziale der Radikalisierung beobachtender Teilnahme hin zu erheblichem existenziellem Engagement. – Das ‚beschwerliche‘ (bzw. dilemmatische) Austarieren von Nähe und Distanz bei Feldkontakte in einer auf eine Person fokussierten Studie steht im Zentrum des Beitrags von *Christine Keller*. – Und *Christian J. Schmid* schließlich reflektiert vor dem Hintergrund seiner Forschungserfahrungen im Rockermilieu, inwiefern methodologische und methodische Kompetenz überhaupt als ‚objektives‘ Handwerkszeug verstanden bzw. erlernt werden kann und ob die (habituelle) ‚Passung‘ von forschender Person und Feld nicht eine wenigstens ebenso wichtige – extra-method(olog)ische – Bedingung erfolgreicher ethnographischer Erkundungen ist.

Literatur

- Hitzler, R. (1999). Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: *Soziale Welt*, 50. Jg., H. 4, S. 473–483.
- Hitzler, R. (2000). Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: W. Lindner, *Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit* (S. 17–31). Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, R. (2007). Ethnographie. In: R. Buber, & H. H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung* (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: *Neue Praxis*, 18. Jg., H. 6/1988, S. 496–501.
- Honer, A. (1989). Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* (ZfS), 18. Jg., 4, S. 297–312.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (2000). Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: U. Flick (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 194–204). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2011). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poerl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 21–30). Essen: Oldib.

Teil 1
Old School?

Bodybuilder, Brieftauben, Bayernfans

,Kleine soziale Lebens-Welt‘, ,Milieu‘ und ,soziale Welten‘ im Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie¹

Dariuš Zifonun

Einführung

Der Titel dieses Aufsatzes spielt auf drei empirische Studien an, von denen ausgehend der Konzeptbestand der hermeneutischen Wissenssoziologie erhoben wird. Dabei zeigt sich, dass die drei Begriffe ‚kleine soziale Lebenswelt‘, ‚Milieu‘ und ‚soziale Welten‘ auf die phänomenologische Fundierung der hermeneutischen Wissenssoziologie verweisen, zugleich jedoch in soziologischer Perspektive unterschiedliche Leistungen zu erbringen in der Lage sind.

Am Beispiel einer Studie von Anne Honer über Bodybildung (Honer 1985) wird erkennbar, dass die Analyse ‚kleiner sozialer Lebens-Welten‘ es ermöglicht, über die Rekonstruktion subjektiver Relevanzsysteme zur Struktur gesellschaftlicher Sinnsysteme vorzudringen. Der analytische Zugriff auf Interaktionszusammenhänge wird innerhalb dieses konzeptionellen Rahmens jedoch nicht möglich. Sozialstrukturelle Phänomene geraten in den Blick, wenn man sich ‚Milieus‘ zuwendet, die in Hans-Georg Soeffners Arbeit über Bergleute (1992) als interaktive, symbolisch überformte Gemeinschaften subjektive Wirklichkeit erlangen. Anders als im Falle einer strukturalistischen Verwendung des Milieu-Begriffes konzeptualisiert Soeffner die Beziehungsstruktur von Milieus nicht als transintentionale Realität, sondern strikt phänomenologisch als Ermöglichungsrahmen für Begegnungen. Allerdings verweist der Milieu-Begriff in Soeffners Verwendungsweise auf eine ‚Totalinklusion‘ des Subjektes in umfassende soziale Beziehungen. Im Gegensatz

1 Frühere Fassungen des Vortrags wurden im Sommersemester 2014 im Soziologischen Forschungskolloquium der Universität Trier sowie im Rahmen der Qualitativen Methodengespräche am Institut für Soziologie der LMU München vorgestellt. Marion Müller und Hella von Unger danke ich für die Einladungen, den Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die kritischen Anmerkungen. Anika Schönhoff sei für die Hilfe bei der Erstellung des Manuskripts gedankt.

dazu erlaubt es der Begriff ‚soziale Welten‘ den Teilzeitcharakter sozialer Beziehungen in den Blick zu bekommen, wie anhand von Arbeiten des Verfassers über die Fußballwelt (Zifonun 2007, 2008, 2014) gezeigt werden kann.

Neben diesen methodologischen Differenzen bringt der Konzeptvergleich zwischen den Studien zudem Unterschiede in den Zeitdiagnosen zu Tage, die die Texte vorlegen. Diese Differenzen verweisen zum einen auf einen historischen Wandel, zum anderen haben sie gesellschaftstheoretische Implikationen. Die hermeneutische Wissenssoziologie erweist sich in der Gesamtschau der Studien als ein soziologisches Unternehmen, das – ausgehend von phänomenologisch begründeten empirischen Analysen – Forschungsmethoden, Methodologien, Zeitdiagnosen und Gesellschaftstheorien in sich vereint.

Bodybuilding als kleine soziale Lebens-Welt und Sinnssystem

Anne Honer grenzt in ihrem zuerst 1985 erschienenen Aufsatz ihre Sichtweise zunächst von Studien über Bodybuilding ab, die sich entweder der psychischen Disposition von Bodybuildern widmen oder deren Fremddefinition thematisieren. Stattdessen, so Honer (1985), interessiere sie sich für Bodybuilding als einer „sinnhaften sozialen Praxis“ und argumentiert, dass diese Praxis „nichtalltägliche Sinnstrukturen“ aufweise. Was ist damit gemeint? Honers These lautet, dass Bodybuilding, obwohl auf der Handlungsebene zunächst pragmatische Körpermnipulation, auf zahlreiche transzendentale Zusammenhänge verweist. Mit anderen Worten: der Körper des Bodybuilders wird zwar im Hier und Jetzt geformt und zur Schau gestellt, seinen Sinn erhält er jedoch erst durch außeralltägliche Bezüge auf die Sphären des Schönen und des Religiösen. Als Arbeit ist Bodybuilding zunächst darauf gerichtet, „aus schwachem, weichem, trägem, fettem Fleisch kräftiges, hartes, aktives und muskulöses zu machen“. Allerdings zielt diese Transformation nicht auf gesteigerte Leistungsfähigkeit. Nicht der starke Körper des Arbeiters oder der asketische Leistungskörper des Sportlers soll erworben werden, nicht ein starker, sondern ein schöner Körper. Angestrebgt werden „harmonische Proportionen“, die ihren Sinn durch den Verweis auf die Welt der Ästhetik erhalten. Bodybuilding ist dann Kunst. Die Missachtung, die der Bodybuilder wegen seines Verstoßes gegen die herrschenden „physischen Normvorstellungen“ von Seiten der Laien erfährt, wiegt wenig im Vergleich zur Anerkennung durch die Experten, die zur Deutung des „wohl-, definierten‘ Körpers“ in der Lage sind: Sie lesen ihn als Verkörperung einer „transzendentalen Idee des Schönen“.

Im „Posing“ als Form der „Body-Art“ wird „der dargebotene Körper“, so Honer, „zum Symbol: Einerseits drückt er mehr oder minder gelungen das bereits tradierte ästhetische Ideal aus, andererseits repräsentiert er die vorausgehende praktische Kreativität der Muskelformung“. Und diese Muskelformung hat neben ästhetischen auch religiöse Aspekte. Die religiöse Erfahrung des Bodybuilders liegt in der Erfahrung des Schmerzes. Im Training überschreitet er „die Grenzen des Erträglichen“. Diese Grenzüberschreitung des Bodybuilders schreibt sich, so Honer, in den definierten Körper des Bodybuilders ein, der so „zum Ausdrucksfeld innerer Zustände“, mithin also seines Geistes wird:

„Die Qualität seiner Muskulatur drückt [...] aus, in welchem Maße er sich in die andere Wirklichkeit der Überbelastung, der Überforderung, der Qual und der Schmerzen ‚entrücken‘ kann, wie hoch mithin sein Konzentrationspotential, wie stark und unbeirrt sein *Wille zur Selbstdisziplinierung* ist“ (Honer 1985, S. 155-168; Hervorhebungen im Original).

Aktualität gewinnt Honers Studie heute, wenn man sie in den Kontext jüngerer Debatten um Formen sozialer Kontrolle stellt. Lange vor der Blüte der von Michel Foucault inspirierten Gouvernmentality Studies (Rose 1996) interpretierte Honer Bodybuilding als Form der Selbstkontrolle, in der gesellschaftlicher Zwang internalisiert wird und die Selbstdisziplinierung subjektiv nicht nur als selbst gewählt erfahren wird, sondern auch als Lustgewinn. In der Fitnesskultur unserer Tage erkennen wir Honers Bodybuilding in ‚normalisierter‘ Form wieder.

Der Aufsatz zum Bodybuilder ist ein empirisches Gegenstück zu dem im Jahr davor gemeinsam mit Ronald Hitzler publizierten, konzeptionellen Artikel, der den Titel „Lebenswelt – Milieu – Situation“ trägt (Hitzler und Honer 1984). Überraschen muss in diesem Kontext, dass im empirischen Text Bodybuilding als „Sinnssystem“ verstanden wird, ein Begriff also prominent ist, der im terminologischen Aufsatz keine Rolle spielt. Honer und Hitzler bemühen sich in ihrem Aufsatz um eine phänomenologische Bestimmung der von ihnen diskutierten Begriffe, d. h. darum, die Begriffe so auszulegen, dass sie es ermöglichen, „soziale Handlungen vom Bewusstsein und von den subjektiven Bedeutungen her zu erfassen“ (Hitzler und Honer 1984, S. 69). Die phänomenologische Annahme lautet, pointiert formuliert: Wirklichkeit liegt nicht objektiv, als gegebene Tatsache vor, sondern immer nur subjektiv, als je eigene Leistung des Bewusstseins. Jeder Einzelne belebt mithin seine eigene Lebenswelt, die „das Insgesamt von *Sinnwelten*“ (Honer 1993, S. 27; Hervorhebungen im Original) darstellt, das er erfährt:

„Eine kleine soziale Lebens-Welt meint ein in sich strukturiertes Fragment der Lebenswelt, innerhalb dessen Erfahrungen in Relation zu einem speziellen, ver-

bindlich bereitgestellten intersubjektiven Wissensvorrat statthaben. Eine kleine soziale Lebens-Welt ist das Korrelat des subjektiven Erlebens der Wirklichkeit in einer Teil- bzw. Teilzeit-Kultur. „Klein“ ist eine solche Welt also nicht etwa deshalb, weil sie grundsätzlich nur kleine Räume beträfe oder nur aus wenigen Mitgliedern bestünde. (Das „klein“ betrifft nicht diese Dimension.) „Klein“ nennen wir eine kleine soziale Lebens-Welt deshalb, weil in ihr die Komplexität möglicher Relevanzen reduziert ist auf ein bestimmtes Relevanzsystem. „Sozial“ nennen wir eine kleine soziale Lebens-Welt deshalb, weil dieses Relevanzsystem intersubjektiv verbindlich ist für gelingende Partizipationen“ (Honer 1999, S. 64).

Wenn in Honers Text vorrangig vom Bodybuilder im Singular die Rede ist, ist die typische kleine soziale Lebens-Welt des Bodybuilders gemeint. Der Begriff des „Sinnsystems“ verweist im Bodybuilding-Text auf einen intersubjektiv verfügbaren Wissensvorrat, in diesem Fall also auf die Teilzeit-Kultur des Bodybuildings, auf die Bodybuilder von ihren kleinen sozialen Lebens-Welten aus zugreifen. Der Begriff der kleinen sozialen Lebens-Welt basiert auf der Annahme eines „intentionalen Apriori“ (Hitzler und Honer 1984, S. 62), d. h. einer Vorgängigkeit des Subjekts vor allem Sozialen und damit auch vor gesellschaftlichen Sinnsystemen. Der Begriff ist damit konsequent phänomenologisch gedacht. Jedoch wäre es verfehlt, den Text als einen phänomenologischen zu bezeichnen. Der Phänomenologie geht es um die Beschreibung vorsozialer Phänomene, sie vermeidet jede Interpretation. Honer jedoch legt eine Rekonstruktion der gesellschaftlichen Wissensbestände und Handlungspraktiken vor, wie sie typisch sind für Bodybuilder. Es handelt sich also um eine soziologische Studie, die jedoch, aufgrund methodologischer Vorerüberlegungen, phänomenologisch begründet den Weg zu diesem gesellschaftlichen Sinnssystem über die Analyse dessen geht, was als Relevanzsystem des Bodybuilders bei diesem subjektiv vorliegt.

Was nun für einen soziologischen Text ungewöhnlich erscheinen muss, ist der Umstand, dass Gesellschaft nur im Sinne eines kollektiven Wissensvorrats, eines „Sinnsystems“, in Erscheinung tritt. Wie Bodybuilder etwas mit anderen machen, kommt nicht zur Sprache. Gesellschaft als Interaktionszusammenhang gerät nicht in den Blick. Wie das Wissen des Bodybuilders sich ausformt, wie es tradiert und vermittelt wird, wie man sich damit und darüber auseinandersetzt oder gar wie die Gemeinschaft der Bodybuilder strukturiert ist, darüber gibt der Text keine Auskunft. Mit anderen Worten soziale Strukturen oder gar die Sozialstruktur von Gesellschaft spielen keine Rolle.

Das Milieu der Bergleute als Gemeinschaft

Gegenstand von Hans-Georg Soeffners 1992 erschienenem Aufsatz „Der fliegende Maulwurf“ ist der, wie es in der Erweiterung des Titels in Klammern heißt, „taubenzüchtende Bergmann im Ruhrgebiet“. Dabei offenbart der Obertitel bereits das Programm des Aufsatzes. Die paradoxe Formulierung „fliegender Maulwurf“ zieht zwei widersprüchliche Teile zu einer unverbrüchlichen, symbolischen Einheit zusammen: den unterirdisch tätigen, schmutzigen, industriell disziplinierten Bergmann und die von ihm gehegte und gepflegte, weiße, freie, die Lüfte bewohnende Taube. So weit so gut. Allerdings zieht Soeffner daraus nicht den verklärenden Schluss, der Bergmann schaffe sich mit der Taube ein „Reich der Freiheit“, eine Gegenwelt. Stattdessen führt er aus, dass und wie die Taube und ihr Züchter sich in ihrer Beziehung gegenseitig domestizieren und konditionieren. Beide sind an den Taubenschlag gebunden, ihr Lebensrhythmus ist bestimmt von den Notwendigkeiten der Taubenzucht. Sie bilden beide gemeinsam – und hier taucht der Begriff erstmals im Text auf – ein Milieu.

Damit ist das Milieu, anders als die kleine soziale Lebens-Welt bei Honer, nichts rein subjektives, sondern etwas gemeinsames und – etwas überraschend – nichts exklusiv menschlich-gesellschaftliches, sondern etwas mit Tieren geteiltes.² Hier endet jedoch seine Verwendung des Begriffes nicht. Soeffner verwendet ihn zudem für die Gemeinschaft der Bergleute, deren Milieu seinen Zusammenhalt durch die Taube erlangt. Entstanden ist das Milieu der Bergleute im Ruhrgebiet zum Ende des 19. Jahrhunderts aus Arbeitssuchenden, die aus den unterschiedlichsten Teilen des deutschen Reichs, aus Polen, Italien und Holland in die Region kamen, denen es mithin sowohl an geteilten Formen alltäglicher Sozialorganisation wie an gemeinsamen Symbolbeständen fehlte und die sich beides im Medium der Taubenzucht als „soziales Organisationsprinzip“ schufen:

2 Wobei sich die These von der Gemeinschaft aus Bergmann und Tier nur schwerlich aufrechterhalten lässt, zumindest wenn man, wie Soeffner, Gemeinschaften als Interaktionsverbünde versteht, die auf der *wechselseitigen* Zuschreibung von Subjektivität und der *interaktiven* Herstellung von *communitas* basieren. Der Taube jedoch wird Subjektivität und Handlungsfähigkeit allenfalls zugeschrieben. Dass solche Zuschreibungen regelmäßig getätigten werden und sozial folgenreich sind, hat Thomas Luckmann (1980) gezeigt. In der Actor-Network-Theory wird die Zuschreibung von Handlungsträgerschaft zu nichtmenschlichen ‚Aktanten‘ zum wissenschaftlichen Programm erhoben. Für eine phänomenologisch fundierte interaktionistische Soziologie allerdings können Zuschreibungen lediglich Beobachtungsgegenstand sein. Ronald Hitzler sei für diesen Hinweis gedankt.

„Von nun an konnte man ‚problemlos‘ – unabhängig von ethnischer, religiöser, sprachlicher, ständischer Herkunft – in der Freizeit, insbesondere an Wochenenden, miteinander umgehen, ja, diese Freizeit gemeinsam ‚gestalten‘. Kneipen, Häuser (Dachstühle) und Gemeinschaftsfahrzeuge, Sonntage und Abende, Gespräche, Pläne, Gemeinschaftskassen, sie alle wurden nun organisiert unter dem Wahrzeichen der Taube. Dieses Wahrzeichen drückte ganzen Familien durch seine Lebensweise, durch seine Flug- und Fressgewohnheiten ebenso wie durch Krankheiten seinen Stempel auf. Taubenzucht und Wettflug etablierten und garantierten eine ‚neue‘ soziale Ordnung: der industrielle Bergarbeiter, im Stand, Prestige und historischen Abstand weit entfernt vom hoch eingeschätzten, z. T. sagenumwobenen ‚Bergmann‘ des Mittelalters, war nun nicht mehr Arbeiter – er wurde zum ‚Kumpel‘. In eben diesem Wort kennzeichnet sich die Masse der Bergleute als eine Gemeinschaft“ (Soeffner 1992, S. 155).

Während Honers Aussagen über Bodybuilding hohe Aktualität aufweisen, zeichnet Soeffner das Portrait einer untergegangenen Welt. Mit dem Ende des Bergbaus im Ruhrgebiet ist auch eine Lebensform zu Ende gegangen, die stark mit den gegenwärtig dominanten Formen sozialer Organisation kontrastiert, wie der Vergleich zum Fußballmilieu zeigen wird. Zuvor ist es jedoch notwendig, nachzuzeichnen, wie überhaupt ein phänomenologischer Zugang zu Interaktionszusammenhängen möglich ist. Dabei wird sich zeigen, dass ein phänomenologisches Verständnis von Milieu sich stark von einem strukturalistischen unterscheidet.

Sozialstruktur und Milieu aus phänomenologischer Perspektive

Wir finden bei Soeffner ein Begriffsverständnis von Milieu als intersubjektivem Erfahrungsraum, das eng anknüpft an ein Verständnis von Sozialstruktur, das in der Wissenssoziologie von Thomas Luckmann und Peter Berger angelegt ist. In Berger und Luckmanns „Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (1980) finden wir ein Verständnis von Sozialstruktur, das diese als institutionalisierte Lösung für geteilte Handlungsprobleme ausweist, die sich zu umfassenden institutionellen Ordnungen auswachsen können. Honers Arbeit nimmt diese Fährte nicht auf, obwohl sie im Konstanzer Arbeitszusammenhang Luckmanns entstanden ist und Honer auf Berger und Luckmann verweist (Honer 1985, S. 155). Sie konzentriert sich ganz auf die gesellschaftliche Typik der subjektiven Orientierungen und körperlichen Praktiken.

Diese Beschränkung ist jedoch für eine phänomenologisch begründete Wissenssoziologie nicht zwingend notwendig. Es gibt in der Phänomenologie An-

knüpfungspunkte für die Konzeptualisierung nicht nur eines gesellschaftlichen Wissensvorrates, sondern auch von Sozialstruktur. Diese Anknüpfungspunkte finden sich in der Art und Weise, wie bei Alfred Schütz und Thomas Luckmann im 2. Kapitel der „Strukturen der Lebenswelt“ (2003) die Begriffe ‚Begegnung‘ und ‚Beziehung‘ gefasst werden. Schütz und Luckmann unterscheiden dort zunächst zwischen der ‚Wir-Beziehung‘ und der ‚Sozialwelt‘. In der Wir-Beziehung erfahren sich die Anwesenden als Mitmenschen „in zeitlicher und räumlicher Unmittelbarkeit“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 102), indem sie sich wechselseitig ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Da sich in der Wir-Beziehung die wechselseitige Spiegelung der Beteiligten vollzieht, ist sie der Ort der sozialen Begegnung, an dem sich die Alltagswelt als intersubjektive Wirklichkeit konstituiert. Wir-Beziehungen fallen damit in den Bereich meiner aktuellen Reichweite. Sobald aber mein Mitmensch diese Zone verlässt, also nicht mehr aktuell erreichbar ist, wird er zum Zeitgenosse. Er befindet sich dann lediglich in erlangbarer Reichweite. Eine soziale Begegnung ist nicht möglich. Diese Sphäre der Lebenswelt nennen Schütz und Luckmann die Sozialwelt. Die Sozialwelt ist nur mittelbar erfahrbar. Der Personentypus, der sie bevölkert, ist der Zeitgenosse, zu dem ich in einer Beziehung der Anonymität stehe.

Nichtsdestotrotz liegen zwischen Zeitgenossen soziale Beziehungen vor. Soziale Beziehungen werden von Schütz und Luckmann im Anschluss an Max Weber gerade über die Abgrenzung zur sozialen Begegnung definiert. Als soziale Begegnung bezeichnen sie den aktuellen Austausch zwischen Handelnden, während die soziale Beziehung dadurch definiert ist, dass sie eine soziale Begegnung wahrscheinlich macht. Sie sprechen dann von einer sozialen Beziehung, wenn die Chance besteht, dass Zeitgenossen „in die unmittelbare Erfahrung von Mitmenschen überführt werden“ (Schütz und Luckmann 2003, S. 128), sei es als konkrete oder als typische Andere.

Wir können daran anschließend soziale Milieus als Beziehungsstrukturen verstehen, die die Chance zur Begegnung von Subjekten erhöhen, indem sie Begegnungen eine Richtung und Thematik geben und dadurch Interaktion situationsübergreifend formen. Die thematische Einschränkung auf ein Handlungsfeld und ein Deutungsrepertoire – statt der Offenheit beliebiger Anschlüsse – erhöht die Wahrscheinlichkeit der Begegnung mit typischen Anderen und reduziert zugleich die Begegnungschancen mit Subjekten, die nicht die entsprechende Typik aufweisen. Wir finden den Milieubegriff an unterschiedlichen Stellen von Luckmanns Werk auf ähnliche Weise verwendet, insbesondere in seinen Arbeiten zu kommunikativen Gattungen, wo Milieus als Außenstruktur kommunikativer Gattungen firmieren (Luckmann 2002; Knoblauch und Luckmann 2009).

Das kontrastiert nun stark mit einer anderen Begriffstradition der Verwendung des Milieu-Begriffs, der von Émile Durkheim geprägt wurde (Zifonun 2014). In

seinen „Regeln der soziologischen Methode“ argumentiert Durkheim, dass Milieus wie „Gussformen“ (Durkheim 1984, S. 126) seien, in die wir unser Handeln einzupassen haben und die sich nicht willentlich ändern lassen. Durkheim unterscheidet zwischen dem inneren sozialen Milieu einer Gesellschaft und deren Nachbar-gesellschaften, die er als äußeres soziales Milieu bezeichnet. Das innere Milieu setzt sich aus Sondermilieus zusammen, die Durkheim als die Grundeinheiten von Gesellschaft charakterisiert. Dabei unterscheidet er zwischen dem familialen Milieu, dem territorialen Milieu und dem Arbeitsmilieu (Durkheim 1988). In den englischen Übersetzungen Durkheims verschwindet der Milieu-Begriff, er wird dort durch „environment“ ersetzt, was ein Grund für das weitgehende Fehlen einer Befassung mit „Milieus“ in der neueren englischsprachigen Forschung sein könnte. Ganz anders in Deutschland, wo der Milieu-Begriff in der Sozialstrukturanalyse seit den 1980er Jahren eine steile Karriere gemacht hat (Hradil 1992; Müller 1989; Schulze 1992; Vester u. a. 2001). Relevanter ist dabei aber eher Pierre Bourdieu als Émile Durkheim. Allerdings wird Milieu als Komplementärbegriff zum Lebens-stil eingeführt; eingeführt deshalb, weil er in den Arbeiten Bourdieus, etwa im Schlüsselwerk „Die feinen Unterschiede“ (1982) keine Rolle spielt. Bourdieu ist der Milieubegriff nicht geheuer, da er nicht eindeutig auf Ungleichheitsmerkmale verweist, sprich mit ‚Milieu‘, anders als mit ‚Klasse‘, keine Strukturopposition zwischen Dominanten und Dominierten kommuniziert wird. In Erweiterung der Bourdieuschen Perspektive hat Loïc Wacquant jüngst darauf hingewiesen, dass Klasse als ein „principle of social vision and division“ (Wacquant 2013, S. 276) gefasst werden kann, das mit alternativen (Lohnarbeit, Ethnie, Geschlecht, Alter, Religion etc.) um Dominanz ringt.

Fanmilieus in der sozialen Welt des Fußballs

Nach den Bodybuildern und den Bergleuten sollen schließlich auch die Bayernfans Erwähnung finden und dabei soll eine Umnutzung des Milieubegriffs vorgeschlagen werden. Das Argument lautet: Anders als Soeffners Milieu der Bergleute sind gegenwärtige Fußballmilieus Teilzeitwelten mit Teilzeitzugehörigkeiten. Dass sich in ihnen nichtsdestotrotz Vergemeinschaftung vollzieht, mag sie von Honers Bodybuildern unterscheiden. Für dieses empirische Feld lohnt es sich, auf Anselm Strauss‘ (1978) Konzept ‚sozialer Welten‘ zurückzugreifen und ihm den Begriff des Milieus unterzuordnen.

Mit den Bayernfans sind die Anhänger der Fußballmannschaft FC Bayern München gemeint. In deren Reihen herrschte große Aufregung, ja Empörung,

als im Sommer 2011 ausgerechnet Manuel Neuer vom Ligarivalen FC Schalke 04 als neuer Torhüter zu ihrem Verein wechselte. Skandalisiert wurde der Umstand, dass Neuer Mitglied einer Schalker Ultra-Fangruppierung gewesen war. „Ultra“ ist die Selbstbezeichnung eines spezifischen Typs von Fußballfans, die ihrem Verein nicht nur besonders intensiv anhängen, sondern spezielle Formen des Fantums pflegen.³ „Du kannst noch so viele Bälle parieren, wir werden dich nie in unserem Trikot akzeptieren!“, hieß es auf einem Transparent, das bei einem der ersten Spiele Neuers für seinen neuen Verein zu sehen war. Die Angehörigen von Münchner Ultra-Gruppierungen lehnten den Wechsel Neuers wegen dessen Schalker Ultra-Vergangenheit zunächst vehement ab und konfrontierten den Spieler nach dessen Vereinswechsel in einem vom Verein anberaumten „Schlichtungsgespräch“ mit den folgenden Forderungen:

Neuer darf 1. nie mit dem Megafon die Fangesänge vorgeben, 2. sich nie vor die Mannschaft knien, um das „Humba“-Lied zu intonieren, 3. sich nicht der Südkurve (hier stehen die Bayern-Ultras) nähern, 4. nie sein Trikot in die Kurve werfen, 5. nie das Bayern-Wappen auf dem Trikot küssen.

Unterlassen sollte der Spieler also genau *die* symbolischen Aktivitäten, die im Fanmilieu der Ultras besonders hoch bewertet werden und die im Fußballmilieu dazu führen, dass die profane Tätigkeit des Fußballspiels und -betrachtens umschlägt in Milieuvergemeinschaftung. Dem Milieu der Ultras ist es nicht nur bei FC Bayern gelungen, mit Hilfe ihrer Kulturtechniken (organisierte Fangesänge, Choreographien, Pyrotechnik) kulturelle Ausstrahlung und Anziehungskraft zu gewinnen. Sie definieren, was authentische Fußballkultur ist und sie sind durch ihre soziale Organisation dazu in der Lage, Einfluss selbst auf das Kerngeschäft von Fußballvereinen zu gewinnen (Zifonun 2007, 2014).

Wir können in der sozialen Welt des Fußballsports beobachten, wie sich transzendenten Fan-Gemeinschaften innerhalb der pragmatischen Handlungssphären des Fußballsports bilden, diese mit ihren partikularen Moralen konfrontieren und dabei sogar bereit sind, die erfolgreiche Durchführung der Kernaktivität zu gefährden. Dabei zeigt sich, dass diese Milieus jedoch Teilzeitgemeinschaften darstellen, denen ihre Angehörigen zwar mitunter besondere Bedeutung zumessen, die sie allerdings auch verlassen, um sich anderen Welten zuzuwenden. Damit ist zum einen gemeint, dass die Zugehörigkeit zu einem Fanmilieu in der Regel auf einen bestimmten Lebensabschnitt begrenzt ist und mit dem Ende der Adoleszenz endet oder in ihrer Bedeutung stark reduziert wird. Zum anderen konkurriert die Zugehörigkeit zum Fanmilieu mit zahlreichen anderen Mitgliedschaften – zur Arbeitswelt, zur Familie,

3 Mehr dazu findet sich z. B. auf jugendszenen.com unter <http://wp1026128.server-he.de/wpsz/?portfolio=ultras>.

zu situativen Zugehörigkeitsarrangements – die ihren ganz eigenen Logiken folgen. Anders als im Fall des Bergarbeiters, dessen Milieu unter dem Symbol der Taube seine gesamte Lebenswelt integrierte – Freizeit, Arbeit, politische Zugehörigkeit etc. – also zu einem sinnhaften Ganzen Zusammenhang, steht das Fragment der kleinen Lebens-Welten eines Fußballfans in keinem Zusammenhang mehr mit den anderen fragmentartigen Wirklichkeiten des Subjektes. Es wandert vielmehr zwischen unterschiedlichsten nicht zusammenhängenden sozialen Welten und erfährt in diesen nur ausnahmsweise die Zugehörigkeit zu einem Milieu, dessen Bedeutung überdies auf die soziale Welt beschränkt bleibt, in der es sich bildet.

Dass diese Form der sozialen Organisation nicht nur charakteristisch für die Fanmilieus von Profivereinen ist, zeigt die Analyse ethnischer Amateurvereine (Zifonun 2008). Diese gelten gemeinhin als geschlossene ethnische Milieus, die die Binnenintegration ihrer Angehörigen bewirken und ein Eigenleben führen. Die empirische Analyse zeigt jedoch, dass dies keineswegs der Fall ist. Zwar führen ethnische Fußballvereine tatsächlich zur Erhöhung der Chancen für Begegnungen. Allerdings gilt dies nur für Begegnungen innerhalb der sozialen Welt des Fußballsports. Überdies stehen die ethnischen Beziehungen innerhalb der Fußballwelt unter dem Primat fußballerischer Relevanzen und führt die Zugehörigkeit zum ethnischen Fußballmilieu auch zu vermehrten nicht-ethnischen Beziehungen innerhalb der Fußballwelt. Dort wo das ethnische Fußballmilieu auch zum Ausgangspunkt der Bildung von ethnischen Beziehungen wird, die über die Fußballwelt hinausgehen – wo also innerhalb der Fußballwelt innerethnische wirtschaftliche, private, religiöse Beziehungen geknüpft werden – stehen diese in einem Konkurrenzverhältnis zu externen, nicht-ethnischen Beziehungschancen, gegenüber denen sie sich zu bewähren haben. Umfassende Gemeinschaften begründen ethnische Fußballmilieus nicht.

Schlussbemerkungen

Zum Schluss lässt sich festhalten, dass die hermeneutische Wissenssoziologie *phänomenologisch* begründet ist, sich also dafür interessiert, was subjektiv vorliegt. Sie ist eine *Wissenssoziologie*, weil sie sich für den gesellschaftlichen Wissensvorrat interessiert, auf den subjektiv zugegriffen wird. Sie ist *hermeneutisch*, weil sie davon ausgeht, dass der subjektiv gemeinte Sinn der Alltagshandelnden das Produkt von Deutungen ist und sich diese interpretative Haltung methodisch kontrolliert für die soziologische Analyse nutzen lässt.

Literatur

- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (1980). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P. (1982). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Durkheim, É. (1984). Die Regeln der soziologischen Methode. Frankfurt a. M.
- Durkheim, É. (1988). Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. Frankfurt a. M.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1984). Lebenswelt – Milieu – Situation. Terminologische Vorschläge zur theoretischen Verständigung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, 56–74.
- Honer, A. (1985). Bodybuilding als Sinnssystem. Elemente, Aspekte und Strukturen. Sportwissenschaft Jg. 15, H. 1, 155–169.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden.
- Honer, A. (1999). Bausteine zu einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: R. Hitzler, J. Reichertz, & N. Schröer (Hrsg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation (S. 51–67). Konstanz.
- Hradil, S. (1992). Alte Begriffe und neue Strukturen. Die Milieu-, Subkultur- und Lebensstilforschung der 80er Jahre. In: Ders. (Hrsg.), Zwischen Bewußtsein und Sein: die Vermittlung ‚objektiver‘ Lebensbedingungen und ‚subjektiver‘ Lebensweisen (S. 15–55). Opladen.
- Knoblauch, H., & Luckmann, Th. (2009). Gattungsanalyse. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung: Ein Handbuch (S. 538–546). Reinbek b. Hbg.
- Luckmann, Th. (1980). Über die Grenzen der Sozialwelt. In: Ders., Lebenswelt und Gesellschaft: Grundstrukturen und geschichtliche Wandlung (S. 56–92). Paderborn.
- Luckmann, Th. (2002). Der kommunikative Aufbau der sozialen Welt und die Sozialwissenschaften. In: Ders., Wissen und Gesellschaft. Ausgewählte Aufsätze 1981–2002 (S. 157–181). Konstanz.
- Müller, H.-P. (1989). Lebensstile. Ein neues Paradigma der Differenzierungs- und Ungleichheitsforschung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 41, 53–71.
- Rose, N. (1996). Inventing Our Selves. Cambridge.
- Schulze, G. (1992). Die Erlebnisgesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Frankfurt a. M.
- Soeffner, H.-G. (1992). Der fliegende Maulwurf (Der taubenzüchtende Bergmann im Ruhrgebiet). In: Ders., Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags 2 (S. 131–156). Frankfurt a. M.
- Strauss, A. (1978). A Social World Perspective. Studies in Symbolic Interaction 1, 119–128.
- Vester, M., von Oertzen, P., Geiling, H., Hermann, Th., & Müller, D. (2001). Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung. Frankfurt a. M.
- Wacquant, L. (2013). Symbolic power and group-making: On Pierre Bourdieu's reframing of class. Journal of Classical Sociology Jg. 13, H. 2, 274–291.
- Zifonun, D. (2007). Zur Kulturbedeutung von Hooliganismus und Alltagsrassismus im Fußballsport. Zeitschrift für Qualitative Forschung, Jg. 8, H. 1, 97–117.
- Zifonun, D. (2008). Das Migrantenmilieu des FC Hochstätt Türkspor. In: S. Neckel, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Mittendrin im Abseits: Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext (S. 187–210). Wiesbaden.
- Zifonun, D. (2014). Versionen: Das Sonderwissen sozialer Milieus und seine Differenzierung. Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 1. Sonderband, 70–85.

Am Gelde hängt, zum Gelde drängt doch alles?

Probleme medienethnographischer Forschung am Beispiel einer Kulturanalyse des Pokerns

Gerd Möll

„Kein Bedürfnis hatte die Wende zwischen dem zwanzigsten und einundzwanzigsten Jahrhundert mehr geprägt als jenes, Geld zu verdienen, ohne dafür arbeiten zu müssen: ein Moment der Lust und des Triumphs, wenn aus dem Nichts das Geld sprudelte und man das Gewonnene ins nächste Nichts stopfen konnte, schöpfend, stopfend, immer wieder, immer unverschämter.“

(Steinfest 2014, S. 80)

Online- und Offline-Forschung

Heutzutage versteht es sich augenscheinlich beinahe von selbst, dass zahlreiche soziale Lebenswelten mehr oder weniger stark von vielfältigen Internet-Aktivitäten durchdrungen sind. Daraus ergibt sich für die ethnographisch Forschenden allerdings die Frage, wie sie diesem Umstand angemessen Rechnung tragen können, wenn sie sich über längere Zeit in einer bestimmten mediatisierten Kultur bewegen wollen, um deren Eigen-Sinn zu erkunden, zu beschreiben und zu verstehen. Dieses Problem erscheint vor allem dann als virulent, wenn man zu den Grundelementen ethnographischer Forschung nicht nur das Dabeisein zählt, sondern auch die „Herstellung von Forschungssituationen in physischer Kopräsenz mit den Akteuren des zu erforschenden Feldes“ (Strübing 2006, S. 248). Autoren, die diese Auffassung vertreten, halten eine Forschung, die sich allein auf die Untersuchung von Online-Aktivitäten konzentriert, für eine Extremform, die im Grunde genommen den Namen Ethnographie gar nicht verdient (Wittel 2000) oder die bestenfalls defizitär sein kann (Hine 2000). Andere halten zwar eine „pure“ Online-Forschung in bestimmten Fällen für durchaus angemessen, räumen aber ein, dass im digitalen Zeitalter zunehmend die Frage nach dem geeigneten Verhältnis von Offline- und Online-Forschung in den Vordergrund gerückt ist

(Kozinets 2010). Als Mittel der Wahl gilt in dieser Perspektive, in Abhängigkeit vom jeweiligen Erkenntnisinteresse, eine Multi-Sited-Forschung bzw. eine Kombination von Online- und Offline-Methoden, wobei sowohl physische als auch virtuelle Lokalitäten zum Ort von Beobachtungsaktivitäten aller Art werden (sollen).

Die folgende Projektdarstellung soll zeigen, dass die Herausforderungen an eine zeitgemäße Medienethnographie damit allerdings noch keinesfalls hinreichend beschrieben sind. Bezug genommen wird dabei auf ein empirisches Projekt, das sich mit den Implikationen des Medienwandels in einem aktuell sehr populären Bereich des Glücksspiels beschäftigt: dem (mediatisierten) Pokern.¹ Bei der Durchführung dieses Projekts sind zwei Problemstellungen zu Tage getreten. Zum einen stellte sich nicht nur die Frage, ob die in der Online-Welt gesammelten Daten der Verifizierung durch Offline-Kontakte mit Akteuren bedürfen, die den untersuchten Online-Aktivitäten nachgehen. Da sich die soziale Welt des Pokerns im Zuge ihrer Mediatisierung in verschiedene Teilwelten ausdifferenziert hat (Internet-Poker, Live-Poker, Fernseh-Poker)², mussten auch diese Welten und deren Verhältnis zueinander bedacht werden. Für jede dieser Teilwelten galt es, eine jeweils geeignete Forschungsstrategie zu entwickeln und umzusetzen. Zum andern zeichnete sich das Untersuchungsfeld sowohl durch eine hohe Änderungsgeschwindigkeit und Komplexität seiner technologischen Grundlagen als auch durch die Vielfalt der involvierten Medien aus (Farnsworth und Austrin 2010). Entsprechend war nicht nur die Untersuchung von multiplen Orten, sondern auch von multiplen Medientechnologien zu leisten.

Erkenntnisinteresse und prinzipielles Vorgehen bei der ethnographischen Erforschung des Poker-Booms

Generell hat das kommerziell betriebene Glücksspiel durch die Verbreitung des Internets in der jüngeren Vergangenheit vielerorts einen fulminanten Aufschwung erfahren. Das gilt auch und insbesondere für Poker, das in wenigen Jahren aus einem nur in wenigen Ländern hinlänglich populären Hinterzimmer-Vergnügen, dem zudem der Ruf des Zwielichtigen anhaftete, nicht nur zu einem Freizeit-Spaß für alle und jeden, sondern auch zu einem äußerst lukrativen – und mithin auch zu

1 Es handelt sich um das im Rahmen des DFG-Schwerpunktprogramms „Mediatisierte Welten“ geförderte und von Ronald Hitzler geleitete Forschungsprojekt „Online-Spiel-Räume – Fernsehunterhaltung – Lokale Kartenrunden. Zur Korrelation von medientechnischen Innovationen und globalem Poker-Fieber“.

2 Auch diese Teilwelten zeichnen sich durch Heterogenität aus (s. u.).

vielfältigen Betrügereien einladenden – globalen Geschäft sowohl für die ‚besten‘ Spieler als auch für die Veranstalter von Poker-Events und vor allem für die Betreiber von Online-Spiel-Räumen geworden ist (Hitzler 2012). Profitiert vom Pokerboom haben außerdem neben internetbasierten Pokerschulen die Anbieter von (legalen und illegalen) Softwareprodukten und Datenpaketen, die den Pokerspielern eine Steigerung ihrer Spielwinne versprechen.

Die besonderen Erkenntnisinteressen, die mit der Durchführung unserer Projektarbeit verbunden waren, setzten gleichermaßen auf zwei Ebenen an. Zum einen war zu klären, was mit einem (Glücks-)Spiel (und nicht zuletzt mit der „kleinen sozialen Lebens-Welt“ der Spieler dieses Spiels) geschieht, zu dessen konstitutiven (Erfolgs-) Bedingungen bislang unzweifelhaft und wesentlich die „Bewährung“ in Face-to-Face-Situationen gehörte, wenn die Ausführung dieses Spiels aufgrund medientechnologischer Innovationen plötzlich nicht mehr an die physische Kopräsenz der Akteure gebunden ist, die Kernaktivität der hier interessierenden sozialen Welt gleichwohl sowohl online als auch offline betrieben wird. Das zweite Erkenntnisinteresse betraf die Frage, ob und inwieweit das Pokerspiel der weit verbreiteten Vorstellung entspricht, wonach sich hier, wie allgemein allen Arten des Glücksspiels unterstellt, gegebenenfalls ein schneller Erfolg mit (vermeintlich) wenig Aufwand erzielen lässt und die Popularisierung des Pokerns somit als exemplarischer Hinweis auf einen möglicherweise grundlegenden sozialen Wandel von einer (angeblichen) Leistungs- zu einer Erfolgsgesellschaft gelten kann.

Um diesen Interessen gerecht zu werden, erschien es notwendig, sich damit vertraut zu machen, in welcher Weise der mediale Wandel in dieser spezifischen Welt des Glücksspiels verläuft, in welchen Formen sich das einschlägige Spielgeschehen konkretisiert, welche neuen und gewandelten Wissensbestände, Handlungs- und Interaktionsformen bei den Spielern zu identifizieren sind, wie sich das Verhältnis von mediatisierter und nicht-mediatisierter Spielpraxis gestaltet und welche maßgeblichen Typen von Spielern sich (re-)konstruieren lassen. Um den Besonderheiten der Welt des Pokerns auf die Spur zu kommen, haben wir von Anfang an die Strategie verfolgt, nicht nur instruktive Datenquellen zum Verständnis der Poker-Welt zu identifizieren und zu nutzen, sondern auch möglichst dicht an die „action“ heranzukommen, also so weit wie möglich „mit zu tun“, sich auf das Spiel-Geschehen in unterschiedlichen Facetten einzulassen und so zumindest näherungsweise ein Gespür für die Sichtweisen der Insider dieser Welt zu entwickeln. Eine besondere Schwierigkeit stellte dabei die immer wieder auftretende Aufgabe dar, sich als Forscher bei der Teilnahme an den feldüblichen Aktivitäten selbst zu beobachten und das eigene Tun und Erleben zu reflektieren. Dass wir auf diese Weise (leider) nicht zu erfolgreich(er)en Pokerspielern geworden sind (oder ‚positiv‘ formuliert:

warum wir immer wieder aus dem Feld herausgefunden haben), bedürfte einer gesonderten Betrachtung.

Forschungspraxis 1: Erkundungen in der Online-Welt

Bevor wir anfingen, uns genauer mit den Relevanzen, Wissensbeständen und Praktiken von Online-Pokerspielern zu befassen, schien es ratsam, sich intensiv mit dem Handlungsrahmen vertraut zu machen, dem sich der aktive oder auch der nur potentiell interessierte Pokerspieler in Zeiten der medientechnologisch getriebenen Veränderung des Pokerspiels gegenüberstellt. Zu erkunden war für uns deshalb zunächst, wie das aktuelle Online-Angebot beschaffen ist, welche Möglichkeiten den Spielern dadurch geboten werden, welche Regeln und technischen Vorgaben befolgt werden müssen, um diese Möglichkeiten nutzen zu können, und welche Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den unterschiedlichen Spielorten (d. h. zwischen den diversen Pokerplattformen) sich identifizieren lassen.

Dies setzte selbstverständlich die aktive Teilnahme am Spielbetrieb voraus, wobei wir zunächst nur mit Spielgeld agiert sowie an kostenlosen Turnieren (den sogenannten Freerolls) teilgenommen haben. Dabei wurde auch die Chatfunktion in den Online-Pokerräumen genutzt, um etwas über die Konversationsgewohnheiten in dieser besonderen Welt in Erfahrung zu bringen. Die Lektüre der ersten Pokerlehrbücher, die uns als wichtige Sozialisationsagenturen für Pokerspieler gelten, war ein mühsames Unterfangen, weil viele der dort behandelten Dinge uns in ihrer Bedeutung zunächst recht unklar blieben. Parallel dazu führten wir erste explorative Gespräche mit erfahrenen Pokerspielern, von denen wir uns einige Grundregeln des Pokers im Internet erläutern ließen. In diesem Zusammenhang wurden wir auf eine Pokerschule im Internet aufmerksam, deren Angebote nicht nur für die Aneignung von Anfängerstrategien sowie des einschlägigen ‚Poker-Sprechs‘ sehr hilfreich waren, sondern die uns als ‚Belohnung‘ für den Nachweis von Pokergrundkenntnissen auch mit einem Startkapital von 50 Dollars ausstattete.

Als erster wichtiger Einschnitt unserer Pokerkarriere sollte sich der Übergang vom Spielgeld- zum Echtgeld-Betrieb erweisen. Gleichwohl befanden wir uns noch immer im Novizenstatus, vieles war noch ungewohnt, und vor allem war das Spiel mit echtem Geld aufregend. Erst allmählich entwickelten sich Routinen beim Spiel, und das Riskieren von Echtgeld, auch wenn es genau genommen (noch) nicht das eigene war, verlor etwas von seiner ursprünglichen Spannung. Auch stellten sich die ersten Ernüchterungen ein, da der von der Pokerschule in Aussicht gestellte

Aufbau einer „bankroll“ nicht recht von der Stelle kam. Auch wenn unsere theoretischen Kenntnisse über das Pokern im Vergleich zum Projektbeginn deutlich zugenommen hatten, korrespondierte dieser Wissenszuwachs nicht erkennbar mit den Ergebnissen unserer praktischen Pokeraktivitäten. Erst nach einem Wechsel der Spielvariante und einem intensiven Studium der entsprechenden theoretischen Grundlagen konnten wir dem in unserem Untersuchungsfeld verbreiteten Grundsatz, wonach Poker nicht nur mit Glück und Zufall zu tun hat, sondern Erfolg beim Pokern mit der Verfügung über und der Nutzung von bestimmten Wissensbeständen zusammenhängt, eine gewisse Plausibilität zugestehen. Notwendig erschien uns auch, uns mit einigen der (erlaubten) Hilfsmittel vertraut zu machen, mit denen ambitionierte Spieler an den virtuellen Tischen agieren und deren Nutzung den Charakter des Spiels fundamental verändert hat.

Nicht nur ist durch das Internetangebot die Zugangsschwelle zum Pokern um Geld drastisch gesenkt worden. Bemerkenswert sind vor allem die virulent gewordenen Möglichkeiten zur Erlebnisverdichtung sowie zur Generierung und Nutzung von Spielerdaten mit Hilfe sogenannter Tracking-Programme, die den Spieler dabei unterstützen, während und nach dem Spiel sein eigenes Spielverhalten und das seiner Gegner zu registrieren und zu analysieren. Es gehörte zu unserem Arbeitsprogramm, diese einschlägigen softwaretechnischen Hilfsmittel zumindest ansatzweise praktisch auszutesten. Allerdings deuten die in den zahlreichen Pokerforen im Internet zu registrierenden Wortmeldungen an, dass einige Akteure bestimmte Softwareprogramme (sogenannte Bots) selbst entwickeln und damit den von den Betreibern der Pokerplattformen vorgegebenen legalen Handlungsrahmen verlassen bzw. überschreiten. Uns waren diese spezifischen Aneignungsformen des mediatisierten Pokerangebots (sprich: die einschlägigen Manipulations- und Betrugsmöglichkeiten) zunächst weitgehend unbekannt.

Forschungspraxis 2: Befragungen von Online-Spielern

Derart ausgestattet mit theoretischen Kenntnissen und einschlägigem Erfahrungswissen glaubten wir uns den Status von Quasi-Experten erarbeitet zu haben, so dass wir nunmehr Befragungen mit Pokerspielern durchführen konnten, bei denen wir nicht mehr als Novizen dem oder den Experten gegenüber stehen würden. Allerdings stießen wir bei einigen unserer Interviewpartner in dieser Rolle (als Quasi-Experten) immer wieder auf eine gewisse Ungläubigkeit, die sich in stetigen Nachfragen dazu äußerte, ob man denn das Gesagte, vor allem die Fachterminologie,

auch verstanden habe und nachvollziehen könne. Dass Sozialwissenschaftler vor bzw. angeben, sich zumindest mit den Grundlagen des Pokerns auszukennen, war für manchen Gesprächspartner offenbar eine gewöhnungsbedürftige Vorstellung.

In diesen Gesprächen interessierten uns vor allem die Selbstdeutungen der Spieler über ihr Tun: was ihnen aus welchen Gründen wichtig ist und was nicht und wie sie sich im Diskurs um Glücksspiel und Geschicklichkeitsspiel verorten (Glück versus Kompetenz als Leitdifferenz). Außerdem ging es uns um die Rekonstruktion der Praktiken im Feld, also um die Art und Weise, wie und was gespielt wird. Dazu gehörten auch Erkundigungen über die spielbezogenen Eigen- und Besonderheiten der Spieler, ihre Handlungs- und Interaktionsformen, aber auch die Frage nach dem jeweils von den Spielern in Anschlag gebrachten Formen des Geld- und Zeitmanagements. Dergestalt wollten wir ein Verständnis für die vorhandenen Relevanzstrukturen und Wissensbestände sowie für die Praxis der Pokerspieler gewinnen.

Auch wenn immer zu bedenken ist, dass nie sicher ist, ob das, was ein Interviewpartner berichtet, dem mitgeteilten Geschehen und/oder seiner Erinnerung daran entspricht, zeichnete sich bei den Gesprächen mit den von uns rekrutierten mehr oder weniger erfahrenen Pokerspielern schnell ab, dass verschiedenen Personen offenbar ganz verschiedene Dinge am Pokern wichtig zu sein scheinen. So ist für einige Spieler Pokern nur Mittel zu dem Zweck, etwas gemeinsam mit Freunden zu tun. Für andere scheint hingegen vor allem der agonale Charakter des Pokerns den spezifischen Reiz auszumachen, der insbesondere beim Spiel unter Anwesenden zum Tragen kommt. Wieder andere betrachten Poker mehr oder weniger ausschließlich als (potentielle) Einkommensquelle, wodurch das Spiel tendenziell zur Arbeit wird. Vor diesem Hintergrund scheint es unangemessen zu sein, von einer homogenen Pokerkultur auszugehen.

Forschungspraxis 3: Mittun in der Offline-Welt

Als nächster Einschnitt unserer Pokerkarriere erwies sich die Teilnahme an diversen Formen des Livespiels. Hier mussten wir uns nicht nur mit einer für exklusiv im Internet sozialisierte Pokerspieler vollkommen ungewohnten Interaktionsordnung an den Tischen vertraut machen, sondern wir konnten auch am eigenen Leibe in Erfahrung bringen, was es heißt bzw. wie es sich anfühlt, über viele Stunden in Gegenwart von Fremden am Pokertisch zu sitzen und zu agieren. Es konnte darüber hinaus beobachtet werden, welche Anstrengungen der eine oder andere

Spieler aufbringt, um sich bei dieser Gelegenheit vor Publikum in Szene zu setzen. Deutlich wurde auch, dass es vielen Spielern beim Live-Poker sicherlich nicht um den materiellen Zugewinn geht, wenn sie sich etwa angesichts einer vergleichsweise ungünstigen Auszahlungsstruktur, wie sie bei Sachpreisturnieren üblich ist, stundenlang auf den harten Bänken von Universitätsmensen und Hinterzimmern von Gaststätten oder Schrebergartenvereinen mit ihresgleichen am Pokertisch duellieren. Gleichwohl gilt auch für das Live-Pokern, zumindest legen das unsere Spiel-Erfahrungen in den unterschiedlichen Kontexten und viele Aussagen aus den Interviews nahe, dass wir es mit einer heterogenen Kultur zu tun haben, dass Unterschiede zwischen Home-Game, Casino und Sachpreisturnier in Bezug auf das Spiel und die Relevanzen der Spieler erkennbar wurden. Nicht zuletzt macht es für uns (und vermutlich auch für die Spieler) einen Unterschied, ob man sich stunden- oder nächtelang in der Privatheit des häuslichen Bereichs dem Pokern im Internet hingibt oder ob man das in der Öffentlichkeit und vor Publikum tut. Durchaus überraschend war für uns, dass sich Vieles über das Pokern im Internet und seine Implikationen durch die Teilnahme an Face-to-Face-Spielen und durch Gespräche mit Spielern in Erfahrung bringen ließ, die fast ausschließlich „live“ an den Pokertischen unterwegs sind. Die Schilderungen ihrer Erfahrungen mit Spielern, deren Pokerinitiation im Internet stattgefunden hat und die einen Spielstil auf hohem Aggressionsniveau pflegen, waren jedenfalls ausgesprochen erhellend.

Forschungspraxis 4: Ein Blick in die Welt professioneller Pokerspieler

Als instruktiv erwies sich schließlich der Kontakt zu einem professionellen Pokerspieler, der bereit war, uns nicht nur einen Einblick in seine Online-Aktivitäten zu gewähren, sondern der auch den Versuch wagte, unsere Pokerkenntnisse im Zuge eines individuellen Coachings zu verbessern. In diesem Zusammenhang war es sinnvoll, die Lizenz für eine sogenannte Tracking-Software zu erwerben und sich intensiver mit der Einrichtung und Nutzung der entsprechenden Programme zu beschäftigen. Eine zwingende Voraussetzung für die sinnvolle Verwendung dieser Hilfsmittel ist aber nicht nur das Wissen über deren Möglichkeiten und Grenzen. Notwendig ist auch eine genügend große Datenbasis gespielter Hände,

damit statistische Auswertungen überhaupt Sinn machen. Entsprechend geht von Tracking-Software ein subtiler Zwang aus, sein Spiel zu extensivieren.³

Als mühsam und ungewohnt erwies sich für uns die vom Coach während des Spiels permanent geforderte Explikation und Verbalisierung unserer Handlungsabsichten sowie unserer Einschätzung der Spannbreite der vom Gegner möglicherweise gehaltenen Hände. Die Entwicklung und Offenlegung eines sogenannten „game plan“, also die begründete Rechtfertigung, warum man in einer bestimmten Spielsituation welche Strategie verfolgt, stellt eine erhebliche Herausforderung für den Freizeitspieler dar, der dazu neigt, in erster Linie nur auf die Stärke seiner eigenen Karten zu achten und andere spielrelevante Faktoren zu vernachlässigen. Die Umsetzung der „Weisheit“, wonach Poker ein Spiel zwischen Menschen ist und die Karten nur für die schlechten Spieler da sind, stellt sich als ausgesprochen anspruchsvolles Unterfangen dar. Aus einem unterhaltsamen und „bauchgesteuerten“ Spiel wird dergestalt eine kognitive Anstrengung.

Die Ambivalenz des Pokerns gegenüber bestimmten Merkmalen und Werten unserer Gesellschaft, namentlich gegenüber einem der zentralen Objekte ihrer Begierde, wurde uns sehr nachdrücklich durch den wiederholten Hinweis verdeutlicht, dass man während des Spiels keinesfalls an den Wert des Geldes denken solle, welches man riskiert, gewinnt und verliert. Zwar geht es für den professionellen Spieler, der seinen Lebensunterhalt mit Pokern bestreitet, letztlich um nichts anderes als um monetären Zugewinn. Während des Spiels an den Tischen sind derlei Gedanken jedoch verpönt, da sie den Spieler unter Umständen von der Ausführung mathematisch korrekter Spielzüge abhalten. Zugespitzt formuliert: Nur wer in der Lage ist, im Spiel vom Geld zu abstrahieren, wird es am Ende auch gewinnen können.

Unsere während des Coachings gewonnenen Einblicke in die Welt der „regulars“ deuten darauf hin, dass im Zuge der Diffusion des Pokerns ins Internet die medienvermittelte Kommunikation zwischen den Spielern zwar an Bedeutung gewonnen hat. Dies bedeutet jedoch nicht, dass man sich die professionellen Internet-Pokerspieler als voneinander isolierte Akteure vorstellen muss, für die Face-to-Face-Kontakt untereinander irrelevant geworden ist. Vielmehr scheint sich eine Hybridisierung der verschiedenen Kommunikationswege und Medien abzuzeichnen. Zum einen ist die Nutzung datenbankbasierter Programme für erwerbsorientierte Pokerspieler im Internet praktisch obligatorisch. Die Möglichkeiten zur Registrierung und Auswertung statistischer Spieldaten haben mittlerweile dazu geführt, dass die Halbwertzeiten erfolgreicher Spielstrategien immer kürzer werden (Grospeilier

3 Um den Prozess der Datengenerierung abzukürzen, können die Dienste von Datamining-Unternehmen in Anspruch genommen werden, die „poker hand histories“ vergangener Spielrunden anbieten. Allerdings verstößt die Nutzung derartiger Spieldaten gegen die Geschäftsbedingungen der Plattform-Betreiber.

et al. 2011). „Langsame“ Medien wie etwa Poker-Lehrbücher werden unter diesen Bedingungen als Quelle der Wissensvermittlung zunehmend von den „schnellen“ Internetmedien abgelöst, wobei sich zwischen synchronen Medien einerseits (Skype, Teamviewer) und asynchronen Medien (Foren) bei der Wissensvermittlung unterscheiden lässt. Zum anderen scheint jedoch die räumliche und zeitliche Kopräsenz beim Wissensaustausch und zur wechselseitigen Kontrolle und Optimierung des eigenen Spiels für professionelle Spieler eine wesentliche Voraussetzung für die ständige Revitalisierung ihrer Spielstärke zu sein.

Forschungspraxis 5: Mediale Darstellungen und Selbstinszenierungen

Mediale Präsentationen von Poker finden sich in vielfältigen Formen und in großer Auswahl in unterschiedlichen Kontexten und werden mit unterschiedlichen Intentionen produziert. Bei unseren Analysen diverser Medienformate fiel als durchgängiges Motiv die Dramatisierung und Normalisierung des Pokerns auf, das als sportlicher Wettkampf inszeniert wird, bei dem letztlich die Besten triumphieren und dem dergestalt nichts Anrüchiges mehr anhaftet. Neben den Darstellungen in der Werbung, in einschlägigen TV-Übertragungen von Turnieren und Pokerrunden, in TV-Dokumentationen und in abendfüllenden Spielfilmen, denen Botschaften über die gesellschaftlichen Vordeutungen zum Poker-Spiel zu entnehmen sind, auf die der Poker-Spieler trifft, bietet das Internet ein schier unerschöpfliches Reservoir an Selbstdarstellungen von bekannten, von weniger bekannten und von unbekannten Pokerspielern. Offenbar besteht ein großer Bedarf an audio-visueller (Selbst-)Darstellung der individuellen Pokererfolge und -misserfolge, der Triumphen und der Niederlagen, kurz: der Befindlichkeiten und Erlebnisse, die mit einem Engagement in der mediatisierten Welt des Pokers verbunden sind. Für den Forschenden stellt sich angesichts der Flut von Beiträgen, deren Auswertung Auskunft über die Relevanzen ganz unterschiedlicher Spielertypen verspricht, das Problem einer sinnvollen Auswahl des Materials, da die eigenen Interpretationskapazitäten nun einmal begrenzt sind.

Fazit

Die soziale Welt des Pokers stellt sich uns als ein heterogenes Gebilde mit hoher Veränderungsgeschwindigkeit dar, innerhalb dessen die Spieler mit jeweils verschiedenen anderen zusammen durchaus verschiedene Zwecke verfolgen. Durch die Verknüpfung von praktischen Felderfahrungen mit heterogenen gegenstandsrelevanten Daten (gewonnen durch Interviews, Dokumentenanalysen und das Studium unterschiedlicher Video- und Fernsehformate) haben wir versucht, diesen mannigfaltigen eigensinnigen Relevanzen der Spieler auf die Spur zu kommen. Dabei hat es sich nicht nur als sinnvoll erwiesen, die online gemachten Erfahrungen mit Online-Spielern im Rahmen von Interviews und Gruppengesprächen zu validieren. Instruktiv war auch der Schritt, sich durch die Beteiligung an Live-Pokeranlässen nicht nur mit der Welt des Live-Pokers vertraut zu machen, sondern uns auch darüber zu informieren, wie eingefleischte Live-Spieler das Auftreten von online sozialisierten Pokerspielern an den Tischen erleben. Auch der Blick über die Schulter eines professionellen Spielers hat zur Erweiterung unserer Erkenntnisse beigetragen.

Das Beispiel der Tracking-Software und ihrer Verwendung verdeutlicht, dass es verkürzt ist, bei einer sich auf Mediatisierungsprozesse beziehenden Online-Ethnographie nur intersubjektive und interobjektive (im Sinne von Mensch-Maschine) Beziehungen zu betrachten. Mediale Praktiken können auch als Technologien des Selbst verstanden werden (Reckwitz 2008), mit denen das Subjekt das Verhalten von sich und anderen zum Gegenstand von eingehenden Analysen und daraus abgeleiteten Handlungsschritten macht. Außerdem zeigt sich am Beispiel der Proliferation von Tracking-Software, wie technologische Innovationen mediatisierte Welten destabilisieren können, indem sie das Zusammenspiel zwischen unterschiedlichen Akteuren, Technologien, Artefakten, Wissensbeständen und Organisationen verändern. Im Fall des mediatisierten Pokers verschärfe die softwaretechnologische Aufrüstung eines Teils der Spieler das bisher schon bestehende Armierungsungleichgewicht zwischen unterschiedlich qualifizierten Spielergruppen und befeuerte damit die populationsökologische Krise des Internet-Pokers, auf die wiederum die Plattformbetreiber mit Veränderungen ihres Online-Angebots reagierten. Wir haben an anderer Stelle versucht, diese Entwicklung mit dem Begriff der „reflexiven Mediatisierung“ zu fassen (Möll 2014).

Auffällig an unserem Untersuchungssample ist der Umstand, dass für viele der befragten Spieler die Beschäftigung mit Poker nur temporär ein bedeutsamer Teil ihres Lebens gewesen ist. Der Eintritt in das Berufsleben war in diesen Fällen gleichbedeutend mit einer starken zeitlichen Reduktion der Spielaktivitäten oder gar mit der völligen Abstinenz vom Poker. Vor dem Hintergrund der schon seit einigen

Jahren stark rückläufigen Spielerzahlen auf den einschlägigen Poker-Plattformen im Internet relativiert dieser Befund die (nicht zuletzt auch von Hitzler 2010) verbreitete Sichtweise, wonach der Poker-Boom nachgerade emblematisch für eine sich in der Gegenwartsgesellschaft allenthalben ausbreitende Zockermentalität sei. Aber auch im Selbstverständnis derjenigen Spieler, für die Poker nach wie vor mehr als nur eine letztlich belanglose Freizeitbeschäftigung darstellt, stehen Tugenden für den Erfolg an den Pokertischen hoch im Kurs, die nicht zu einer bevorzugt an „action“ orientierten Gesellschaft von risikoaffinen Zockern zu passen scheinen: Selbstkontrolle, ständige Lernbereitschaft und an Langfristigkeit orientiertes Denken. In dieser Perspektive erweist sich das Glücksspiel im Allgemeinen und das Pokern im Besonderen vielmehr als eine intensive Form des Konsums, bei der es neben kognitiver Kompetenz wesentlich auch auf regulative Kompetenz ankommt und die Spieler, wie von neoliberalen Gesellschaftskonzepten propagiert, für die Kontrolle ihres Konsumverhaltens ausschließlich selbst verantwortlich sind.

Poker stellt sich als ein in seinem Ausgang prinzipiell nicht beherrschbares Spiel dar. Aber gerade darin, sich dieses Umstandes sehr wohl bewusst zu sein, es gleichwohl immer wieder aufs Neue zu versuchen und in einer auf „thrill“ und „action“ angelegten Welt selbst nach Verlusten und Exzessen zur Selbstkontrolle zurückzufinden, scheint für viele Spieler, die auch nach dem Ende des Poker-Hypes und des damit verbundenen Traums vom mühelosen Reichtum dem Spiel treu geblieben sind, der besondere Reiz zu liegen. Mit dieser Einschätzung soll die anhaltende Wirksamkeit von finanziellen Anreizen keineswegs geleugnet werden, auch wenn im Vergleich zu den Anfangszeiten des Pokerbooms die Zahl der Spieler, die weltweit versuchen, sich mit Poker ihren Lebensunterhalt (oder auch mehr) zu verdienen, zurückgegangen sein mag. So besteht nach wie vor die Möglichkeit, sich bei einem der zahlreichen Qualifikationsturniere („satellites“) auf den Pokerplattformen mit einem relativ geringen Einsatz für ein lukratives Event zu qualifizieren und dort ein Preisgeld zu gewinnen, das hoch genug ist, um seinem Leben eine Wende zu geben. Zugleich ist aber nicht zu übersehen, dass Poker aufgrund der veränderten medientechnologischen Möglichkeiten immer schnelllebiger geworden ist und der notwendige Aufwand, um angesichts des raschen Wandels erfolgversprechender Spielstrategien konkurrenzfähig zu bleiben, enorm zugenommen hat.⁴ Die im Zuge seiner Mediatisierung gestiegene Veränderungsgeschwindigkeit der sozialen Welt des Pokers, deren jüngste Entwicklung in Richtung „mobile poker“ zeigt (auf Smartphone und Tablet) und womit eine Ortsverlagerung von Spielpraktiken ermöglicht wird (Albaran Torres und Goggin 2014), stellt aber auch für die einschlägige eth-

4 Das zumindest behaupten die involvierten Spieler, wie den einschlägigen Pokerforen zu entnehmen ist.

nographische Forschung keine geringe Herausforderung dar. Interessiert man sich jedoch dafür, wie mediatisierte Glücksspielwelten als symptomatischer kultureller und kommerzieller Bestandteil der Gegenwartsgesellschaft (Reith 2013) konstruiert werden, wie das dort bereitgestellte Konsumangebot genutzt, erlebt, inszeniert und vermarktet wird, dann wird man sich den nicht unerheblichen methodischen und zeitlichen Aufwand einer gegenstandsangemessenen Medienethnographie leisten müssen.

Literatur

- Albarran Torres, C., & Goggin, G. (2014). Mobile Social Gambling: Poker's Next Frontier. *Mobile Media & Communication*, 2 (1), 94–109.
- Farnsworth, J., & Austrin, T. (2010). The ethnography of new media worlds? Following the case of global poker. *New Media & Society* 12 (7), 1120–1136.
- Grosppellier, B., Nelson, L., Streib, T., & Dunst, T. (2011). *The Raiser's Edge. Tournament-Poker Strategies for Today's Aggressive Game*. Las Vegas: Huntington Press.
- Hine, C. (2000). *Virtual Ethnography*. London: Sage.
- Hitzler, R. (2010). Im Zockerparadies? Der Pokerspieler als Zeitgeist-Metapher des Konsumen-ten. In: Ch. Brünner, W. Hauser, R. Hitzler, H.-D. Kurz, M. Pöllinger, P. Reininghaus, A. Thomasser, G. Tichy, & P. Wilhelmer (Hrsg.), *Mensch – Gruppe – Gesellschaft. Festschrift für Manfred Prisching in zwei Bänden* (S. 401–416). Wien: Neuer Wissenschaftlicher Verlag (NWV).
- Hitzler, R. (2012). Eine multidimensionale Innovation. Zum Zusammenspiel von Technolo-gien und Techniken am Beispiel des globalen Pokerbooms. In: I. Bormann, R. John, & J. Aderhold (Hrsg.), *Indikatoren des Neuen. Innovation als Sozialtechnologie oder Sozialmethodologie* (S. 141–153). Wiesbaden: VS Verlag.
- Kozinets, R. V. (2010). *Netnography. Doing ethnographic research online*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Möll, G. (2014). Von Fischen und Haien. Zur Mediatisierung des Glücksspiels am Beispiel Online-Poker. In: T. Grenz, & G. Möll (Hrsg.), *Unter Mediatisierungsdruck. Änderungen und Neuerungen in heterogenen Handlungsfeldern* (S. 145–168). Wiesbaden: Springer VS.
- Reckwitz, A. (2008). Medientransformation und Subjekttransformation. In: Ders., *Unscharfe Grenzen. Perspektiven der Kulturosoziologie* (S. 159–176). Berlin: Transcript.
- Reith, G. (2013). Techno economic systems and excessive consumption: a political economy of „pathological“ gambling. *British Journal of Sociology* 64 (4), 717–738.
- Steinfest, H. (2014). *Der Allesforscher*. München: Piper.
- Strübing, J. (2006). Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografi-schen Erforschung des Internet. In: W. Rammert, & C. Schubert, (Hrsg.), *Technografie: zur Mikrosoziologie der Technik* (S. 249–274). Frankfurt: Campus.
- Wittel, A. (2000). Ethnography on the Move: From Field to Net to Internet. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1 (1), Art. 21. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001213>.

Territorialverhalten in einem Pflegeheim

Deutungen des Wohnerlebens von Menschen mit Demenz

Christine Striffler

Ethnographie soll helfen, Handeln bestimmter Personen für andere „nachvollziehbar, verständlicher zu machen bzw. Nichtbeteiligten wenigstens ein paar Einblicke und Eindrücke in ihnen mehr oder weniger *fremde* Welten zu vermitteln“ (Hitzler 2007, S. 215). Fremde Welten sind nicht nur räumlich weit entfernt vorzufinden, wie beispielsweise andere Kulturkreise, vielmehr konstituieren sie sich auch dadurch, dass sie mit einem „befremdenden Blick“ betrachtet werden. In diesem Beitrag ist diese (mehr oder weniger) fremde Welt ein Pflegeheim; genauer ein stationäres, auf das Krankheitsbild Demenz spezialisiertes Pflegeheim. Das bedeutet, dass in sogenannten Wohnbereichen in Pflegeheimen nur Menschen mit Demenz leben und diese Wohnbereiche – nach Meinung sogenannter Experten (beispielsweise Pflegewissenschaftler, Architekten, etc.) – speziell auf körperliche Veränderungen des Alters und auf die kognitiven Beeinträchtigungen der Menschen mit Demenz ausgerichtet sind (Heeg 2008, S. 99ff.). Mein Forschungsinteresse gilt dem Wohnerleben von Menschen mit Demenz, die in einer solchen Einrichtung leben.

Das Feld

Das Leben in der von mir erkundeten, auf Menschen mit dem Krankheitsbild Demenz spezialisierten Einrichtung bedeutet nicht nur, dass die dort untergebrachten Personen jeweils ein eigenes Zimmer bewohnen (bis auf sechs Personen, die in einem Doppelzimmer wohnen), sondern auch, dass sie die Einrichtung nicht – bzw. nur in Begleitung eines Verwandten, Freundes oder Betreuers – verlassen dürfen. Menschen, die einmal dort eingezogen sind, verbringen mit hoher Wahrscheinlichkeit auch ihren Lebensabend dort. Somit lässt sich das räumliche (Um-)Feld relativ eng eingrenzen.

Um einen Einblick in das (Um-)Feld zu bekommen, ist in Abb. 1 der Grundriss des Erdgeschosses zu sehen. Insgesamt besteht das Gebäude aus drei fast identischen Stockwerken. In jedem Stockwerk sind 22 Bewohner untergebracht. Der Flur ist in Form einer Acht gestaltet, den äußeren Rahmen bilden die Bewohnerzimmer, 16 Einzelzimmer und drei Doppelzimmer, jeweils mit einem Badezimmer. Die Grundausstattung eines Zimmers in Pflegeeinrichtungen sind ein Pflegebett und ein Schrank. Weiteres Mobiliar ist optional vorhanden oder kann auf Wunsch des Bewohners, aus der vorherigen (eigenen) Wohnung mitgebracht werden. Der Eingang wird durch einen sogenannten Steg mit der Terrassentüre verbunden. Dieser Steg ist einerseits ein weiterer Teil des Flures, andererseits geht er in den Gemeinschafts- und Aufenthaltsbereich über. Auf der einen Seite ist das Esszimmer mit Wohnküche, auf der anderen das Wohnzimmer. Konzeptionell ist hervorzuheben, dass sowohl im Gebäude als auch im Garten, welcher sich an die Terrasse anschließt, „Endloswege“ angelegt sind. Strukturell zeigt sich, dass alle Bewohner die gleichen Möglichkeiten und Bedingungen haben, ihren Alltag zu gestalten.

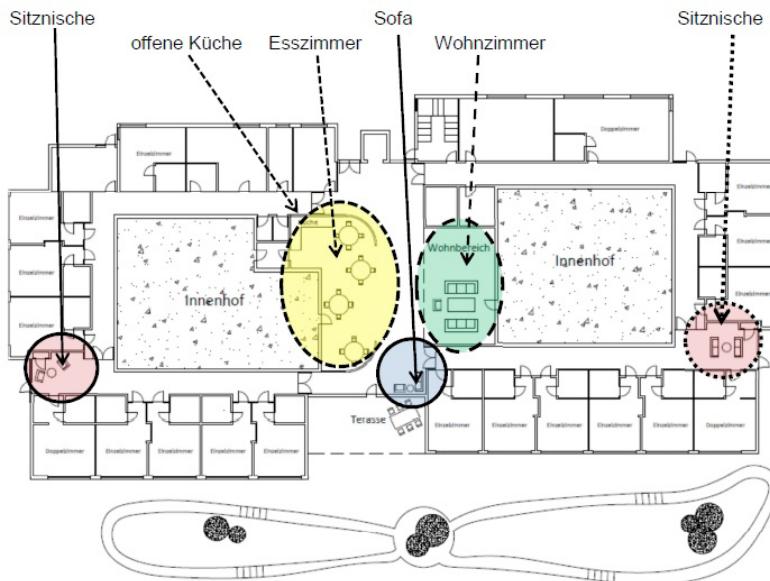


Abb. 1 Grundriss des Wohnbereichs (eigene Darstellung)

Feldeinstieg und Vorgehen im Feld

Nach einer zwei Jahre zurückliegenden Besichtigung der Einrichtung und einem Emailkontakt bezüglich des Vorhabens stand der Feldeinstieg bevor. Nach einer kurzen Begrüßung der gerontopsychiatrischen Fachkraft der Einrichtung begleitete diese mich zum Erdgeschoss des speziell für Menschen mit Demenz gebauten Gebäudes. Im Erdgeschoss wohnen 22 Bewohner in einer sogenannten Wohngruppe, welche mein Feld ist.

Während bei der zurückliegenden Besichtigung der Einrichtung diese gezeigt und Verschiedenes erklärt wurde, begann der Feldaufenthalt mit den Worten „Sie kennen sich ja aus, fühlen sie sich wie zu Hause“ zu mir und den Worten „DCM¹, ne“ zu den Mitarbeitern. Auf dem Flur stehend fragte ich noch, wo ich meine Jacke und Tasche abstellen könnte, was mir daraufhin noch kurz gezeigt wurde. Dann nahm jeder (wieder) seine Tätigkeit auf. Diese ersten Minuten stellten tatsächlich auch meine erste Herausforderung dar. Wie ist mit der Situation umzugehen und was ist zu tun?

Die zuvor gelesene Methodenliteratur, aus der mein theoretisches Wissen kommt, empfiehlt mir ein grundsätzlich ‚situationsflexibles‘ Herangehen (z.B. Lüders 2012; Scheffer 2002). Ziel ist es, sich zunächst mit möglichst offenem Blick im Feld zurechtzufinden, einen Einblick zu bekommen. Das erfordert, zunächst die Einrichtung kennenzulernen und zu eruieren, wie diese funktioniert – die Abläufe (Tagesablauf, Ablauf einzelner Programmmpunkte z.B. Kuchenbacken) und Handlungen der verschiedenen Akteure (Mitarbeiter, Bewohner, Besucher, Hausmeister etc.) –, aber auch und insbesondere die Bewohner und ihr Verhalten wahrzunehmen, um dieses (später) deuten zu können. Darauf aufbauend werden letztendlich Vorgänge und Handlungen rekonstruiert und verstehend nachvollzogen. Es gilt, einen Weg zu finden, möglichst nah am Geschehen zu sein und trotzdem die Situation nicht zu verändern. Scheffer spricht in diesem Zusammenhang von der Normalisierung des Forschers, der als „Fremdkörper“ (Scheffer 2002, S. 356) ins

1 DCM steht für „Dementia Care Mapping“ und ist eine Methode zur Erfassung der Bewohnerbedürfnisse. Nach O’Conner et al. (2007, S. 127) ist dies ein Instrument, welches die Person in den Mittelpunkt stellt und damit die personenzentrierte Pflege berücksichtigt. Empathie und Beobachtung sollen bei dem Versuch helfen, die Perspektive des Menschen mit Demenz einzunehmen (Kitwood 2002, S. 21). Es handelt sich um ein Beobachtungsverfahren für geschulte Mitarbeiter, in dem die Stärken und Schwächen der Betreuung und einer personenzentrierten Umgebung sowie das Wohlbefinden und die Lebensqualität bewertet werden (Brooker 2005, S. 11f.). Es gilt als zuverlässiges, standardisiertes, qualitätskontrollierendes, internationales, bedarfsgerecht anwendbares, multidisziplinäres Instrument, welches eine gute Datenbasis liefert (ebd.: S. 17).

Feld kommt und „zum unauffälligen Bestandteil des Ausgangskontextes werden“ (ebd.: S. 355f.) soll.

In diesen ersten Minuten zeigte sich, dass einige Bewohner im Essbereich saßen und frühstückten. Manche taten dies selbstständig, andere benötigten teilweise die Hilfe von Mitarbeitern, die ihnen je nach Hilfebedarf Brote schmierten, gegebenenfalls kleinschnitten und auch anreichten. Andere kamen oder gingen und wieder andere waren in ihren Zimmern hinter geschlossenen Türen. Diese Zeit nutzte ich, um mich zu orientieren, die Wege der Einrichtung abzugehen und die Frühstückssituation zu beobachten. Wie ich allerdings zum unauffälligen Bestandteil des Ausgangskontextes werden konnte, war noch relativ unklar, denn auch wenn ich mich unauffällig in eine Ecke setzte und beobachtete, wurde ich im Umkehrschluss auch gesehen und – je nach Interesse – ebenfalls mehr oder weniger freundlich angeschaut oder beobachtet. Nachdem die Mitarbeiterin, die mich empfangen hatte, einer Dame das Frühstück vollständig angereicht hatte, kam sie wieder zu mir. Sie erklärte mir kurz den Tagesablauf, wies mich auf Besonderheiten mancher Bewohner hin, erzählte kurz aus dem Alltag und kehrte wieder zu ihrer eigentlichen Arbeit zurück. Während ich mich in den ersten Stunden (gefühlt) wie ein Fremdkörper in der Einrichtung bewegte, saß oder auch den Flur entlangging, kam nach einiger Zeit eine Dame zu mir und stellte fest, dass ich neu sei. Dann begann sie aus ihrem Leben zu erzählen. Ich erfuhr, dass sie Lehrerin und eine sehr gute Schwimmerin gewesen sei und dass ihr Neffe, der die Betreuungsvollmacht über sie hat, für ihren Umzug in diese Einrichtung verantwortlich ist.

In den ersten Tagen stellte ich mich – manchen Bewohnern auch mehrmals – vor, verschaffte mir einen Überblick und arbeitete an der Normalisierung meiner Person im Wohnbereich.² Dies geschah einerseits über meine bloße Anwesenheit, andererseits über kurze, oft floskelhafte Gespräche, bzw. Monologe oder auch über Spaziergänge, für die ich von Bewohnern an die Hand genommen wurde.

Diese Normalisierung meiner Person stellte die erste Beobachtungsphase dar. Zunächst war alles gleich relevant und interessant. Mit Hilfe eines Notizblocks wurden über den Tag Beobachtungen notiert und nach dem Feldaufenthalt mit Hilfe dieser

2 Einerseits gilt es, die Vorbehalte und Befürchtungen der Mitarbeiter aus dem Weg zu räumen. Sie sind Personen mit wichtigen Informationen über die Bewohner und die Einrichtung. Aber auch die Normalisierung meinerseits gegenüber den Bewohnern, oder diesem zumindest nicht ‚völlig fremd zu sein‘, ist äußerst wichtig für die Datengewinnung, da nur so alltägliche Normalität möglich ist. – Um in der Situation nicht als ‚Fremdkörper‘ zu wirken, habe ich auch über ein Praktikum o. Ä. nachgedacht, jedoch bietet sich dies eher an, um Rückschlüsse auf Ausschnitte der Lebenswelt von Mitarbeitern zu gewinnen. Die Gefahren einer solchen Situation wären einerseits eine Verfälschung des Blicks und andererseits eine Ablenkung vom eigentlichen Vorhaben durch die Arbeit eines Praktikanten, welcher mithilft, dem Pflegenotstand zu begegnen.

kurzen Notizen ausführliche Protokolle geschrieben. Nach den ersten Feldtagen begann auch die Auswertung der Protokolle. Zunächst offen, ganz im Sinne des Goffmanschen „was geht hier eigentlich vor?“, dann zunehmend fokussierter auf das räumliche Handeln und die sprachliche Vermittlung des Erlebens der Bewohner konzentriert. Die Vorannahme, dass Menschen, die nicht mehr selbstständig mobil sind, nur bedingt Einfluss auf ihren Aufenthaltsort in der Einrichtung haben und so kaum eine freie Ortswahl vornehmen können, bestätigte sich relativ schnell. Sie werden deshalb im Folgenden bei Fallbeschreibungen ausgeschlossen.

Es zeigte sich, dass in der Einrichtung eine stringente Tagesordnung herrscht, welche mit einem zeitlich offenen Frühstück von 7 bis ca. 10.30 Uhr beginnt, woran sich ein – meist wöchentlich wiederholter – Programmpunkt (z. B. Kuchenbacken, Besuch des Pfarrers, Gedächtnistraining etc.) anschließt. Um 12 Uhr gibt es Mittagessen, welches mit einem Gebet begonnen wird. Während des Schichtwechsels (der sogenannten Übergabe) der Mitarbeiter können die Bewohner schlafen oder sich anderweitig selbst beschäftigen. Um ca. 15 Uhr gibt es Kaffee, darauf folgt ein weiterer, ebenfalls wöchentlich wiederholter Programmpunkt wie am Vormittag. Um 18 Uhr findet das Abendessen statt, worauf ein Gebet und ein Lied folgen, bevor die Bewohner allmählich wieder zu Bett gehen.

Während die Mahlzeiten verpflichtend sind, sind die Programmpunkte am Vor- und Nachmittag freiwillig. Im Essbereich gibt es vier Tische mit festen Plätzen, welche so angeordnet sind, dass Bewohner abhängig vom Grad ihrer Selbstständigkeit zusammensitzen. So können vier Damen am ersten Tisch selbstständig mit Besteck essen, sobald das Essen auf den Teller gegeben wird. Die Bewohner, welche am zweiten Tisch sitzen, benötigen insofern mehr Hilfe, als die Essenskomponenten teilweise vorgeschnitten werden müssen. In Abgrenzung dazu werden den Bewohnern an den beiden anderen Tischen die Mahlzeiten püriert dar- und teilweise auch angereicht. So beginnt das Mahl mit dem gemeinsamen Gebet, das Essen wird jedoch tischweise verteilt, was bedeutet, dass die Menschen, die am ersten Tisch sitzen, häufig schon gegessen haben, wenn die, die am letzten Tisch sitzen, erst beginnen. Sobald die einzelnen Bewohner fertig sind, stehen sie zumeist auf und verlassen den Tisch. Hier zeigt sich, dass die Bewohner zwar im gleichen Gebäude, genauer in einem Wohnbereich mit gemeinsamen Räumen wie Fluren, Wohnzimmer und Essbereich leben, dass diese gemeinsam genutzten Räume aber nicht zu einer Vergemeinschaftung beitragen. Die ‚alten Herrschaften‘ verhalten sich nicht wie Mitbewohner, sondern eher wie anonyme Hotelgäste.

Die Fokussierung der Beobachtungen

In der nächsten Beobachtungsphase wurden Bewohner und ihr räumliches Handeln fokussierter beobachtet und es wurde auch nach Ähnlichkeiten und Gegensätzen gesucht. Den ersten Fall stellt eine im Pflegejargon noch relativ „fitte Dame“, Frau Wagner³, dar. Sie kam relativ bald mit dem Wissen auf mich zu, dass ich „mit ihr reden wolle“; das habe sie von einer Mitarbeiterin gehört. Diese Mitarbeiterin hatte mich ebenfalls, mit dem Hinweis, dass Frau Wagner eine nette Dame sei, mit der man noch gut reden könne, auf sie aufmerksam gemacht. Die Beobachtungsprotokolle der ersten Tage zeigen, dass Frau Wagner sich die meiste Zeit in ihrem Zimmer aufhält. Die Fokussierung auf Frau Wagner bestätigt, dass sie nicht „einfach so“ aus ihrem Zimmer kommt, sondern dass ihre Gänge immer ein Ziel haben. Ziele können der Essbereich, die Mitarbeiter oder die Terrasse mit dem Rauchertisch sein. Die Terrasse ist der einzige Ort, an dem geraucht werden darf. Durch einen Aschenbecher auf dem Tisch wird der Raucherbereich angezeigt: da nur auf *einem* Tisch ein Aschenbecher steht, wird der Raucherbereich weiter eingeschränkt. Frau Wagner erhebt als einzige rauchende Bewohnerin hier einen territorialen Anspruch, welcher auch zur Abgrenzung von den anderen Bewohnern führt. An gemeinsamen Aktivitäten des Wohnbereichs, wie gemeinsames Kuchenbacken oder Singen, zeigt sie kein Interesse; lediglich an den kirchlichen Programm punkten nimmt sie teil. Dieses Distinktionsverhalten gegenüber anderen Bewohnern zeigt sie somit durch ihre gezielten Laufwege in der Einrichtung, ihrem Raucherhandeln und durch die Nichtteilnahme an interaktiven Programm punkten.

Als ich Frau Wagner um ein Gespräch bat, lud sie mich direkt in ihr Zimmer ein, da uns dort „niemand stört“. Diese Aussage stützt das bereits beobachtete Distinktionsverhalten gegenüber den anderen Bewohnern, welches sie durch Aussagen wie, sie wolle „nicht hochnäsig sein“, aber mit den anderen Bewohnern habe sie „nichts am Hut“, sonst bekäme sie ja „einen Vogel“, stützt. In ihren Erzählungen zeigt sie immer wieder an, dass sie ihre Mitbewohner zwar kennt – meist auch mit Namen –, dass sie sich diese aber nicht, wie in sonstigen Wohngemeinschaften üblich, selbst hat aussuchen können.

Auf ihr Zimmer ist Frau Wagner sehr stolz, was sie durch Anzeigen in ihrem und durch Erzählungen über ihr Zimmer zeigt. Es ist sehr persönlich mit diversen Möbeln, zwei Sesseln und vielen Bildern gestaltet. Diese Privatheit und Personalisierung wird durch den Zimmerschlüssel, den sie stets um den Hals trägt, unterstrichen. Da sie die einzige Bewohnerin mit Schlüssel ist, trägt dieser auch weiter zu ihrer Abgrenzung bei.

3 Die Namen der in der Einrichtung lebenden Menschen wurden anonymisiert.

Die Gewinnung relevanter Daten erfolgte durch Anwendung des Prinzips des zirkulären Forschungsprozesses (Flick 2011, S. 128). Indem neu gewonnene Daten vor dem nächsten Feldaufenthalt ausgewertet wurden, konnten Lücken systematisch geschlossen und Antworten auf Fragen gefunden werden. Durch diese ‚Beantwortung der Fragen vom Feld‘ entstehen oftmals neue Fragen oder, wenn sie nicht beantwortet werden können, eine Anpassung der Methode. So zeigte sich nach weiteren Tagen, dass Frau Wagner ihre Türe tatsächlich immer abschließt, auch wenn sie das Zimmer nur kurz verlässt, um beispielsweise eine Flasche Wasser zu holen. Außerdem zeigte sich, dass sie sich in ihrem Zimmer einschließt. Sie selbst begründet ihr Handeln damit, dass sie nicht möchte, dass andere Bewohner in ihr Zimmer gehen (können). Die Mitarbeiter respektieren diesen Privatraum und zeigen dies durch Anklopfen. Jedoch haben auch sie einen Schlüssel, den sie beispielsweise für das morgendliche Wecken nutzen.

Die Beobachtungsprotokolle wurden durch die permanente Sensibilisierung stetig umfangreicher. Während zu Beginn die Struktur und Abläufe im Vordergrund standen und Handlungen verschiedener Bewohner nur relativ oberflächlich beschrieben wurden, rückten Struktur und Abläufe in den Hintergrund und die Handlungen in den Vordergrund. Durch die permanenten Rückfragen aus vorherigen Beobachtungen wurden diese immer genauer. Zu Beginn wurden viele Bewohner kurz beschrieben, was nun bei der Auswahl weiterer Fälle hilfreich war. Hierbei war einerseits die bereits erwähnte Einschränkung sinnvoll, nur Menschen zu beobachten, die noch selbstständig Ortswechsel vornehmen können und deren Demenz noch nicht weit fortgeschritten ist. Andererseits konnte so auf ein möglichst großes Spektrum an verschiedenen Verhaltensweisen von Bewohnern im Gebäude geachtet werden (Breidenstein et al. 2013, S. 140).

Die erste Kontrastierung

Während Frau Wagner kaum in den Gemeinschaftsräumen oder auf dem Flur zu sehen ist, hält sich Herr Pohl nahezu permanent dort auf. Zunächst war auffällig, dass Herr Pohl die meiste Zeit auf dem Sofa im Wohnbereich sitzt, einem orangefarbenen Zweisitzer, welches an der Terrassentüre steht (Abb. 2). Ähnlich wie Frau Wagner pflegt er keinen Kontakt zu anderen Bewohnern, sondern sitzt allein auf dem Sofa, manchmal aufmerksam, mit wachem Blick, manchmal dösend oder schlafend. Da Herr Pohl die meiste Zeit des Tages auf diesem Sofa verbringt, hatten die anderen Bewohner anscheinend akzeptiert, dass es in gewisser Weise Herrn Pohls Sofa ist. Frau Wagner erzählte beispielsweise, dass sie vor Herrn Pohls Einzug

auch gerne dort gesessen habe, ihr das aber jetzt „zu blöd“ sei und sie lieber Zeit in ihrem Zimmer verbringe.

Nachdem Herr Pohl zum ‚zweiten Fall‘ wurde, habe ich ihn fokussierter beobachtet und Gespräche genauer notiert, teilweise aufgezeichnet. Er erzählte auf Rückfrage nach dem Sofa, dass dieses speziell für ihn dorthin gestellt und von der Obrigkeit aus Moskau gekauft worden sei. Von dieser Position hat er, wie er selbst auch sagte – und wie ich ausprobiert habe – alles im Blick. Sowohl zwei Flure (vor seinem Zimmer und der Steg) als auch ein Großteil des Essbereichs und die Küche sind einsehbar. Weitere Beobachtungen zeigten, dass er, wenn er dort sitzt, sieht, wann Zeit zum Essen ist oder wann welcher Programmpunkt stattfindet. Durch die Informationen über das aktuelle Geschehen kann er selbst entscheiden, ob er aktiv teilnehmen oder passiv – aus sicherer Distanz – zuschauen möchte.

Nach einigen Tagen erwies sich, dass den Flur einsehen zu können, für Herrn Pohl wichtig war. Eine immer wiederkehrende Beobachtung erschien mir zunächst paradox: Wenn Frau Hain sich auf dem Flur vor seinem Zimmer – aus welchen Gründen auch immer – befindet, ist das für ihn ein Grund, aufzustehen, ihr direkt verbal zu drohen oder ihr lauthals rufend entgegenzugehen. Nachdem dies öfter beobachtbar war, war ich zunächst irritiert, denn bei anderen Bewohnern bleibt Herr Pohl scheinbar gleichgültig auf dem Sofa sitzen.

Frau Hain, eine andere Bewohnerin, reizt ihn hingegen mit ihrer bloßen Anwesenheit auf dem Flur vor seinem Zimmer. Entweder reagiert Frau Hain dann angesichts der Erregung von Herrn Pohl, oder dieser wird von einem Mitarbeiter, der die angespannte Situation registriert, – in der Regel ‚energisch‘ – darauf hingewiesen, dass auch Frau Hain berechtigt ist, den Flur zu nutzen. Letzteres hat Herrn Pohls Resignation zur Folge, welche sich dadurch manifestiert, dass er weggeht. Erst durch ein Gespräch mit ihm konnte ich verstehen, warum er dies immer wieder macht: Er erklärte mir, dass Frau Hain öfter in seinem Zimmer gewesen sei und dort seine Süßigkeiten „geklaut“ habe. Kurze Zeit nach seinem Einzug habe er deshalb ein Drehschloss bekommen, um seine Süßigkeiten in Sicherheit zu wissen. Jedoch habe er Angst, dass Frau Hain dieses Schloss „kaputt machen“ könnte. Die Mitarbeiter sähen die Situation jedoch anders. Deshalb dürfe er sich nicht mehr wehren und auch sonst werde ihm jegliche – in seinen Augen notwendige – Verteidigung von den Mitarbeitern untersagt. Ein Gespräch mit den Mitarbeitern zeigte, dass Frau Hain ab und an in andere Zimmer gehe, Herr Pohl sehr hartnäckig und bestimmt sein könne und er deswegen ein Drehschloss an die Türe bekommen habe. Was Frau Hain in fremden, insbesondere in seinem Zimmer macht, blieb unklar, ebenso, wie sie die Reaktion – in ihren Augen vielleicht Angriff – von Herrn Pohl deutet.

Durch die Beobachtungen von Herrn Pohl konnten einige interessante Eigenheiten festgestellt werden, die zum Teil bereits beschrieben wurden. Im Gegensatz

zu den Gesprächen mit Frau Wagner ist es jedoch schwer, ein längeres Gespräch mit ihm zu führen, da seine Demenz bereits weiter fortgeschritten ist. So gibt er auf einfache, kurze Fragen meist auch kurze Antworten, verfällt dann aber immer wieder in Erzählungen über sich, Moskau, Russland, „die Obrigkeit“ und verschiedene Frauen. Die teilweise sehr wirren Erzählungen über diverse Reisen zum Mond und ins Erdinnere haben immer den Konsens, dass er eine tragende Rolle bzw. eine leitende Position in der jeweiligen Unternehmung hatte. Bis heute beeinflussten seine (damaligen) Auftraggeber sein Leben, indem sie ihn immer wieder auszeichneten und auch die Einrichtung für ihn bezahlten. Mit Verweis auf mein ungläubiges Gesicht lud er mich in sein Zimmer ein, um seine herausragenden Taten anhand verschiedener Auszeichnungen zu beweisen. Sein Zimmer ist anders als die anderen Bewohnerzimmer gestaltet: kahl und fast steril wirkend. Alle Möbelstücke gehören zur Einrichtung des Wohnbereichs, an den Wänden hängen keine Bilder oder Ähnliches. Auf dem Tisch liegen ein Blatt mit seinen Eckdaten (Name, Geburtsdatum, etc.), ein gerahmtes Bild seiner Enkel, eine Kekspackung und verschiedene Dokumente in einer anderen Sprache – seiner Auskunft nach Russisch. Die Dokumente zeigte er mir mit dem Verweis auf seine Auszeichnungen, welche bestätigen sollen, dass er der „Beste der Besten“ ist. Er gab an, mir die Dokumente zu übersetzen und zeigte mir so, dass er (angeblich) leitende Positionen inne hatte und in seinem früheren Leben ein Mann war, der viel Aufmerksamkeit bekam und so offensichtlich häufig im Mittelpunkt stand. Ich gewann den Eindruck, dass die Dokumente ihm einerseits helfen, sich zu erinnern und sich von den anderen Bewohnern abzugrenzen, andererseits liegen sie da, um seine Bedeutung für jeden sichtbar zu bezeugen.

Scheinbar reflektiert erzählte er, dass er ‚hier‘ nicht wohne, sondern ‚hier‘ sei, weil er krank sei, wobei er nicht genau sagen könne, was er habe. Er erklärte außerdem, dass er hier immer allein sei und sich dabei auch immer bewusst sei, dass er sein restliches Leben hier bleiben werde.

Die zweite Kontrastierung

Nach dieser ersten Kontrastierung habe ich eine weitere gesucht. Mit Hilfe der bereits erstellten Protokolle und Notizen entschied ich mich für Frau Krüger. Im Vergleich zu Frau Wagner ist Frau Krügers Demenz, wie die von Herrn Pohl, bereits weiter fortgeschritten. Während sich Herr Pohl allerdings immer wieder an mich erinnert, zeigte Frau Krüger die ‚typischen‘ Demenzsymptome von Vergesslichkeit, was sich durch eine zehnminütige Schleife „Und wo kommen Sie eigentlich her?“

innerhalb von Gesprächen immer wieder zeigt. Während sie die anderen Bewohner (wenn auch nicht mit Namen) zu kennen scheint, da sie sie grüßt oder kurz mit ihnen spricht, war sie mir gegenüber anfangs eher unsicher und erkundigte sich, ob wir uns nicht kennen.

Die Beobachtungen zeigen, dass sich Frau Krüger sowohl in ihrem Zimmer als auch in den Aufenthaltsräumen aufhält. Sie macht immer wieder Spaziergänge durch die Einrichtung, aus ihrem Zimmer über den Flur in den Garten und wieder zurück, über den Steg der Acht oder auf direktem Weg. Dabei vermittelt sie durchaus keinen ‚gehetzten‘ Eindruck, sondern schlendert die Wege entlang und schaut mit wachem Blick, was um sie herum geschieht. Sieht sie eine Gelegenheit dazu, ein Gespräch zu führen, beispielsweise durch die Aufnahme von Blickkontakt, nutzt sie diese. Findet ein Programmpunkt statt oder sieht sie, dass der Tisch gedeckt wird, bleibt sie meist im Aufenthaltsraum, nimmt direkt teil oder wartet auf eine Aufforderung zur Teilnahme. Auch hier entstanden bei der Auswertung des Materials neue Fragen, wie beispielsweise: Was passiert, wenn ein Programmpunkt stattfindet und Frau Krüger nicht im Aufenthaltsbereich ist? Es zeigt sich, dass die Mitarbeiter auch aktiv nach Frau Krüger suchen und sie um ihre Unterstützung bitten. Sie ist beispielsweise fester Teil des Personals beim wöchentlichen Kuchenbacken. Indem sie, während die anderen Bewohner zuschauen, den Anleitungen der Mitarbeiter folgt, stellt sie das Bindeglied zwischen Mitarbeitern und Bewohnern dar. Auch bei anderen freiwilligen Aufgaben, wie beispielsweise Beeren pflücken oder Wäsche falten, zeigt sie, dass sie noch gut den Anleitungen der Mitarbeiter folgen kann. Diese Beispiele zeigen die Vergemeinschaftungen von Frau Krüger mit den Mitarbeitern, welche meist von den Mitarbeitern ausgehen. Die Vergemeinschaftungen bzw. Vergemeinschaftungsbestrebungen mit anderen Bewohnern gehen dagegen meist von ihr aus. Während des Essens am Tisch sucht sie öfter das Gespräch, worauf die anderen Damen, je nach Tagesform und Laune, mehr oder weniger eingehen. Andererseits grenzte sie sich auch ab, indem sie von „den vielen alten Leuten hier“ sprach, gegen die sie nichts sagen möchte, da sie nicht wisse, wie sie selbst „im Alter mal“ werde.

Über meine Frage nach einem Gespräch über das Haus, in welchem sie sich auch auskennt, schien sie sich zu freuen. Nachdem ich ihr mein Aufnahmegerät erklärt hatte, meinte sie, dass diese Technik toll sei und ich das Gespräch gerne aufzeichnen könne, sie habe ja „nichts zu verbergen“. Jedoch machte sie einen aufgeregten Eindruck und schielte immer wieder auf das Gerät. Als ich es wegpackte, wirkte sie fröhlicher und erzählte wesentlich freier. Ihren Aufenthalt und ihr nur bedingtes Wissen über das Haus erklärt sie mir mit langen Urlauben oder Besuchen, die sie manchmal „hier“ macht. In der Einrichtung zu wohnen, könne sie sich nicht vorstellen, da sie in ihrer Heimatstadt noch eine Wohnung habe. „Hier“ hat sie

aufgrund der immer wiederkehrenden langen Aufenthalte ein Zimmer, welches sie mit ein paar persönlichen Bildern an den Wänden und zwei eigenen Möbelstücken gestaltet und so zu ihrem privaten Territorium gemacht hat. Sie kann sich nach Belieben in ihr Zimmer zurückziehen oder sich auf Spaziergänge begeben und nach Geselligkeit suchen. Von ihr verrichtete ‚Hausarbeiten‘, wie das erwähnte Kuchenbacken oder Wäschefalten, erklärt sie mir durch ihre langen Aufenthalte. Es sei mal ganz schön, nichts zu tun, aber da sie so lange hier sei, unterstütze sie auch gerne die Mitarbeiter, wenn diese ihre Hilfe benötigten.

Als die Daten zu den drei Bewohnern gesättigt zu sein schienen, habe ich eine dritte Phase angeschlossen. Beobachtungen und Aussagen wurden überprüft um sie, abgesehen von der „Elastizität der Regelhaftigkeit“ (Scheffer 2002, S. 358), bestätigen oder widerlegen zu können.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Nach den Beobachtungen und mit Hilfe der daraus resultierenden Protokolle wurde neben den Fallbeschreibungen auch eine Typenbildung vorgenommen. Während Fallbeispiele meist sehr nah am empirisch gewonnenen Material sind, wird es in der Analyse zumeist schwierig, kleinere Ausschnitte für eine umfangreiche Interpretation auszuwählen (Breidenstein et al. 2013, S. 139f.). Deshalb ist es sinnvoll, Dimensionen zu erarbeiten, welche bei allen Fällen auftreten. Einerseits werden diese durch weiteres Arbeiten am Material absehbar, andererseits gibt es Situationen, die „irgendwie“ in der Erinnerung haften geblieben waren“ (Soeffner 2004, S. 216).

In dieser Untersuchung zeigt sich, dass alle drei Bewohner ihre eigenen, persönlichen Laufwege hatten, die sie sehr konstant verfolgten. Beide Frauen gingen nur Wege in *dem* Flurbereich des Rundlaufs, in dem sie ihr Zimmer haben. Herr Pohl war gar nicht in diesem Rundlauf, sondern ebenfalls nur in dem Flurbereich, in welchem er sein Zimmer hat. Einzig Frau Krüger variierte manchmal in ihren Wegen, jedoch auch nur im oberen Bereich des Rundlaufs und im Garten. Alle drei Bewohner zeigten territoriales Verhalten, indem sie sich ‚persönliche‘ Orte in der Einrichtung aneigneten. Während bei Frau Wagner die Privatheit eine Rolle spielte, war es Herrn Pohl anscheinend gleichgültig, ob ‚sein‘ Sofa in einem öffentlichen Raum steht. Er hat sich sein persönliches Territorium mitten an einem öffentlichen Platz geschaffen, was die anderen Bewohner anscheinend akzeptieren. Diese Aneignungen geschahen größtenteils über Objekte – wie das orangefarbene Sofa, den Schlüssel oder den Aschenbecher. Abb. 2 soll diese Beschreibung nochmals veranschaulichen.

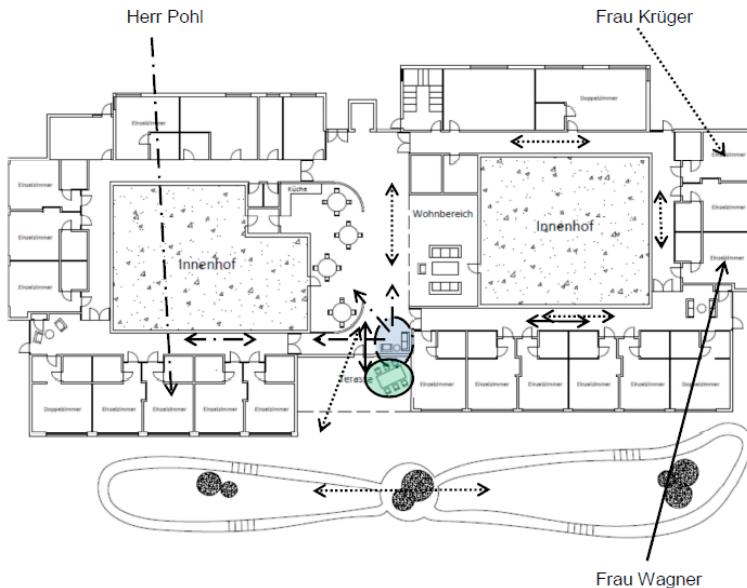


Abb. 2 Aufenthaltsorte und Wege der vorgestellten Bewohner (eigene Darstellung)

In allen drei beschriebenen Fällen zeigten die in Frage stehenden Personen ein distinktives Verhalten gegenüber den anderen Bewohnern. Während Frau Wagner und Herr Pohl kaum von diesem abwichen, suchte Frau Krüger hin und wieder das Gespräch mit anderen Bewohnern, wurde jedoch oft ‚abgeblockt‘, was darauf hindeutet, dass die meisten Bewohner der Einrichtung kaum an der Gesellschaft anderer interessiert waren. Ein anderes Bild zeigte sich bezüglich der Vergemeinschaftung von Bewohnern und Mitarbeiter. Frau Wagner hebt sich von den anderen Bewohnern ab, da ihre Demenz vergleichsweise weniger stark ausgeprägt ist. Durch eine andere Art von Gesprächen, beginnend bei der namentlichen Ansprache der Mitarbeiter und auch durch andere Themen, wie beispielsweise das Geschehen außerhalb der Einrichtung, befindet sich Frau Wagner in einem Spannungsfeld: sie hebt sich von den Mitbewohnern ab, hat aber eben nicht den Status eines Mitarbeiters. Frau Krüger dagegen kann als Bindeglied betrachtet werden. Sie wird eigens für bestimmte Programm punkte gesucht und in das Geschehen integriert. Beispielsweise ist sie diejenige, die beim Kuchenbacken die Anweisungen zur aktiven Mitgestaltung der Situation erhält und ausführt, während die anderen Bewohner

lediglich zuschauen. Herr Pohl dagegen erfährt die Beziehung zwischen Frau Hain und den Mitarbeitern als gegen sich ihn gerichtet: Während sie von den Mitarbeitern in ihrem Handeln bestätigt wird, bekommt er die Grenzen seiner Macht und seines Einflusses aufgezeigt und erlebt sich dadurch als ohnmächtig.

Die Entwicklung von Typen

Auf Basis der drei kontrastierten Fälle liegt es nahe, drei Typen zu entwickeln. Mit Hilfe anderer Kontexte wird das Beobachtete nochmals beschrieben und durch neue Lesarten abstrakter gefasst. Nach Weber ist „der Idealtyp [...] ein Gedankenbild, ein rein idealer Grenzbegriff, an welchem die Wirklichkeit zur Verdeutlichung bestimmter bedeutsamer Bestandteile ihres empirischen Gehaltes gemessen, mit dem sie verglichen wird“ (Weber 1988, S. 194, zitiert in Haas und Scheibelhofer 1998, S. 14f.). Basis hierfür sind Einzelfallanalysen, welche einen „facettenreichen Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit“ (Haas und Scheibelhofer 1998, S. 19) zeigen sollen. Die daraus entstandenen Typen zeigen unterschiedliches Verhalten und Handlungsmuster, geben aber keinerlei Aufschluss über die tatsächliche Verbreitung der Typen.

Die Anwohnerin

Frau Wagner repräsentiert den Typus ‚Anwohnerin‘. Die Anwohnerin lebt in der Einrichtung und ist sich dessen bewusst, dass es nicht ihr eigenes ‚zu Hause‘ ist. Für sie hat die Einrichtung einen Hotelcharakter oder den des betreuten Wohnens: Sie besitzt einen Zimmerschlüssel, und die Leistungen der Einrichtung – Verpflegung, Reinigung o. Ä. – nimmt sie als Dienstleistungen wahr. Ihr Zimmer ist der Ort, an den bzw. in dem sie sich von den anderen Bewohnern, die ihr zwar bekannt, die für sie aber nicht weiter von Interesse sind, zurückziehen kann. Vor dort aus unternimmt sie Exkursionen.

Der Insasse

Herr Pohl kommt dem, was Goffman (1972) als „Insasse“ bezeichnet, sehr nahe. Der Insasse lebt in der Einrichtung, in der ihm nur noch eingeschränkte Rechte zugesprochen werden. Sein Leben vor dem Einzug hat keinen Einfluss und keinerlei

Relevanz auf sein jetziges Leben. Sein Zimmer ist kaum persönlich gestaltet und er hat kein Eigentum mehr, da alles der Einrichtung „gehört“. Er muss sich mit der Situation abfinden, da er keine Möglichkeit hat, diese zu verlassen. Die Mitarbeiter weisen ihn zurecht und sprechen ihm seine Mündigkeit größtenteils ab.

Die Besucherin

Die ‚Besucherin‘ wird von Frau Krüger repräsentiert. Als Besucherin fühlt sie sich relativ frei, da sie sich ihrer Wahrnehmung nach nur zeitweise in der Einrichtung aufhält. Wenn sie mit Dingen, Bewohnern oder Abläufen nicht einverstanden ist, schreibt sie diesen nur eingeschränkt Bedeutung zu, da sie sowieso bald wieder abreisen wird. Sie kann Spaziergänge machen und hat ein eigenes Zimmer, welches nicht besonders groß ist, ihr aber völlig ausreicht, da sie ja nur für den Urlaub oder diverse Besuche darin Zeit verbringt und ansonsten zu ihrer Wohnung zurückfährt.

Resümee

Genau genommen können wir keines anderen Menschen Erleben vollständig nachvollziehen, da niemand jemals dasselbe erlebt, was ein anderer erlebt. Miteinander zu reden gilt als effizientes Mittel, um diese unaufhebbare Differenz des jeweiligen Erlebens zu kompensieren. Und es scheint zwischen normalen, hellwachen, erwachsenen Menschen im Alltag auch hinlänglich zu gelingen (vgl. Hitzler 2008; Honer 2011). Ob Menschen mit Demenz dieses wesentlich sprachlich gefasste Miteinander teilen, ist hingegen zweifelhaft. Dies schränkt den Anspruch, ihre Wirklichkeit mit Hilfe von Beobachtungen und Gesprächen wenigstens ansatzweise zu rekonstruieren, selbstredend ein. Möglicherweise schränkt aber auch der Umstand, (vorläufig) nicht dement zu sein, vor allem mein Verständnis *ihrer* Welt ein. Diese Möglichkeit erscheint mir als auch weiterhin bedenkenswert. Einstweilen vermag ich sie aber immerhin in Worte zu fassen – darauf hoffend, mich damit einigermaßen verständlich zu machen.

Literatur

- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2013). Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz, München: UVK.
- Flick, U. (2011). Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbeck b. Hbg.: Rowohlt.
- Goffman, E. (1972). Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderen Insassen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Haas, B., & Scheibelhofer, E. (1998). Typenbildung in der qualitativen Sozialforschung: eine methodologische Analyse anhand ausgewählter Beispiele. Reihe Soziologie / Institut für Höhere Studien, Abt. Soziologie No. 34. Wien, http://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/22190/ssoar-1998-haas_et_al-typenbildung_in_der_qualitativen_sozialforschung.pdf?sequence=1. (Zugriff: 11. April 2014).
- Heeg, S. (2008). Bau und Innenraumgestaltung. In: Deutsche Alzheimergesellschaft e. V. (Hrsg.), Stationäre Versorgung von Alzheimer Patienten (S. 97–122). Berlin.
- Hitzler, R. (2007). Ethnographie. In: R. Buber, & H. H. Holzmüller (Hrsg.), Qualitative Marktforschung (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R. (2008). Von der Lebenswelt zu den Erlebniswelten. Ein phänomenologischer Weg in soziologische Gegenwartsfragen. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher, & B. Schnettler (Hrsg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen (S. 131–140). Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lüders, C. (2012). Beobachten im Feld und Ethnographie. In: U. Flick, E. von Kardoff, & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch (S. 384–401). Reinbeck b. Hbg.: Rowohlt.
- O'Conner, D., Phinney, A., Smith, A., Small, J., Purves, B., Perry, J., Drance, E., Donnelly, M., Chaudhury, H., & Beattie, L. (2007). Personhood in dementia care. Developing a research agenda for broadening the vision. *dementia* 6(1), 121–142.
- Scheffer, T. (2002). Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In: D. Schaeffer, & G. Möller-Mundt (Hrsg.), Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung (S. 351–374). Bern: Huber Verlag.
- Soeffner, H.-G. (2004). Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem „freien“ Interview. In: Ders. (Hrsg.), Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. (S. 210–238). Konstanz: UVK.

Forschungsfeld ‚Eventisierte Hochschule‘

Vorüberlegungen zu einem Projekt

Tino Perlick

Die ‚Wissensgesellschaft‘ sowie die sie flankierenden Hochschulreformen des 21. Jahrhunderts sind von einer steigenden Zahl (außer)universitärer Events aller möglicher *Cleur* (wie Science Slams, Kinder-Unis usw.) sowie einer generell ‚Spaß‘ suggerierenden Tonart begleitet worden. „Brain up – Deutschland sucht seine Spitzenuniversitäten“, der Slogan mit dem 2004 die Exzellenzinitiative ausgerufen wurde, sei hier exemplarisch genannt. Die RTL Castingshow „Deutschland sucht den Superstar“, an der man sich anscheinend bei der Namensfindung orientierte, ist jedoch bei allem Spaß – erfolglose Kandidatinnen und Kandidaten sowie ‚verbratene‘ Siegerinnen und Sieger können ‚ein Lied davon singen‘ – in erster Linie ein knallhart kalkuliertes Geschäft. So sehen Reformkritiker im Eventcharakter der ‚Wissensgesellschaft‘ auch mehr als ein bloßes Kommunikationsinstrument. „Die Eventisierung“, so konkretisiert Keupp (2007, S. 1198), „gehört zu einer Strategie der ‚Neuerfindung‘ der Universitäten unter den Vorzeichen einer vollständigen Ausrichtung des neuen Systems an neoliberalen Ordnungsvorstellungen“. Tatsächlich bezieht das hier im Folgenden vorgestellte Forschungsgebiet ‚Eventisierte Hochschule‘ den Zuwachs wissenschaftlicher Events auf eine neue Bildungsmentalität, die eng mit der Idee eines „akademischen Kapitalismus“ (vgl. Münch 2009, 2011) verbunden ist und weitaus vielfältigere Facetten aufweist, als nur den zu beobachtenden Anstieg an Campusfesten und ‚Tagen der Offenen Tür(en)‘. Da das Phänomen des akademischen Kapitalismus in den USA spätestens seit den achtziger Jahren existiert (vgl. Slaughter und Leslie 1997; Schultz 2005), visiert das Forschungsprojekt an, sich dem Feld von US-amerikanischer Seite zu nähern, um dann im zweiten Schritt zu ergründen, inwiefern dort vorangeschrittene Eventierungstendenzen auch am deutschen Hochschulwesen auszumachen sind. Überlegungen zur ethnographischen Erkundung des Feldes bilden den Schlussteil des Aufsatzes.

McUniversity USA

Universitäten in Nordamerika sind wirtschaftlich agierende, kommerzialisierte Institutionen (vgl. Washburn 2005); viele US-amerikanische Campi sind mit MacDonalds-, Starbucks- sowie Filialen kommerzieller Buchketten ‚besiedelt‘ (vgl. Giroux 2007, S. 105), viele Lehrstühle sind nach finanziierenden Unternehmen wie Coca Cola, Chevron oder Boeing benannt (vgl. Nelson und Watt 1999, S. 94f.). Im Wettbewerb um Studierende haben Universitäten zudem Maßnahmen ergriffen, die im Weiteren als ‚eventisierend‘ betrachtet werden können.¹ Dazu zählen Millioneninvestitionen in noble Wohnheime, Sportstätten und neue Parkplätze. Der Präsident der University of Western Kentucky rechtfertigt dies mit der Konsumenteneinstellung zahlender Studierender, welche Ansprüche an Komfort und Attraktivität mitbrächten: „[Students] wanna be part of a place that’s comfortable, clean, crisp, attractive, and cool“ (PBS 2005). Angesichts der auf Bequemlichkeit ausgerichteten Umgestaltung des Campus konstatierte ein Professor der University of Virginia dereinst, sein Arbeitsplatz sähe inzwischen aus wie ein gehobenes Altersheim für junge Leute (vgl. Edmundson 1997, S. 43). Im Kampf um Aufmerksamkeit investieren viele Universitäten in ihre Corporate Identity: Lateinische Universitätslogos weichen eingängigeren, modernistischen Logos (vgl. Readings 1996, S. 10) – das spröde klingende Beaver College in Pennsylvania erfand sich im Jahr 2001 als Arcadia University gänzlich neu. Zudem sprechen bei Entlassungsfeiern anstelle von Akademikern immer häufiger sogenannte Berühmtheiten. Sie erhalten auch medienwirksam Ehrendiplome: u. a. Bruce Willis, Arnold Schwarzenegger und „Kermit, der Frosch“ haben eins (vgl. Edmundson 1997, S. 46).

Investitionen in die ‚Coolness‘ des Campus sind eine Facette der Hochschulen, um mehr oder weniger medienwirksam auf sich aufmerksam zu machen. Eine weitere ist das direkte Marketing. Hat man in den späten sechziger Jahren Infomaterial von Universitäten nur auf Nachfrage bekommen (ebd., S. 44), drängen sich viele Universitäten heutzutage via High School Besuche, Briefe, Anrufe, Werbevideos und Anzeigen den zukünftigen Studierenden geradezu auf (vgl. Rothfuß 1997, S. 177). In der „Hochglanz-Broschürenwelt [des] Bildungssystems“ (Münch 2009, S. 160) präsentiert man die Studiererfahrung dann als Wohlfühlzone, frei von jeder Verpflichtung: „the perspective of college life offered is practically devoid of commitment and loyalty to anything beyond having a good time while waiting to graduate“ (Klaasen 2000, S. 21). So ‚angelockte‘ potentielle Studierende und deren

1 Da konkrete wissenschaftliche Studien zum Thema fehlen, handelt es sich bei den im Folgenden genannten Beispielen zum Teil auch um Fundstücke aus dem populärliterarischen Umfeld.

Eltern werden in Campustouren vor Ort dann auch eher zu den Aufenthaltsbereichen geführt, statt zur Bibliothek. Diese professionell konzipierten Erlebnistouren beinhalten Souvenirs und ‚Signaturmomente‘, wie man sie aus Themenparks kennt: etwa das gemeinsame Erproben eines Fahrrads für sieben Personen an der Albert University, NY, oder die Herausforderung, eines der seltenen weißen Eichhörnchen auf dem Campus der Louisville University zu fotografieren. „The tour’s become an event“, sagt ein auf Campustouren professionalisierter Organisator, „[t]here’s a reason Disney World is one of the most popular tourist destinations. Americans expect a show“ (zit. n. Hoover 2010). Neben den zahlreichen, traditionellen Events, wie Sportveranstaltungen, Semestereröffnungs- und Graduiertenfeiern sowie zahlreichen campusspezifischen Veranstaltungen (vgl. Metz-Göckel 2004, S. 133ff.), bilden die beschriebenen Marketingstrategien eine externe Facette der Eventisierung. Betrachtet man die Art des Studierens an sich, finden sich auch Hinweise auf diverse interne Eventisierungsstrategien.

Da sich staatliche Zuschüsse an die Universitäten an der Zahl der Vollzeitstudenten, dem *full time equivalent* (FTE) bemessen, hat die Wahrnehmung der Studierenden als Kunden weit über die Anwerbephase hinaus Bestand. Emery et al. (2001, S. 111) erläutern die dreifache, wirtschaftliche Bedeutung zufriedener Studierender für eine Universität: „Happy students stay in school, so retention rates remain high; happy students tell their high-school friends, so recruitment-numbers are higher; and happy students turn into happy alumni, so alumni donation rates increase“. Infolgedessen schneiden viele Universitäten ihr Curriculum auf die Bedürfnisse zukünftiger Studierender zu (vgl. Flower 2003, S. 168). Auch wurden Störfaktoren wie das Erlernen nicht unmittelbar für den Arbeitsmarkt wichtigen Wissens sowie ‚schlechte‘ Noten weitestgehend eliminiert (vgl. Schultz 2005). In ihrer die Jahre 1940-2008 umfassenden Studie zur Notenvergabe folgern Rojstaczer und Healy (vgl. 2012), dass ein „A“ die heute am häufigsten vergebene Note an US-Universitäten ist. Neben dem Anreiz, Studierende nicht durch ‚schlechte‘ Benotungen zu verlieren, berichtet Metz-Göckel (2004, S. 160) in ihrer Studie über das traditionsreiche Wellesley College zudem, dass Studierende gute Noten durchaus erwarteten, denn „[s]ie zahlen für das Studium viel Geld“. Ohne die motivierende Funktion der Benotung müssen Lehrende andere Mittel finden, die Studierenden zur Mitarbeit anzuregen. Eine ‚Verspaßung‘ des Unterrichts lässt sich konstatieren. Lehrende beschreiben, Studierende besäßen eine Unterhaltungserwartung und beobachten eine Trivialisierung des Unterrichts (vgl. Sachs 1996, S. 54ff.; Ginsberg 2003; Sax 2004, S. 157f.). Der Soziologe Randall S. Franz fasste die Entwicklung 1998 folgendermaßen zusammen: „Classes become popularity contests. Pedagogy becomes entertainment – with MTV and video games as the models“ (S. 63). Fügt man all das zusammen, lässt sich konstatieren, dass George

Ritzers 1996 angekündigte, postmoderne, an Themenparks und Shopping Malls angelegte „McUniversity“ Realität geworden ist.

Hochschul-Eventisierung BRD

„Von den Amerikanern zu lernen“, sei die „Quintessenz“ der Hochschulpolitik, so der Baden-Württembergische Minister für Wissenschaft, Forschung und Kunst, stellvertretend für die europäische Bildungspolitik im Vorfeld der Bologna-Reform (Rothfuß 1997, Vorwort). Konsequenterweise hat sich seitdem auch in Deutschland ein mehrklassiges Bildungssystem entwickelt, in dem die Rangordnung durch das „symbolische und materielle Kapital“ festgelegt wird (Münch 2011, S. 80). Letzteres akkumuliert sich durch Sponsoren, Patenteinkünfte und Forschungsgelder, ersteres ist ‚Prestige‘ (vgl. ebd., S. 78). Im Wettbewerb um beides profitieren in der Bundesrepublik und in den USA von vornherein stark aufgestellte Institutionen; „Wer hat, dem wird gegeben“ (Lehnardt 2005, S. 123f.). Wer nicht hat, der richtet sich auch hier an Sponsoren aus der Wirtschaft: „Aldi-Süd“- und „Easy Credit“-Hörsäle sind in finanzschwachen, deutschen Universitäten keine Ausnahme mehr (vgl. Kohlenberg und Musharbach 2013). An solchen Standorten sank, laut Münch (2011, S. 79), zugunsten einer Ressourcenverlagerung in die „Attraktivität von Studiengängen“ (employability), bereits die Qualität der Wissenschaft. „In Deutschland ist vieles noch viel maßvoller“, konstatierte Kemp (2014, S. 11) jüngst das hiesige Ausmaß des akademischen Kapitalismus, „aber die erstaunliche Entwicklung in den USA sollte eine dramatische Warnung sein“. Vor einer Bewertung dieses Phänomens aber stellt sich die berechtigte Frage, ob im Wettbewerb hiesiger Hochschulen die am Beispiel USA beschriebene Eventisierung auch in Deutschland eine Rolle spielt.

Einen Vorgeschmack auf eine um jeden Studierenden konkurrierende deutsche Hochschullandschaft lieferte die im Jahr 2008 ins Leben gerufene „Hochschulkampagne Ost“, ein Versuch, (zukünftige) Studierende aus Westdeutschland für die weniger ausgelasteten Universitäten Ostdeutschlands zu gewinnen. Die ostdeutschen Hochschulen betonten in ihren breit angelegten Werbekampagnen (u. a. Social Media, Kinospots, Postkartenserien) unter anderem den ‚Wohlfühlfaktor‘: Die Universität Magdeburg bewirbt auf ihrer gleichnamigen Homepage das „Studieren im Grünen“, Jena lockt Studieninteressierte ins „Studentenparadies“.² In Ost- wie Westdeutschland investieren Universitäten heute zudem überall in ihre Corporate Identity. Das bekannteste Beispiel für die komplette Neuerfindung einer Universität

2 <http://www.hochschulkampagne-ost.de/index.php>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.

dürfte die 2006 in ‚Leuphana‘ umbenannte Universität Lüneburg sein, die neben berühmten Gastrednern (Jimmy Carter) und Stardozenten (Daniel Libeskind, Richard David Precht), vor allem durch das seit Jahren in der Bauphase befindliche hochmoderne, millionenschwere Zentralgebäude von sich reden macht (vgl. Trenkamp 2010). Parallel zu einem Zuwachs an anfangs erwähnten Hochschulevents gehört zur Profilbildung anscheinend auch eine Eventisierung von bereits Bewährtem. Die sich seit 2007 als TU präsentierende Universität Dortmund platzierte so z. B. 2013 nicht den eigentlichen „Tag der Offenen Tür“, sondern das begleitende Event, „Dortmunds größtes Frühstück“, ein All-You-Can-Eat in der Hauptmensa, auf der Vorderseite der Infobroschüren. Während der Anteil ‚guter‘ und ‚sehr guter‘ Noten bei Universitätsabschlüssen zwischen den Jahren 2000 und 2010 schließlich auch bundesweit um fast zehn Prozent angestiegen ist (vgl. Wissenschaftsrat 2012, S. 35f.), begegnet die Informationswissenschaft der Universität Düsseldorf als erster Lehrstuhl in Deutschland hohen Durchfallquoten und fehlender Motivation der Studierenden mit einem eigens konzipierten Computerspiel (vgl. Urbig 2014, S. C4).

Feld und Methode

Wie eingangs erwähnt, richtet sich das Projekt an einer vergleichenden Untersuchung der US-amerikanischen und deutschen Hochschul-Eventisierung aus. Freilich besitzt die deutsche Studierkultur – allen Reformen zum Trotz – eine gänzlich andere Qualität. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass, im Gegensatz zu den USA, Studierende hier mehrheitlich nicht auf dem Campus ‚leben‘, geschweige denn, sich in absehbarer Zeit unter diesem begraben lassen werden; eine Möglichkeit der letzten Ruhe, die einige hochrangige US-amerikanische Universitäten ihren Alumni offerieren (vgl. Schreiterer 2008, S. 218). Eine Annäherung an die US-amerikanische Studierkultur wird jedoch allem Anschein nach inzwischen auch in Deutschland forciert. „Die Universität wird nicht nur Arbeitsstätte, sondern Lebensraum“, glaubte der Vizepräsident der Leuphana Universität zu Beginn der dortigen Baumaßnahmen zu wissen (zit. n. Friedmann 2008). Münch ahnt, dass zukünftige Alumni (neuerdings) prestigeträchtiger Universitäten eines Tages den Namen ihrer ihnen den Abschluss verliehen haben Hochschule stolz auf ihren Visitenkarten vermerken lassen werden (vgl. 2009, S. 149). Ob es dazu kommt, bleibt abzuwarten. Doch berücksichtigt man eine Erhebung von Schneider (vgl. 2012, S. 43f.), die zeigt, dass das Hauptziel von Hochschulevents nicht die Akquise (zukünftiger) Studierender, sondern vor allem deren „Bindung“ an die ausrichtenden Universitäten ist, so darf man annehmen, dass Münchs Ahnung

durchaus im Sinne so mancher Hochschulleitung sein dürfte. Was den Vergleich USA-BRD weiter rechtfertigt ist, dass es keiner hohen Studiergebühren bedarf, damit Studierende „zu Kunden mutieren“ (Weingart 2010, S. 66). Werden sie von einer unternehmerisch geführten Hochschule als solche oder von der Industrie eben als Humankapital angesehen, dann werden sie auch dazu – sei es willentlich, beiläufig oder unwissentlich.

Bei der Konkretisierung des Forschungsfeldes gilt es u. a. eine geeignete US-amerikanische ‚McUniversity‘ zu bestimmen. Nicht berücksichtigt werden hier for-profit universities (vergleichbar mit kommerziellen Abendschulen), da es sich hierbei um kein Studium im klassischen Sinne handelt (vgl. Ruch 2001, S. 134). Auch US-Eliteuniversitäten, wie Harvard oder Yale, sind ungeeignet, da sie (zumindest die beschriebenen externen) Eventisierungsmaßnahmen, wie Investitionen in die Corporate Identity, ‚nicht nötig‘ haben. Ihr Ruf eilt ihnen auch so voraus. Private Stiftungsuniversitäten kommen jedoch durchaus in Betracht – ausschlaggebend ist der wettbewerbsbedingte ‚Kampf‘ um Studierende, für den ‚erschwingliche‘ Studiergebühren einen Indikator darstellen können.

Wie die eigene Erfahrung zeigt, ergibt sich hier quasi die Qual der Wahl: Weniger purer Zufall als schiere Wahrscheinlichkeit verschlug den Autor dieses Textes als Studenten in den Jahren 2011/2012 prompt selbst auf die ‚McUniversity‘, der University of Montevallo in Alabama. In Deutschland lässt der zu erwartende, demografisch bedingte Rückgang der Studierendenzahlen wettbewerbsbedingte Eventisierungen, wie in der „Hochschulkampagne Ost“, vor allem an finanziell prekär aufgestellten Massenuniversitäten vermuten. Da das symbolische Kapital deutscher Eliteuniversitäten sich aber nicht, wie bei den Vorbildern aus den USA, über Generationen hinweg akkumuliert hat, kommen, was Deutschland betrifft, auch als „exzellent“ zertifizierte Hochschulen in Betracht. Wie das Beispiel der finanziell stark subventionierten Leuphana Universität zeigt, kann materielles Kapital Eventisierungstendenzen zudem stark begünstigen. Weil niedrige Studierendenzahlen dort schnell zu prekären finanziellen Kürzungen führen können, sind kleine, geisteswissenschaftliche Lehrstühle besonders vom Phänomen der Noteninflation betroffen (vgl. Metz-Göckel 2004, S. 161; Rojstaczer und Healy 2012). Da dies theoretisch weitere Facetten interner Eventisierung impliziert, bieten solche Lehrstühle dem Forschenden potentiell mehr Daten als andere. So beschreibt Edmundson etwa die Popularität der Cultural Studies folgendermaßen: „it gives the customer what they most want – easy pleasure, more TV“ (S. 48; vgl. dazu auch Münch 2009, S. 170). Wie eingangs beschrieben wurde, nimmt die Eventisierung aber ausgesprochen vielfältige Formen an. Deswegen sollten auch so viele Wege und Möglichkeiten wie möglich genutzt werden, um sie zu erfassen.

Zur Erkundung des Feldes bietet sich ein methodenplurales, exploratives Forschungsdesign an, das die Kombination teilnehmender Beobachtung mit Interviews und Dokumentenanalyse umfasst, aber auch beobachtende Teilnahmen an z.B. Campustouren erlaubt (zur Kombination der Methoden vgl. Kalthoff 2010). Zwar können einige externe Eventisierungsmaßnahmen, quasi-natürliche Daten, wie Marketingbroschüren oder Websites, als Teil der Dokumentenanalyse auch aus der Ferne analysiert werden, doch um den (un)beabsichtigten Sinn hinter einer vermeintlich „Spaß“ vermittelnden Onlinepräsentation der US-Studierkultur zu ergründen, lässt sich auf Vor-Ort-Informationen nicht verzichten. So bietet z.B. die University of Montevallo ihren Studierenden das Nebenfach „Game Studies and Design“, welches sich laut Website mit sämtlichen Hauptfächern der Universität kombinieren lässt (ein potentielles Indiz für die zuvor angesprochenen Zugeständnisse an die ‚Kundschaft‘). Vielleicht in Antizipation der Studierenden, die ihr Glück kaum fassen können, finden sich auf der „Game Studies“ Homepage Worte, die an einen Sonderangebotskatalog erinnern: „What majors compliment this minor? All of them! Seriously!“³ Um den Hintergründen solcher Formulierungen auf den Grund zu gehen, sind (Leitfaden-)Interviews mit Personen mit Entscheidungsgewalt im Forschungsdesign ebenso geboten, wie Interviews mit Studierenden, bei denen vor allem das unterstellte Selbstverständnis als Konsumenten fokussiert wird. Neben Dokumentenanalysen und Interviews ist das Kernstück des Forschungsdesigns aber zweifelsohne die teilnehmende Beobachtung/beobachtende Teilnahme.

Was ein ethnographischer Forschungsaufenthalt zutage fördern kann, lassen schon die Erfahrungen aus zwei Semestern als Graduate Student an der University of Montevallo vermuten. So wurde während des Aufenthaltes ein brandneues „Student Life Center“ eröffnet. Hier gibt es neben kulinarischen Attraktionen wie Sushi, Soul Food und Starbucks-Kaffee auch gut zwei Dutzend Videospielautomaten, Shuffleboards und Billardtische, an denen die College Kids oft ausgelassen spielen. Das Center bildet die neueste Investition in anfangs beschriebene, externe Eventisierungsmaßnahmen, zu denen in Montevallo auch ein modernes „Student Activity Center“ gehört, welches ein Fitnessstudio, eine Schwimmhalle und mehrere Raquetballplätze umfasst. Ein während des Aufenthaltes beobachtetes Event stellte die groß angekündigte Enthüllung des neuen Universitätslogos dar: Musik, Snacks, Getränke und Festreden boten den versammelten Mitarbeitern und Studierenden eine regelrechte Volksfestatmosphäre. Diese konnte die relative Enttäuschung über das Entblößte jedoch nicht kaschieren; eine Studentin meinte unbeeindruckt, so lange die Universität kein anständiges Footballteam habe, könnten die Administratoren

3 <http://www.montevallo.edu/arts-sciences/college-of-arts-sciences/departments/behaviorial-social-sciences/minors/game-studies-minor/>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.

noch so viel versuchen, den Ruf der Universität zu verbessern, es würde doch nichts helfen. Diese Bemerkung ‚am Rande‘ relativiert den betriebenen Aufwand und liefert interessante Rückschlüsse auf das Verhältnis der Studentin zu der von ihr gewählten Einrichtung. Die Beobachtung des spontanen Kommentars wäre aus der Ferne nicht zu leisten und der Studentin in einem Interview womöglich auch nicht zu entlocken gewesen. Nicht zuletzt ist teilnehmende Beobachtung/beobachtende Teilnahme essentiell für die Erforschung interner Events, derer ich während meines Studiums in Montevallo, im Nachhinein betrachtet, zahlreiche Beispiele erlebte. So war das im English Language Department angebotene Seminar zur „New Orléans Feinschmeckerliteratur“ berühmt-berüchtigt für die Studienreise in Louisianas ‚sündige‘ Hauptstadt inklusive der Trinkgelage auf der dortigen Bourbon Street. Am Ende des Seminars waren die einheimischen Studierenden und ich uns zwar des Wissensgewinns unschlüssig, doch um einige spaßige Erinnerungen – und drei Creditpoints – reicher.

Ein exemplarischer Fall für den Entertainmentwert des Unterrichts ist auch folgendes Beispiel aus dem Fach „Business Administration“: Ein deutscher Kommilitone berichtete von seinem ersten Besuch eines Seminars zum Thema Risikomanagement, in dem der Dozent den Studierenden eine Folge der Sitcom „Seinfeld“ gezeigt habe. In der Episode soll der ahnungslose Protagonist George ein Referat über Risikomanagement halten. Der faule George überlässt die Vorbereitung einer Bekannten, die ihm jedoch statt ihrer Unterlagen aus Versehen die Notizen eines befreundeten Komikers gibt. Statt über Risikomanagement referiert George schließlich über Ovomaltine, ein Instant-Pulver zur Herstellung von Malzgetränken (1996, Staffel 8, Episode 6: „Ermüdungserscheinungen“/„The Fatigues“). Die Episode lehrt den angehenden Betriebswirt nicht das Geringste über Risikomanagement; ein für den Plot völlig austauschbares Fachgebiet, auf das nicht im Geringsten näher eingegangen wird. Unterhaltsam jedoch ist die Folge zweifellos. Im Kurs „Introduction to Graduate Studies“ erläuterte die Dozentin schließlich gleich in der ersten Woche routiniert die Bedeutung des Notensystems. Ein „A-“, sagte sie, sei in Wirklichkeit ein „B“; ein „B-“ sei eigentlich ein „C“. Ein „C“ wiederrum markiere inzwischen eine an und für sich ungenügende Leistung.

Wenngleich in Deutschland Teilnahme an und Beobachtung des (kaum vorhandenen) College Life’s weniger ergebnisreich sein könnte, der Fokus also eher auf Hochschulevents und auf den Selbstpräsentationen der Hochschulen (u. a. Websites, Flyer, Corporate Identity) liegen wird, zeigen die genannten Beispiele aus den USA doch, wie ergiebig eine teilnehmende Beobachtung/beobachtende Teilnahme auch für ein Projekt zur ‚Eventisierten Hochschule‘ sein dürfte.

Literatur

- Edmundson, M. (1997). On the Uses of a Liberal Education as Lite Entertainment for Bored College Students. *Harper's Magazine* (Sep. 295), S. 39–49.
- Emery, C., Kramer, T., & Tian, R. (2001). Customer vs. Products: Adopting an Effective Approach to Business Students. *Quality Assurance in Education* (9.2), S. 110–115.
- Flower, J. A. (2003). *Downstairs, Upstairs: The Changed Spirit and Face of College Life in America*. Akron: The University of Akron Press.
- Franz, R. S. (1998). Whatever You Do, Don't Treat Your Students as Customers! *Journal of Management Education* (22, 1), S. 63–69.
- Friedmann, J. (2008). Uni Lüneburg: Feldversuch in der Heide. *Spiegel Online*. <http://www.spiegel.de/unispiegel/studium/uni-lueneburg-feldversuch-in-der-heide-a-550758.html>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Ginsberg, T. (2003). Dumbing Down and the Politics of Neoliberalism in Film and/as Media Studies. *The Review of Education, Pedagogy, and Cultural Studies* (25), S. 15–33.
- Giroux, H. A. (2007). *The University in Chains: Confronting the Military-Industrial-Academic Complex*. Colorado: Paradigm.
- Hoover, E. (2010). Campus Tours Go Disney. *Washington Monthly Online*. http://www.washingtonmonthly.com/college_guide/feature/campus_tours_go_disney.php. Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Kalthoff, H. (2010). Beobachtung und Komplexität: Überlegungen zum Problem der Triangulation. *Sozialer Sinn* (11), S. 353–365.
- Kemp, W. (2014). Akademischer Kapitalismus. *Süddeutsche Zeitung* (4. Jan.), S. 11.
- Keupp, H. (2007). Unternehmen Universität: Vom Elfenbeinturm zum Eventmanagement. *Blätter für Deutsche und Internationale Politik* (10), S. 1189–1198.
- Klaasen, M. (2000). Lots of Fun, Not Much Work, and No Hassles: Marketing Images of Higher Education. *Journal of Marketing of Higher Education* (10.2), S. 11–26.
- Kohlenberg, K., & Musharbach, Y. (2013). Die gekaufte Wissenschaft. *Die Zeit Online*. <http://www.zeit.de/2013/32/gekaufte-wissenschaft>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Lehnardt, G. (2005). *Hochschulen in Deutschland und in den USA: Deutsche Hochschulpolitik in der Isolation*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Metz-Göckel, S. (2004). *Exzellenz und Elite im amerikanischen Hochschulsystem: Portrait eines Women's College*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Münch, R. (2009). *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA*, McKinsey & Co. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Münch, R. (2011). *Akademischer Kapitalismus: Über die politische Ökonomie der Hochschulreform*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Nelson, C., & Watt, S. (1999). *Academic Keywords: A Devil's Dictionary for Higher Education*. New York: Routledge.
- PBS (2005). Declining by Degrees. Mod. John Merrow. *Public Broadcasting Station*. <http://www.youtube.com/watch?v=BcxDVYo2wH8>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Readings, B. (1996). *The University in Ruins*. Cambridge: Harvard UP.
- Ritzer, G. (1996). McUniversity in the Postmodern Consumer Society. *Quality in Higher Education* (2:3), S. 185–199.
- Rojstaczer, S., & Healy, C. (2012). Where A is Ordinary: The Evolution of American College and University Grading, 1940–2009. *Teachers College Record* (114.7), S. 1–23.

- Rothfuß, A. M. (1997). Hochschulen in den USA und Deutschland – ein Vergleich aus ökonomischer Sicht. Baden-Baden: Nomos.
- Ruch, R. S. (2001). Higher Ed, Inc. The Rise of the For-Profit University. Baltimore: Johns Hopkins UP.
- Sachs, P. (1996). Generation X Goes to College. Chicago, Salle: Open Court.
- Sax, B. (2004). Students as 'Customers'. On the Horizon (12.4), S. 157–159.
- Schneider, A. (2012). Events als Kommunikationsinstrument im Hochschulmarketing. In: C. Zanger (Hrsg.), Erfolg mit nachhaltigen Eventkonzepten (S. 37–54). Wiesbaden: Gabler.
- Schreiterer, U. (2008). Traumfabrik Harvard: Warum amerikanische Hochschulen so anders sind. Frankfurt a. M.: campus Verlag.
- Schultz, D. (2005). The Corporate University in American Society. Logos Online. http://www.logosjournal.com/issue_4.4/schultz.htm Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Slaughter, S., & Leslie, L. L. (1997). Academic Capitalism: Politics, Policies, and the Entrepreneurial University. Baltimore, London: Johns Hopkins University Press.
- Trenkamp, O. (2010). Libeskind-Audimax in Lüneburg: Prachtbau für die Provinz. Spiegel Online. <http://www.spiegel.de/unispiegel/wunderbar/libeskind-audimax-in-lueneburg-prachtbau-fuer-die-provinz-a-735952.html>. Zugegriffen: 05. Mai 2014.
- Urbig, N. (2014). Spielend durchs Studium. Frankfurter Allgemeine Zeitung (4. Januar/3), C4.
- Washburn, J. (2005). University, Inc. New York: Basic Books.
- Weingart P. (2010). Die 'unternehmerische Universität'. In: D. Gugerli, M. Hagner, & J. Tanner (Hrsg.), Nach Feierabend, Zürcher Jahrbuch für Wissenschaftsgeschichte 6 (S. 55–72). Universität. Zürich: Diaphanes.
- Wissenschaftsrat (2012). Prüfungsnoten an Hochschulen im Prüfungsjahr 2010. Hamburg: Wissenschaftsrat.

Teil 2

Kombination von Methoden

Im Studio

Felderkundungen zur alltäglichen Praxis des Bodybuildings¹

Anne Honer

Der Einstieg ins praktische ‚Feld‘ erfolgt in einem weiten Verständnis von ‚Teilnahme und Beobachtung‘, das auch eine kleine, quasi ‚präliminarische‘, Fragebogenaktion einschließt. Im zweiten Teil führe ich dann exemplarisch einige ‚Selbst-Bilder‘ von in diesem ‚Feld‘ verorteten, mehr oder weniger ‚normalen‘ Bodybuildern vor, die ich mit der Methode des ‚offenen Interviews‘ evoziert habe und die ich vor allem kategorial ‚zur Sprache bringe‘. – Auch für die methodischen Untersuchungen der ‚Praxis‘ gilt [*im Original*: worauf ich andernorts in dieser Arbeit schon hingewiesen habe], dass der Erklärungsanspruch jedes einzelnen der hier versammelten, höchst unterschiedlichen, Verfahren stark divergiert, im Zweifelsfall aber eben sehr begrenzt ist, und dass die einzelnen Abschnitte, vom

1 *Vorbemerkung von Ronald Hitzler*: Dem hier wiederabgedruckten Ausschnitt aus der 1983 bei Thomas Luckmann verfertigten Magisterarbeit von Anne Honer („Körper und Wissen – Die kleine Lebens-Welt des Bodybuilders. Eine wissenssoziologische Untersuchung zu Ideologie und Praxis“; -> <http://www.hitzler-soziologie.de/pdf/Anne/Koerperwissen.pdf>; *im Original* S. 65–80) habe ich hier eine neue Überschrift gegeben. Ansonsten habe ich ihn – außer an den mit „[...]“ gekennzeichneten Stellen – in der Originalschreibweise belassen – einschließlich der eher ungewöhnlichen Technik, teilweise summarische Fußnoten zu setzen. Den Text in diesem Kontext zu publizieren, erscheint mir sinnvoll zum einen, weil Anne Honers Forschung auch etliche der in diesem Band versammelten Beiträge inspiriert hat, zum anderen und vor allem, weil ihre Arbeiten so deutlich vor allem durch ihre Betonung der *Teilnahme* am und des *existenziellen sich Einlassens* auf das jeweilige Forschungsfeld profiliert sind, dass darüber mitunter in Vergessenheit gerät, dass sie stets und zuvörderst eine *methodenplural* vorgehende Ethnographin war, die tatsächlich schon in dieser Frühschrift auf das gesamte, ihren damaligen explorativ-interpretativen Interessen dienliche Verfahrensarsenal zurückgriffen und die sich dabei immer von ihren *Forschungsfragen* und keinesfalls von irgendeinem Methodenpurismus hat leiten lassen. – Laura Serhat danke ich für die sorgfältige Abschrift.

Ganzen her‘, also als Elemente, als Versatzstücke in der thematischen Gesamtkomposition einer methodenpluralen empirischen Arbeit wie dieser zu verstehen sind.²

Teilnahme und Beobachtung

Der Einstieg

Ich lasse mich bei den im Folgenden explizierten Beobachtungen von der Prämisse leiten, den dem ‚Feld‘ eignenden Bezugsrahmen, den in einer ‚Studio-Gemeinschaft‘ konstituierten und zugleich diese konstituierenden Deutungsrahmen zu verstehen. Es geht mir darum, was Bodybuilder *tun* und was sie zu ihrem und über ihr Tun *sagen*. Deshalb (nicht nur aber auch deshalb) habe ich inzwischen etwa eineinhalb Jahre selber mehr oder weniger regelmäßig im Studio trainiert und somit eine prinzipiell unverdeckte, die anderen Bodybuilder aber kaum bzw. gar nicht interessierende teilnehmende Beobachtung durchgeführt, die zunehmend in eine *beobachtende Teilnahme* übergegangen ist.³

Entgegen der von Alfred Schütz beschriebenen Attitüde des *unbeteiligten Beobachters*, der „von den Hoffnungen und Sorgen des Handelnden ... nicht betroffen“ ist, habe ich mich durchaus in den ‚Alltagsbetrieb‘ des Studios im gleichen (und das bedeutet: im gleich geringen) Maße involvieren lassen, wie andere Durchschnittsmitglieder auch. Das heißt auch, dass die ‚Abstimmung‘ nicht nur einseitig von mir auf die anderen hin sondern durchaus – im üblichen Rahmen – wechselseitig war. Kurz: Ich bin ein durchaus praktisches (wenn auch wohl nicht sonderlich talentiertes) Mitglied ‚meines‘ Studios geworden.

Weil ich aber nicht ‚unwissentlich‘ in das Studiomilieu sozialisiert worden bin (also ohne mir den ‚Vorgang‘ zu vergegenwärtigen), sondern auch immer wieder die mentale ‚Reserve‘ soziologischer ‚Kompetenz‘ aktualisiert habe, war ich doch nicht nur eine ‚normale‘ *Novizin*, sondern eben doch auch eine ‚seltsame Tante‘ (insbesondere wegen meiner frühen Fragebogenaktion), die womöglich ein Interview mit einem machen will (statt dass sie lieber ein bisschen mehr die Langhantel stemmt). Somit war ich (und bin es vielleicht für manche Mitglieder noch immer) eine ‚mich annähernde Fremde‘, bemüht, die Spieler verstehen zu können; bemüht

2 Ich erinnere dabei noch einmal an das von Hitzler 1983 skizzierte Forschungsverständnis.
[Im Original: Vgl. auch S. 4 dieser Arbeit.]

3 Um eine terminologische Sensibilisierung von Hildenbrand 1978 (S. 30) aufzunehmen.
– Vgl. auch Dechmann 1978, S. 82 und 135f.

also, den ‚Sinn‘ des Interaktionsgefüges zu erfassen und einen ‚Mitläufer‘-Status zu erwerben. Dass sich mir im Body-Studio an der Konstanzer Laube ein ‚Feld des Abenteuers‘ aufgetan habe, klingt vielleicht doch etwas pathetisch, obwohl wir ja spätestens seit Pascal Bruckner und Alain Finkielkraut wissen, dass ‚das Abenteuer gleich um die Ecke‘ beginnt.⁴

Die Studio-Ethnographie basiert zum überwiegenden Teil auf nicht-standariserten Beobachtungen während meiner normalerweise aktiven Teilnahme am Bodybuilding-Alltagsbetrieb (also beim Training, während Übungspausen, an der Bar, in der Sauna, beim Umkleiden usw.) vom Frühjahr 1982 bis zum Sommer 1983. Hinzu kommt eine Reihe ‚systematischer‘ Protokolle, also Gesprächs- und Ablaufsequenzen, die ich an der Bar, im Umkleideraum und auch nach dem Studioaufenthalt im Auto in einer ‚Kladde‘ notiert habe (und zwar vor allem in der Anfangs- und in der Schlussphase der ‚Feldstudie‘). Die Protokolle, fortlaufend gekennzeichnet von I bis XXIV (für die Sprechsequenzen und Redeparaphrasen im Folgenden hinter den *pseudonymen* Sprechervornamen zur Kennzeichnung eingesetzt), hatten im ersten Abschnitt vor allem den Effekt, mich mit dem ‚Jargon‘ vertraut zu machen und die thematischen Relevanzen meiner Beobachtungen zu strukturieren; im letzten Abschnitt bekamen sie eher für mich selber die Funktion einer ‚Vergewisserung‘ darüber, dass ich zwischenzeitlich ein einigermaßen *typisches* Bild des Routinegeschehens im ‚Body-Studio‘ gewonnen hatte.⁵

Ausgehend von der Teilnahme an und der Beobachtung von einer langen Reihe konkreter Situationen habe ich schließlich das ‚Gefühl der Vertrautheit‘ mit der (abstrakteren) Studio-„Normalität“ entwickelt: Der ‚kleine‘ Bodybuilding-Alltag im und ums Fitness-Center tendiert m. E. tatsächlich, um die Terminologie von Bruno Hildenbrand aufzugreifen, zur ‚milieuartigen Verdichtung‘, wobei ich betonen will, dass ein Großteil meines ‚Verstehens‘ auch auf der Wahrnehmung nichtsprachlicher Handlungen und Interaktionen beruht.⁶ Normalerweise galt es, die ‚Themen‘ aus Gestik, Mimik und Wort- und Satzpassagen zu rekonstruieren, weil es selten möglich ist, im Studiobetrieb – ohnehin nicht sehr häufige – zusammenhängende Gespräche zu verfolgen, ohne die übliche räumliche Distanz kommunikations(zer) störend zu durchbrechen: Es gibt beim Bodybuilding-Training ziemlich manifeste, allgemein akzeptierte, wenn auch kaum wirklich explizierte „Verkehrsordnungen

4 Vgl. exemplarisch Schütz 1971 („Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns“) und Schütz 1972 („Der Fremde“). – Vgl. „zur Wahl einer sozialen Rolle im Untersuchungsfeld“ auch Meinefeld 1976, Abschn. 3; vgl. schließlich Schwartz and Jacobs 1979, S. 48.

5 Vgl. hierzu Lofland 1979 (b). Vgl. auch Glaser und Strauss 1967.

6 Vgl. Hildenbrand 1978, bes. Teil A, und Hildenbrand 1983, bes. Kap.1. Vgl. auch Soeffner 1982, Teil III. – Zur ‚Situation‘ vgl. Friedrichs 1973.

des räumlichen Umgangs miteinander“, denn das Studio ist, handlungstheoretisch gesprochen, ein Feld permanent potentieller Wirkzonenkonflikte, weil zur Bearbeitung verschiedener Muskelpartien auch verschiedene Geräte benötigt werden und deshalb immer wieder ‚Ortsveränderungen‘ vorgenommen werden müssen, die oft den Trainingsfluss ‚des anderen‘ in irgendeiner Weise tangieren.⁷

Der ‚kleine‘ Hintergrund

Teilnehmende Beobachtung soll ja, dem ‚klassischen‘ Diktum von Severin T. Bruyn zufolge, ohne Operationalisierungskriterien erfolgen, also nur unter Zugrundelegung eines ‚sensibilisierenden‘ Konzeptes. Dann gelte es, die Komplexität der beobachteten Phänomene und Prozesse darstellend zu ordnen und zu synthetisieren und schließlich die beobachteten Handlungsabläufe teleologisch zu verstehen bzw. zu erklären. Ganz so zügig allerdings, wie diese knappe Skizze vielleicht vermuten lässt, geht der reale Observationsvorgang nicht vonstatten. Bekanntlich ist ja der Beobachter „schon fast definitionsgemäß jemand, der nicht Bescheid weiß“, und der deshalb auch gar nicht so recht weiß, wen und was er denn nun („eigentlich“) beobachtet.⁸ Also habe ich am Beginn der Feldforschungsphase eine Fragebogenaktion durchgeführt, um die potentielle Erhebungseinheit etwas zu erhellen. Der Fragebogen war aber natürlich aufgrund meiner damaligen geringen Sach- und Problemkenntnis viel zu konventionell und unspezifisch, als dass er fruchtbare Ergebnisse hätte zeitigen könne. Aus diesem Grund ziehe ich ihn nur noch als Hintergrundmaterial zur weiteren Analyse heran.

Die von mir direkt erhobenen ‚Daten‘, die diesem Kapitel zugrunde liegen, stammen zum allergrößten Teil aus dem Kontext eines in der ‚Laube‘ in Konstanz etablierten Bodybuilding-Trainings-Unternehmens, dem 1979 eröffneten ‚Body-Studio‘. Seit Beginn meiner Untersuchung im Mai 1982 hat sich die Mitgliederzahl des privatwirtschaftlich betriebenen Unternehmens⁹ von 200 auf zunächst 300 bei einem Besitzerwechsel Anfang 1983 und dann, nach Angaben des Eigentümers, Hansi Waltner, auf 420 im Juli 1983 erhöht. Den Anteil der Frauen unter seinen Kunden schätzt Waltner auf ‚wenigstens 35 Prozent, mit steigendem Trend‘. Das Altersspektrum reicht von 13 bis 60 Jahre; ungefähr die Hälfte, so Waltner, ist jünger

7 Zitat aus Dreitzel 1983, S. 185. – Zur ‚Wirkzone‘ vgl. Schütz und Luckmann 1979, Kap. II B 3.

8 Zitat aus Lofland 1979 (a), S. 75. – Vgl. Bruyn 1966. – Vgl. auch Schwartz und Jacobs 1979, S. 46 und 253f.

9 Wer immer auch über die nötigen finanziellen Ressourcen verfügt, kann ein ‚Studio‘ aufmachen.

als 25 (Männer wie Frauen). Die im Studio zur Verfügung stehenden Trainingsgeräte liegen im Anschaffungspreis zwischen 50 D-Mark für eine Drei-Kilogramm-Kurzhantel und 24.000 D-Mark für den sogenannten ‚Turm‘, der Möglichkeiten für 14 verschiedene Übungen („Stationen“) bietet. Außer ‚Turm‘ und einer Vielzahl Kurz- und Langhanteln stehen 19 weiter ‚Maschinen‘ (fixierte Übungsgeräte) auf einer Trainingsfläche von 80 qm zur Verfügung.

Seit November 1982 gibt es in Konstanz ein zweites Bodybuilding- und Fitness-Center, das ‚sunnygym‘, das zunächst als kleines Studio im Stadt kern eröffnet worden war, nach einem halben Jahr jedoch in eine 400 qm große Halle mit 250 qm Trainingsfläche im Konstanzer Industriegebiet umgezogen ist. Die neue Lage wird von den Besitzern als ‚Glückfall‘ bezeichnet, da, im Gegensatz zur Stadtmitte, die Kunden keine Parkplatzprobleme hätten. Als Mitgliederzahl nennt Mitbesitzerin Susanne Streurer ‚rund 200‘, wobei der Anteil der Frauen bei 40 Prozent liege. Das durchschnittliche Alter der Frauen schätzt Susanne Streurer, die 1983 baden-württembergische Bodybuilding-Meisterin geworden ist, ‚eher auf 28 bis 30 Jahre‘ und damit etwas höher als das vermutete Durchschnittsalter der Männer. Neben den gleichen Serviceleistungen wie in ‚meinem‘ Studio (Sauna, Solarium, Getränkebar, Aerobic) bietet das ‚sunnygym‘ auch noch einen ‚Ruheraum‘ und einen ‚Aufenthaltsraum‘ an, in dem auf einem Videogerät Filme (auch selbstgedrehte) von Meisterschaften, Starauftritten und Trainingsprogrammen vorgeführt werden. – Neben dem Aerobictraining, dessen ‚bereits wieder deutlich rückläufige Tendenz‘ Susanne Streurer mit Erleichterung registriert, weil ihrer Meinung nach die Verletzungsgefahr für Untrainierte zu hoch sei, wird einmal in der Woche, am ‚Frauenabend‘ ein spezielles ‚Gymnastikprogramm für Damen‘ unter Anleitung der ‚Chefin‘ angeboten.

Die Mitgliedsbeiträge liegen im ‚sunnygym‘ bei 50 D-Mark monatlich für Männer und 45 D-Mark für Frauen, wenn ein Einjahresvertrag abgeschlossen wird. Daneben bestehen Möglichkeiten, Halbjahresverträge für monatlich 55 bzw. 50 D-Mark, Vierteljahresverträge für 65 bzw. 60 D-Mark und Ein-Monats-Verträge für 75 bis 70 D-Mark zu schließen. – Das ‚Body Studio‘ ist, aus nicht ersichtlichen Gründen bzw. wohl weil die Nachfrage nach dieser ersten Konstanzer Trainingsstätte sehr hoch ist, ‚teurer‘ als das ‚sunnygym‘. Bei einer gleichbleibenden Anmeldegebühr von 20 D-Mark (wofür auch immer) gibt es Eineinhalb-, Ein-, Halb- und Vierteljahresverträge zwischen 60 und 80 D-Mark monatlich. – Beide Konstanzer Studios sind dem baden-württembergischen Landesverband des Deutschen Bodybuilder- und Kraftsportverbandes (DBKV) angeschlossen.

Um mir einen Eindruck von der Mitgliederstruktur des von mir untersuchten Studios zu verschaffen, habe ich am Beginn der Feldphase einen Fragebogen mit insgesamt 24 Items zusammengestellt, die sich auf die wichtigsten Sozialdaten (Ge-

schlecht, Alter, Beruf, Familienstand, Religionszugehörigkeit), auf die ‚Motivation‘ zum Bodybuilding, auf Trainingsintensität, auf Interesse an Fachlektüre und auf eventuelle andere Sportarten bezogen. Von den 200 während eines Zeitraumes von sechs Wochen (Mitte Juli bis Ende August) im Studio ausgelegten, jeweils vierseitigen Erhebungsbogen bekam ich 88 ausgefüllt zurück. Trotz dieser m. E. überraschend hohen Rücklaufquote (damaliger Gesamtmitgliederstand zwischen 200 und 250) stand der Zeitaufwand für die Konzeption und die Auswertung (nach Häufigkeiten und ‚interessanten‘ Korrelationen) der Fragebogen in keinerlei sinnvollem Verhältnis zum ‚Ertrag‘. Ich habe deshalb auch später im Studio keine weitere quantitative Erhebung mehr durchgeführt, obwohl es dann sicher möglich gewesen wäre, genauer und meinem Forschungsinteresse besser entsprechend zu fragen, und außerdem die dann fast sprunghaft ansteigende Mitgliederzahl zu nutzen. Somit sind die ‚Zahlen‘ weder spezifisch interessant, noch neu, noch repräsentativ, sondern nicht mehr als ein ganz grobes ‚Sozialprofil‘ des Studios Mitte 1982:

Von den 88 Befragten waren 62 Männer zwischen 16 und 44 Jahren und einem Durchschnittsalter von 24 Jahren. Neun waren verheiratet, 13 lebten unverheiratet mit einer Partnerin zusammen, 27 wohnten bei den Eltern und 13 allein. 21 waren ‚bluecollar‘ und 24 ‚whitecollarworkers‘, einer selbstständig. Außer zwei Lehrlingen und fünf Schülern gab es noch drei Fachhochschul-, fünf Jura- und einen Volkswirtschaftsstudenten. Vier bezeichneten sich als aktive und 48 als passive Mitglieder einer Religionsgemeinschaft. Zum Bodybuilding waren 19 durch Partner und Freunde gekommen, 14 durch Bekannte und Kollegen, weitere 14 durch Berichte in den Medien und sieben durch gezielte Studiowerbung. Im Durchschnitt trainierten die Männer seit 15 bis 16 Monaten dreimal wöchentlich je knapp eindreiviertel Stunden im Studio, wobei bezogen auf die Frage nach dem Stellenwert des Bodybuilding im je individuellen ‚Sportprogramm‘ keine signifikanten Unterschiede festzustellen waren. 20 der befragten Männer gaben an, ihre sportlichen Aktivitäten auf Bodybuilding zu beschränken, 24 nannten Bodybuilding als ihre bevorzugte Sportart und 18 machten Bodybuilding ‚nebenher‘, ihnen waren andere Sportarten also wichtiger. 29 trainierten allein, 33 mit einem Partner zusammen. 40 nahmen zumindest unregelmäßig Proteinpräparate zu sich: 12 der 20 Nur-Bodybuilder, 19 der 24, die Bodybuilding als ihre erstrangige Sportart ansahen, und 9 von 18 ‚Ausgleichs‘-Bodybuildern. Lediglich fünf der befragten 62 gaben an, auch Hormonpräparate einzunehmen, darunter keiner aus der Gruppe, der andere Sportarten ‚wichtiger‘ sind. Acht interessierten sich überhaupt nicht für Bodybuildingmagazine, vier hatten ein Abonnement, 15 kauften sich unregelmäßig eine Fachzeitschrift und 35 lasen sie lediglich im Studio. Darüber hinaus interessierten sich 17 für Trainingsbücher oder andere Publikationen im Zusammenhang mit Bodybuilding. 44 waren mit ihrem Studio ‚zufrieden‘ und wünschten keine

Änderungen; von den anderen wurden unter anderem die Öffnungszeiten, die Klimaanlage und das mangelnde Engagement des Trainers moniert. 40 der befragten Bodybuilder sind in keinem (anderen) Verein, 18 in reinen Freizeitclubs, drei in Vereinigungen mit sozialer Zielsetzung und *keiner* in einer politischen Organisation (Einmal wurden zu dieser Frage keine Angaben gemacht).

Insgesamt 26 Frauen haben den Fragebogen ausgefüllt. Sie waren zwischen 17 und 41 Jahre – und im Durchschnitt 26 Jahre – alt. Acht waren verheiratet, fünf lebten ‚so‘ mit einem Partner zusammen, neun allein und 4 bei den Eltern. 20 waren Büroangestellte und Beamten, eine war Arbeiterin, eine selbstständig und drei nicht berufstätig. Eine der Frauen war Studentin der Volkswirtschaftslehre. Neun sind ‚aktiv‘ religiös und 14 verstehen sich als passive Mitglieder einer Religionsgemeinschaft. Zum Bodybuilding motiviert worden waren neun durch Freunde und Partner, acht durch Bekannte und Kollegen, fünf durch die Studiowerbung und zwei durch Berichte in Medien. Im Durchschnitt trainierten die Frauen seit etwa sechs Monaten zweimal wöchentlich je eineinviertel Stunden im Studio, wobei die drei ‚reinen‘ Bodybuilderinnen mit dreimal wöchentlich zwei Stunden noch über der durchschnittlichen Trainingsintensität auch der Männer dieser Kategorie lagen. Sieben der Befragten nannten Bodybuilding als ihre bevorzugte Sportart und 16 waren ihre anderen sportlichen Aktivitäten wichtiger. 17 der Frauen trainierten allein, neun mit Partner(in). Alle 26 nahmen *keine* Proteinpräparate und auch *keine* Hormonpräparate zu sich. Noch deutlich geringer als bei den Männern war unter den Frauen das Interesse für Bodybuildingzeitschriften. 12 lasen die Magazine überhaupt nicht, 11 nur im Studio und nur eine hatte ein Abonnement. Keine der Frauen kaufte sich ein solches Journal im Handel. Auch für einschlägige Bücher interessierten sich lediglich zwei. Fünf der Frauen, und zwar alle aus der Kategorie der Ausgleichssportlerinnen, übten am Studio Kritik wegen der Öffnungszeiten, den hygienischen Verhältnissen und wegen des fehlenden Trainerengagements. Fünf der Befragten waren in Freizeitvereinigungen, *keine* war sozial oder politisch organisiert, 19 gehörten überhaupt keinem Verein an und zwei machten hierzu keine Angaben.

Ohne Kriterien für die Reliabilität meiner Vermutungen nennen zu können, meine ich, dass der relative Anteil von Studentinnen unter den Bodybuilderinnen seit jener Fragebogenaktion zugenommen hat. Über den tatsächlichen Umfang der Verwendung von Hormonpräparaten, sowohl unter Männern als auch unter Frauen, lässt sich nicht einmal spekulieren. Mit Proteindrinks halten sich Frauen in der Tat sehr viel stärker zurück als Männer, obwohl hin und wieder auch eine Frau sich eine ‚Kraftbrühe‘ mixen lässt. Frauen trinken aber bevorzugt spezielle, stark mineralstoffhaltige Brausewasser. Aufgrund von Beobachtungen im Studio und durch Rückschlüsse von Gesprächen, in denen sich Frauen über Zusammenhänge

informiert zeigten, die sie ‚eigentlich‘ fast nur aus Bodybuildingzeitschriften wissen konnten, habe ich mehr als nur einen Argwohn, dass das Interesse an einschlägigen Magazinen *um einiges höher* liegt, als ‚frau‘ zugibt, während die Männer wohl einigermaßen redlich, wenn auch zur Bagatellisierung und Untertreibung neigend, über ihre Bodybuildinglektüre Auskunft geben. Auch für im Studio trainierende Frauen haben die Journale offenbar den Effekt eines ‚Kuriositätenkabinetts‘: Frauen schauen sich die im Studio ausliegenden Zeitschriften gerne zusammen mit anderen Frauen an und kommunizieren bei solchen Gelegenheiten auch ‚demonstrativer‘ miteinander als Männer. Zu beobachten ist überdies, dass vor allem Sach-Informationen aus den Magazinen ‚gesprächsweise‘ (in ‚Verschnaupausen‘, in der Sauna, an der Bar, beim Umkleiden) weitervermittelt werden. Bestätigt hat sich auch mein Eindruck, dass unter den trainierenden Frauen nur sehr wenige ‚ambitionierte‘ Bodybuilderinnen sind, während bei den Männern ‚echtes Engagement‘ weitaus stärker verbreitet ist.¹⁰

Die ‚kleine‘ Umgebung

Das von mir als Teilnahme- und Beobachtungsfeld gewählte Studio zeichnet sich durch keinerlei besondere Qualitäten aus. Zwischen ihm und den legendären, den fast schon ‚heiligen‘ Trainingsstätten der ‚ganz großen‘ Champions im kalifornischen Santa Monica, dem ‚Gold’s Gym‘ und dem ‚World Gym‘, liegen wohl wirklich (Bodybuilding-)Welten. Aber auch bundesdeutsche Renommierbetriebe wie die beiden ‚Center‘ von Reinhard Smolana in München sind ‚um Klassen‘ besser (ausgestattet, größer, heller, schöner, moderner usw.) als ‚meine‘ Muskelschmiede, die die ‚Eisenfrau‘ Carla Dunlap gemeint haben *könnte*, als sie über ‚ihr‘ Studio sagte: „The gym has no name, no sign. Just an open door, and a room full of sweat.“¹¹

Das Konstanzer ‚Body Studio‘ ist in einer ehemaligen Autoreparaturwerkstatt untergebracht – woran allerdings nur noch zwei verglaste Flügeltore erinnern, die zusammen mit zwei Fenstern eine Breite des Trainingsraumes einnehmen. Die Schmalseite linkerhand ist mit einer Bar bestückt. Dahinter liegen die Umkleideräume für Männer und Frauen, die Sauna, ein Solarium- und Massageraum und ein kleiner, im Wesentlichen für Boxtraining ausgestatteter Übungsraum. Die

10 Was offensichtlich auch weitgehend mit statistischen Erhebungen über Freizeitaktivitäten im Allgemeinen und über sportliche Betätigungen im Besonderen übereinstimmt: Männer sind überhaupt (und insbesondere *wettkampf*-)sportlich ‚aktiver‘ (oder, ideologiekritisch nachgefragt: Sind womöglich ‚wieder einmal‘ die ‚Zugangschancen‘ geschlechtsspezifisch ungleich verteilt?). Vgl. jedenfalls Jütting 1976, bes. S. 89, 125 und 142.

11 Zitat aus Cohn 1981, S. 23. – Zu den ‚Top‘-Studios vgl. Strzeletz 1982, S. 76 und 94.

gegenüberliegende Schmalseite und die Rückwand des etwa 80 qm großen (bzw. kleinen), rechteckigen Übungsaales sind *vollständig* verspiegelt.

Exkurs: ... vor den Spiegeln

Der Spiegel ist das neben den Gewichten unerlässlichste und zugleich ‚anrüchigste‘ Requisit beim Bodybuildingtraining: „Der Blick in ihn ist unverhohlen. Vor ihm und den Blicken der Konkurrenten werden T-Shirts hochgezogen, Muskeln angespannt, Bizeps überprüft. Und auch während der Kraftübungen sieht man sich in ihm gespiegelt, kann sich seiner selbst vergewissern und feststellen, dass man noch vorhanden ist – irgendwo zwischen den Maschinen...“ – Es gibt eine ganze Texttradition zur ‚funktionalen‘ Legitimierung des Bodybuilder-Spiegels. Exemplarisch weist etwa auch Klaus Löpertz das ‚Vorurteil‘ zurück, der Spiegel diene eitlen und selbstgefälligen Zwecken. Vielmehr sei er ein reines Kontrollinstrument für korrektes Üben und Posen. Aber wenigstens ebenso hartnäckig hält sich auch ein mehr oder minder ausdrücklicher Narzissmusverdacht: „Vor einem Spiegel stehend, nur die Genitalien verhüllt, die abgedrängt bleiben, macht der *BodyBuilder* seine Posen, – auf der Suche nach dem *Signifikanten*; in dem Glauben an seine *Verkörperung*.“ Und ganz ähnlich wie Bodo Kirchhoff, der möglicherweise im Verdacht literarischer Überschwänglichkeit steht, sieht es auch der Sportsoziologie Bero Rigauer: „Eine zentrale, geradezu existentielle Funktion übernimmt das Sichbespiegeln, Sichabbilden und -betrachten im Spiegel und der daraus gezogenen Selbstbewertung als einer Grundlage der Identitätsfindung.“¹²

Ohne hier ‚schlichtend oder gar richtend‘ eingreifen zu wollen, stelle ich der Debatte die ‚interaktionistische‘ Annahme anheim, dass der Blick des Bodybuilders in den Spiegel als praktischer Versuch visueller Distanznahme zu ‚sich selber‘ zu sehen ist, und damit als die *private* Antizipation des öffentlichen (Laien- und vor allem Experten-) Auges. Der individuelle Körper ist ja *grundsätzlich* öffentlich (im Gegensatz zum subjektiven Bewusstsein); jedoch lässt er sich durch relative oder absolute räumliche Absonderung mehr oder weniger ‚privatisieren‘, also dem aktuellen face-to-face-Diskurs bestimmter anderer oder auch ‚der anderen‘ schlechthin entziehen. Diese wenigstens relative Absonderung vom sozialen ‚Blick‘ braucht der Bodybuilder, um ‚arbeiten‘ zu

12 Zitate aus Hoghe 1982, S. 28; Kirchhoff 1978, S. 12; und Rigauer 1982, S. 104. Vgl. auch Löpertz 1982, S. 20.

können. Zugleich aber ‚arbeitet‘ er ja auf dieses Angesehen-Werden, auf diese Diskursivität seiner Erscheinung hin. Dieses Um-zu-Motiv ist, zumindest partiell, sinnstiftend für sein Handeln. Und im Spiegel eben sieht er stets die ‚Form‘, die er ‚objektiv‘ präsentieren würde, sähe durch seine Augen ‚jetzt‘ ein anderer. Etwas lässig formuliert: Der Bodybuilding-Spiegel illustriert wahrhaft ‚augenfällig‘ die ‚Generalthese der Reziprozität der Perspektiven‘: „Ein Ideal gebiert sich spiegelnd selbst“ – weil, wenn und sofern es versteht, sich ‚die Augen der anderen‘ zu borgen.¹³

Rekurs: ... wieder im Übungsland

Der Weg zu den Trainingsgeräten führt vorbei an der Bar, einer erhöhten Theke mit entsprechenden Hockern, die so etwas wie das Kommunikationszentrum des ‚Body Studio‘ bildet. Von hier aus wird der Novize von der diensttuenden Aufsichtsperson (oft der Trainer) in die ‚Regeln‘ des Übungslandes eingewiesen; hierher wendet sich auch der ‚alte Hase‘, wenn er einen ‚professionellen‘ Rat sucht; hierher gesellt sich, wer vor, während oder nach dem Training ‚neue Kräfte sammeln‘ bzw. ‚Energie auftanken‘ will. Hier wird geplauscht, selten gefachsimpelt, ‚versunken‘ das Trainingsgeschehen beschaut und/oder einfach etwas – ‚natürlich‘ (!) Alkoholfreies – getrunken: vom schlichten Mineralwasser bis zum industriell gefertigten Mineralstoff- und Protein-Präparat. Die weiteren ‚Serviceleistungen‘ an der Bar bestehen im Verkauf von Körperpflegemitteln und Trainingsbekleidung (wie Sweatshirts und Spezialhandschuhe). Diverse Schaustücke aus dem Warenangebot sind neben Urkunden, Photos und Postern internationaler, regionaler und studiointerner ‚Berühmtheiten‘ und einem Regal mit Pokalen und Nahrungskonzentratdosen an der Holzwand hinter der Theke befestigt. Die Bar und ein Beistelltisch, auf dem Bodybuildingmagazine und Illustrierte ausliegen, und zwei Sessel mildern zusammen mit einem gelbgrünen Teppichboden und rhythmischer Hintergrundmusik den ansonsten recht ‚martialischen‘ Gesamteindruck des Studios mit seinen oft übermannshohen, chromglänzenden und mattschwarzen Trainingsmaschinen, das wochentags von 16 bis 20 Uhr, an drei Tagen zusätzlich von 9 bis 12 und samstags von 10 bis 13 Uhr geöffnet ist.

13 Zitat aus Hitzler 1982 (c), S. 161. – Die Argumentation über ‚privat‘ und ‚öffentlich‘ lehnt sich an Hunziker (AP) und Hitzler (AP). – Vgl. zur ‚Reziprozität der Perspektiven‘ Schütz und Luckmann 1979; vgl. schließlich zur Bedeutung des Spiegels für die Identitätsbildung im allg. Bernard 1980, bes. S. 34–37 und 79–82, und im besonderen (Bodybuilding-Kontext) Kirchhoff 1980, bes. S. 148–150.

Die ‚kleinen‘ Beobachtungen

„Kraftmenschen üben hier, schwingen ihre hantelbeschwerten Hände, bringen sich dabei in Schweiß oder tun zumindest so. Jetzt hört man sie stöhnen; wenn sie den angehaltenen Atem wieder ausstoßen, klingt es wie ein Zischen...“ – Was hier der römische Philosoph Seneca vom Badeleben in seiner Sommerfrische im ersten nachchristlichen Jahrhundert schildert, das ungefähr könnte der audiovisuelle Eindruck sein, der sich einem unbefangenen Gast heutzutage in einem Bodybuildingstudio aufdrängt: Eine vielleicht gar nicht kommunikationsarme aber doch zumindest verbalisierungsarme Atmosphäre von nicht eben hektischer, sondern von reger und konzentrierter Betriebsamkeit: „Jeder schuftet an seiner Maschine oder steht lässig herum, beschaut sich in den Spiegeln.“ So liegt denn über Bauchmuskelbrett, Calfmachine, Roman Chair, Hackenschmidt- und Wadenmaschine, Kraftständern und Schrägbank, Seated-Legpress-, Multipress- und Butterfly-Machine, über Hantel- und Bizepscurling-Bank, über ‚Turm‘ und Latissimus-Zugmaschine eine Stimmung, fast als hätten sich die *Idee der frühindustriellen Manufaktur* und der *meditative Geist des Zen-Klosters*, dialektisch vereint: „Was fehlt dir?“ fragte mich ein Bodybuilder, keuchend unter seiner Kraftmaschine, und ich, der Ahnungslose, ebenfalls keuchend unter meiner Kraftmaschine, antwortete ihm: Ich weiß es nicht..., worauf ich zu hören bekam: Weißt du, was mir fehlt? Sieben Zentimeter Brust und vier Zentimeter Wade. Sonst nichts.“¹⁴

Institutionelle Passageriten / Initiation

Weil ganz offenbar niemand an ihm interessiert ist, wendet sich das ‚Greenhorn‘ im ‚Body Studio‘ fast automatisch an die einzige wenigstens aufgrund ihrer Raumplatzierung einigermaßen ‚institutionalisiert‘ erscheinende ‚Instanz‘, an die diensttuende Aufsichtsperson hinter der Theke. Ihr wird Zuständigkeit und Kompetenz ‚bis auf weiteres‘ unterstellt. Auskünfte und Anweisungen von ‚der anderen Seite‘ der Bar werden als ‚offizielle‘ Verlautbarungen ziemlich fraglos akzeptiert. Die Initiation ins Übungsland beginnt denn auch meist mit dem von einer entsprechenden Handbewegung in Richtung auf die in Betracht kommende Umkleidekabine unterstrichenen Vorschlag, sich doch ‚erst mal‘ umzuziehen, alles weitere werde man dann ‚nachher‘ erklären und bereiten.

Wenn dann ‚nachher‘ geklärt ist, wie es um die physische Verfassung des Novizen steht – also ob er ein ‚blutiger Anfänger‘ in Sachen Sport überhaupt sei, der gleichsam ‚aus dem Stand‘ zum Gewichttraining kommt, oder ob er bereits andere Sports betreibt, und auch, ob er an irgendwelchen körperlichen Verletzungen oder

14 Zitate aus Galsterer 1983, S. 38; Locher 1982 und Kirchhoff 1980, S. 145.

,Beschwerden‘ leidet¹⁵ –, kreuzt der Trainer auf einem vorgedruckten Trainingsplan die vom Debütanten sinnvollerweise zu absolvierenden Übungen an und ,exerziert‘ ihm dann den Bewegungsablauf der einzelnen ,Programmpunkte‘ vor: Das Grundprogramm für Anfänger – seien sie nun sportlich geübt oder ungeübt – unterscheidet sich vom späteren, je nach Muskelentwicklung dann allerdings spezifisch gewichteten, Training nicht durch die *Art* der Übungen, sondern durch deren *Intensität*. Während er vom Trainer aufgefordert wird, die vorgeführte Übung nachzuahmen, lernt der Debütant, dass selbige aus mehreren ,Sätzen‘ und dass jeder Satz aus einer Anzahl von ,Wiederholungen‘ besteht. Der völlige Sport-Dilettant wird angehalten, sich nicht zu viel zuzumuten und es ,vorerst‘ bei zwei Sätzen zu je acht bis zehn Wiederholungen pro Übung bewenden zu lassen. Der bereits anderweitig Körpertüchtige ,darf‘ bereits mit drei Sätzen zu zehn bis 15 Wiederholungen beginnen und diese Zahlen auch alsbald nach Gudücken steigern. – Die im Trainingsplan vorgesehenen Übungen spiegeln die Angebotskapazität des Studios wider, nicht etwa ein realistisches Trainingsprogramm. Ich konnte jedenfalls niemanden beobachten, der während eines ,Trainings‘ alle angegebenen Übungen absolviert hätte. Die verschiedenen Übungen an den diversen Geräten beanspruchen gezielt die großen Muskelgruppen des Körpers und strukturieren den chronologischen Trainingsverlauf: die ersten Übungen (für die Bauchmuskulatur) etwa dienen auch zum Aufwärmen, um Verletzungen (Zerrungen, Überdehnungen) zu vermeiden.

Das vom Trainer zusammengestellte Grundprogramm richtet sich nach der traditionellen *Ganzkörpermethode*, wonach bei jedem Training *alle* Muskelgruppen trainiert werden. Dieses Verfahren wird vom Anfänger (und nicht nur von ihm) fraglos akzeptiert und für ,typisch‘ und ,notwendig‘ erachtet, obwohl nahezu jeder Einzelne mit bestimmten ,Problemzonen¹⁶, in denen er von seinem (?) idealen Körperfild abweicht und denen sein Hauptaugenmerk gilt, das Bodybuildingtraining beginnt. Allerdings wird zunehmend auch von der Trainingszusammenstellung für Novizen her den individuellen ,Bedürfnissen‘ Rechnung getragen. – Diese individuellen Wünsche und die Erwartungen an das Training lassen auch ,typische‘ Unterschiede zwischen Männern und Frauen erkennen: Frauen wollen in der Regel, und somit ,regelmäßig‘ im Gegensatz zu Männern, keine *sichtbaren* Muskeln ,aufbauen‘: „Alle (Frauen – A.H.) sagen sofort, dass sie keine solche Muskeln wollen. Ich sag dann immer, wenn sie Muskeln bekommen, kommen Sie schnell zu mir und verraten es keinem. Ich trainier dann so wie Sie. Dann kapieren sie es

15 Während meiner Untersuchung ist mir nur *ein* Fall einer medizinischen Bodybuilding-Therapie bekannt geworden: Eine ca. 50jährige Frau hat wegen eines Hüftgelenkleidens von ihrem Orthopäden ein spezielles Trainingsprogramm ,verordnet‘ bekommen.

16 Charakteristische ,Problemzonen‘ der Frauen sind Brust, Bauch, Gesäß und Oberschenkel, die der Männer sind Arme, Schulter, Brust und Beine.

meistens schon“ (Peter –VII). Männer hingegen, „....besonders die jungen, fragen immer gleich, wie lange es dauert, bis man was sieht. Ich mach dann immer auf Abschreckung und sag, reden wir in zwei bis drei Jahren wieder. Dann wissen die, woran sie sind. Die kommen sowieso nicht lange, wenn sie nicht gleich Muskelberge kriegen.“ (Wolf –II).

Nach dem Probe- bzw. Einführungstraining, das ungefähr eine knappe Stunde dauert, thematisiert dann der potentielle neue Kunde normalerweise selber die ‚Kostenfrage‘, worauf ihm erklärt wird, dass er durchaus ein- oder zweimal ‚umsonst‘ trainieren und dann, wenn er ‚dabeibleiben‘ wolle, einen Vertrag (zu den oben genannten Bedingungen) mit dem Studio abschließen könne. Der Vertragsabschluss findet dann auch üblicherweise nach dem zweiten Probetraining statt.

Studio-Alltag I: Strukturen, Prozesse und Interaktionen

Während meiner Feldphase habe ich zu allen verschiedenen Studio-Öffnungszeiten trainiert. Wie vermutet liegt die ‚Stoßzeit‘ in den frühen Abendstunden zwischen 18 und 20 Uhr, während morgens, am frühen Nachmittag und samstags die Trainingsfrequenz deutlich niedriger ist. Morgens liegt die Zahl der zur selben Zeit Trainierenden bei durchschnittlich sechs bis zehn, samstags und am frühen Nachmittag bei acht bis zwölf. Gewöhnlich werden diese Trainingszeiten von Personen bevorzugt, die nicht an die ‚normalen‘ Arbeitszeiten gebunden sind, wie z. B. Schichtarbeiter, Halbtagsberufstätige, Studenten und Schüler.

Zu diesen Zeiten herrscht im Übungsraum fast ‚feierliche‘ Ruhe, die nur von der hintergründlichen Musikberieselung, dem leichten Schleifen der Zugmaschinen und dem hellen Klicken der zurückfallenden Gewichte unterbrochen wird. Die laute Geschäftigkeit des Berufsalltags ist hier ausgeschlossen oder dringt nur als Verkehrslärm der nahe vorbeiführenden Durchgangsstraße gelegentlich ins Bewusstsein. Selbst kurze Gespräche, sofern sie überhaupt stattfinden, werden mit ‚gedämpfter Stimme‘ geführt.

Die Nutzung des Studios schwankt im Übrigen jahreszeitlich sehr stark: Im Herbst und insbesondere im Frühjahr brechen fast schon Besucher- ‚Stürme‘ über das Übungsland herein.¹⁷ (Um diese Schwankungen auszugleichen, hat das ‚Body Studio‘ eben die Verträge mit längerer Laufzeit eingeführt.) So gibt es im Frühjahr und Herbst Abende, an denen sich zur selben Zeit bis zu 37 Trainingswillige im ‚Maschinen-Raum‘ einfinden. Aber schon bei der durchschnittlichen Frequenz von 18 bis 25 zugleich anwesenden Personen kommt es gelegentlich zu ‚Staus‘ an den Geräten (was den Übungsrythmus und die Trainingsbereitschaft merklich

¹⁷ Was anscheinend auch für andere, insbesondere gymnastisch ausgerichtete Sportarten gilt.

beeinträchtigt); auch nimmt der Sauerstoffgehalt der Luft deutlich ab, während der ‚Geruch‘ verständlicherweise immer intensiver wird. Auch der Geräuschpegel liegt natürlich während der Haupttrainingszeiten höher: das Quietschen der Zugseile wird mehrstimmig, und die zurückfallenden Gewichte klacken häufiger und in unterschiedlicher Lautstärke. Dieser ‚Arbeitslärm‘ wird noch umrahmt von ständig pulsierender Popmusik, die – sollte sie je einmal kurz unterbrochen sein – sofort wieder ‚angefordert‘ wird, denn „dass da Musik läuft, finde ich ganz prima. Dabei entspann ich mich so richtig.“ (Rainer –VI). „Der Rhythmus von manchen Liedern stimuliert mich halt beim Training.“ (Gerd –XV).

Ein Geräusch jedoch bleibt eher die Ausnahme: die *artikulierte* menschliche Stimme, die nur selten aus der allgemeinen Geräuschkulisse hervortritt. Wenn menschliche Laute hörbar werden, dann zumeist als Ächzen und Stöhnen, lautes Schnaufen oder als kurzes Auflachen (hauptsächlich bei Gesprächen zwischen mehr als zwei Personen). Barbara (XXIII) etwa gab ihrem Eindruck Ausdruck, dass so mancher aus seinem Gestöhne schon ‚eine Schau‘ mache. Aber „wenn du mit schweren Gewichten trainierst und richtig atmetst, dann kannst du gar nicht anders als stöhnen.“ (Frank –XVIII). – Jedoch allenfalls der Anfänger horcht wegen des Stöhns noch erstaunt auf. Wer im Studio auch nur ein wenig ‚heimisch‘ geworden ist, dem treten die Arbeitslaute kaum noch thematisch ins Bewusstsein.

Da die Mehrheit der Studio-Klientel allein trainiert und ein ‚sinnvolles‘ Training doch einige Aufmerksamkeit, Konzentration und Anstrengung erfordert, verwundert es kaum, dass die Pausen zwischen den Übungen eher zum Atemholen als zu Gesprächen genutzt werden. Meist bewegen sich die Trainierenden während ihrer Verschnaufpause zwischen zwei ‚Sätzen‘ mit langsamem Schritten, gesenktem Kopf und in die Hüften gestemmt Armen im näheren Bereich des von ihnen belegten Gerätes.

Trainieren zwei ‚Fitness‘-Sportler miteinander, so wechseln sie sich normalerweise einfach am Gerät ab, und der Pausierende steht unbeteiligt dabei oder schaut dem anderen zu. Beim gemeinsamen Training zweier ‚richtiger‘ Bodybuilder *beobachtet* der Pausierende seinen Partner während der Übung, *korrigiert* ihn oder *feuert* ihn mit kurzen Zurufen an. ‚Ernste‘ Gespräche über Vor- und Nachteile einer bestimmten Übung oder eines der Geräte finden eigentlich nur zwischen Trainingspartnern oder allenfalls zwischen direkt benachbarten Trainierenden statt, so dass aus auch nur etwas größerer Entfernung nur noch Satzfragmente (Gesprächs-, Fetzen‘) zu vernehmen sind. Jedoch werden verbale Äußerungen oft gestisch stark ‚untermauert‘, z. B. durch hinweisendes Berühren eigener Körperpartien oder solcher des Gesprächspartners: Frank und Peter stehen sich, ca. eineinhalb Meter voneinander entfernt, gegenüber und unterhalten sich mit ‚lachenden‘ Gesichtern. Peter greift mit der linken Hand unter dem rechten Arm hindurch an sein Schulterblatt und

zeigt einen schmerzverzerrten Gesichtsausdruck. Frank nickt mehrmals lachend mit dem Kopf und beginnt ebenfalls damit, sich im Bereich des Schulterblattes zu berühren und das Gesicht zu verziehen, worauf nun wiederum Peter ihm lachend zunickt. Dieses gestische ‚Echo‘ wiederholt sich noch zweimal, wobei die ganzen Körper der beiden allmählich in Bewegung geraten. Nun winkeln beide abwechselnd die Arme vor dem Oberkörper an (als ob sie eine Hantel stemmen würden) und fallen schließlich mit etwas eingewinkelten Knien stehend in eine leichte Rückenlage. (Als ich hinzutrat und fragte, worum es soeben gegangen sei, erläuterte Frank, dass sie sich beide schon am gleichen Gerät die Schulter verzerrt hätten und deshalb lieber mit der frei beweglichen Langhantel trainieren würden als mit fixierten Gewichten am ‚Turm‘. –XIII).

Nur selten beteiligt sich ein Dritter an einem ‚laufenden‘ Gespräch. Gruppenunterhaltungen sind überhaupt fast ausschließlich auf den Bereich der Bar beschränkt, wo allerdings wiederum kaum einmal ‚ernste‘ Trainingsprobleme diskutiert sondern ‚smalltalks‘ und freundschaftliche Wortgeplänkel ausgetragen werden.

In der Regel will niemand beim Training gestört werden. Unterbrechungen werden zwar fast immer freundlich hingenommen, erbetene Hilfeleistungen oder Ratschläge werden durchaus bereitwillig gegeben, aber nie mischt sich jemand ungefragt in die (Trainings- oder sonstigen) Angelegenheiten eines anderen ein – allenfalls und äußerst selten der Studiobesitzer oder die jeweilige Aufsichtsperson. Das heißt aber nicht, dass dem übrigen Geschehen vom Trainierenden keine Aufmerksamkeit geschenkt würde: „Wenn ich seh, wie manche trainieren, da stellen sich mir die Haare, und wenn man was sagt, dann reagieren die ganz komisch, richtig abweisend. Da lässt du's von selber bleiben und denkst dir, das geht doch mich nichts an.“ (Elke –VII). „Nach einem halben Jahr will sowieso keiner mehr etwas wissen. Ich schreite da nur in so extremen Fällen ein, wie da bei einem Jungen, der trainiert immer mit viel zu schweren Gewichten und lässt sie auch fallen. Das ist für ihn und für andere gefährlich, das kann ich gar nicht verantworten. Ich habe ihm schon mit Studioverbot gedroht, wenn er so weitermacht.“ (Hansi –XXIV). „Im Studio stören mich nur ein paar, die mit zu schweren Gewichten trainieren, weil das ist auch für andere gefährlich. Stell dir mal vor, so einer lässt eine Hantel fallen und dir auf den Fuß. Um die mach ich immer einen Bogen.“ (Eva –XVIII).

Diese Zurückhaltung wird wiederum von anderen als mangelndes Interesse oder Inkompétenz, insbesondere seitens des Studiobesitzers, ausgelegt: „Als der G. (einer der beiden früheren Studiobesitzer – A.H.) noch da war, da war das hier anders, der hat sich um einen gekümmert. Aber der, der hat wohl auch nicht viel Ahnung!“ (Gerda –XXIII). „Da sagt einem keiner was, wenn man etwas falsch macht. Selber merkt man das ja nicht. Die (Studiobesitzer allgemein – A.H.) wollen halt nur schnell Geld machen.“ (Angelika –IX). – Derartige Beschwerden

werden aber fast nur ‚untereinander‘ vorgebracht, nicht jedoch an die ‚eigentlich‘ zuständige Stelle gerichtet. Hier werden im Grunde nur über schlechte Belüftung oder defekte sanitäre Einrichtungen Klagen geführt. (Letztere wurden im Übrigen zwischenzeitlich renoviert und erstere werden schließlich wegen der ungünstigen räumlichen Gegebenheiten eben hingenommen.) – Während des, das Training normalerweise abschließenden, Saunabesuchs ist Bodybuilding kaum mehr ein Thema – allenfalls in ‚finiten‘ Kommentaren wie dem, dass man ‚heute wieder mal fix und fertig‘ sei. Obwohl die Sauna die Muskulatur entspannt und entschlackt, ist zu beobachten, dass sie mehr von ‚Fitness‘-Sportlern als von ‚richtigen‘ Bodybuildern genutzt wird. Als Grund für das mangelnde Interesse wird die als unangenehm empfundene, trockene Hitze genannt.

Literatur

- Bernard, M. (1980). Der menschliche Körper und seine gesellschaftliche Bedeutung. Bad Homburg.
- Bruyn, S. T. (1966). The Human Perspective in Sociology. The Methodology of Participant Observation. Engelwood Cliffs/New Jersey.
- Cohn, N. (1981). Women of Iron. The World of Female Bodybuilders. Wideview Books.
- Dechmann, M. D. (1978). Teilnahme und Beobachtung als soziologisches Basisverhalten. Bern und Stuttgart.
- Dreitzel, H. P. (1983). Der Körper als Medium der Kommunikation. In: A. E. Imhof (Hrsg.), Der Mensch und sein Körper. München.
- Friedrichs, J. (1973). Warum teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens? In: ders. (Hrsg.), Teilnehmende Beobachtung abweichenden Verhaltens. Stuttgart.
- Galsterer, H. (1983). „Mens sana in corpore sano“ – Der Mensch und sein Körper in römischer Zeit. In: A. E. Imhof (Hrsg.), Der Mensch und sein Körper. München.
- Glaser, B. G., & Strauss, A. L. (1967). The Discovery of Grounded Theory. Chicago.
- Hildenbrand, B. (1978). Familiale Organisation, alltagsweltliche Orientierung und psychische Krankheit. Konstanz (Dissertation).
- Hildenbrand, B. (1983). Alltag und Krankheit. Stuttgart.
- Hitzler, R. (AP). Zur subjektiven Seite von Privatheit und Öffentlichkeit. Konstanz (Arbeitspapier).
- Hitzler, R. (1982). Zwischen-Spiele. In: Konkursbuch 8. Tübingen.
- Hitzler, R. (1983). Existenzialer Skeptizismus. In: F. Heckmann, & P. Winter (Hrsg.), 21. Deutscher Soziologentag in Bamberg 1982. Beiträge der Sektions- und Ad hoc-Gruppen (S. 803–805). Opladen.
- Hoghe, R. (1982). Die Illusion der Größe. In: ders., Anderssein. Lebensläufe außerhalb der Norm. Darmstadt und Neuwied.
- Hunziker, P. (AP). Einführung in die Thematik „Öffentlichkeit und Privatheit“. Konstanz (Arbeitspapier).

- Jütting, D. H. (1976). Freizeit und Erwachsenensport. München.
- Kirchhoff, B. (1978). Body-Building – Versuch über den Mangel. In: Kursbuch 52. Berlin.
- Kirchhoff, B. (1980). Body-Building. Frankfurt a. M.
- Locher, A. (1982). Bilde Deinen Body. In: Tagesanzeigermagazin 31. 7. August.
- Löpertz, K. M. (1982). In Form durch Bodybuilding. Bergisch Gladbach.
- Lofland, J. (1979). Der Beobachter – inkompotent aber akzeptabel. In: K. Gerdes (Hrsg.), Explorative Sozialforschung. Stuttgart.
- Meinefeld, W. (1976). Ein formaler Entwurf für die empirische Erfassung formalen elementaren Wissens. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen: Kommunikative Sozialforschung. München.
- Rigauer, B. (1982). Sportsoziologie. Reinbek b. Hbg.
- Schütz, A. (1971). Gesammelte Aufsätze 1. Den Haag.
- Schütz, A. (1972). Gesammelte Aufsätze 2. Den Haag.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (1979). Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1. Frankfurt a. M.
- Schwartz, H., & Jacobs, J. (1979). Qualitative Sociology. A Method to the Madness. New York und London.
- Soeffner, H.-G. (1982). Prämissen einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. In: ders. (Hrsg.), Beiträge zu einer empirischen Sprachsoziologie. Tübingen.
- Strzeletz, J. (1982). Aus Liebe zum Eisen. Bodybuilding gestern und heute. Düsseldorf.

Praktische Deutungen

Eine komplexe Ethnographie zum Umgang mit Menschen im Wachkoma

Ronald Hitzler

Im Folgenden skizziere ich Problemstellungen und Erträge relativ komplex ineinandergrifender ethnographischer und ethnographiebasierter Studien zum Umgang mit Menschen im Wachkoma, die wir seit insgesamt fünf Jahren und die wir intensiv seit Juli 2012 (und bis Juni 2015) in einem von der DFG unter dem Titel „Deutungsmuster ‚Wachkoma‘“ geförderten Forschungsprojekt durchführen (vgl. dazu Grewe 2012). In diesem Projekt geht es uns darum, je die lokale Diagnose- und Therapiepraxis leitende Deutungen bzw. Definitionen des Phänomens in Akutkliniken, Reha-Kliniken, Pflegeheimen und häuslichen Pflegesettings zu registrieren und zu rekonstruieren, in denen Patienten mit schweren und schwersten Hirnschädigungen behandelt, gepflegt und betreut werden.¹

Unsere zentrale Forschungsfrage bezieht sich darauf, a) was welche Arten von Akteuren woher wissen, wenn von „Wachkoma“ (Geremek 2009) – oder von etwelchen Synonymen dieses Begriffs wie „Apallisches Syndrom“ (Gerstenbrand 1967), „Vegetative State“ (Jennett und Plum 1972) und „Unresponsive Wakefulness Syndrome“ (Laurey et al. 2010) – die Rede ist, b) welche Arten von Implikationen und Konnotationen etwelche Akteure jeweils mit diesem Thema in Bezug worauf verbinden und c) welche beiläufigen und absichtlichen, direkten und indirekten praktischen Konsequenzen aus dem ganzen Komplex dieses Wissens welche Arten von Akteuren mit welchen Begründungen ziehen.

1 Unter „Deutungsmustern“ verstehen wir bislang Argumentationszusammenhänge, die sich auf irgendwelche Handlungsprobleme beziehen, die sich diesen Handlungsproblemen gegenüber aber verselbständigen können – und das in der Regel auch tun. Deutungsmuster weisen stets über konkrete Fälle, in denen sie in Erscheinung treten, hinaus. Ein im Wachkoma-Diskurs symptomatischer Deutungsmuster-Antagonismus ist z. B. der, dass schwerste Hirnschädigungen von manchen Leuten (auch Fachleuten) als Beweis für ‚fehlendes‘ Bewusstsein gedeutet werden, von anderen (Leuten und Fachleuten) hingegen nicht (vgl. Hitzler und Grewe 2013).

Erkenntnisinteresse I

In einer ganz einfachen (sozusagen ‚ersten‘) Oberflächentypologie haben wir zunächst jene Art von Akteuren identifiziert, die *keine* Primärerfahrungen und *keine* unmittelbaren oder zumindest vermittelten Kontakte mit Menschen im sogenannten Wachkoma haben oder (wohl erinnerlich) gehabt haben. Das trifft auf die meisten Leute zu, denen wir „auf der Straße“ – bzw. heutzutage: im Internet – begegnen. Möglicherweise gilt das aber auch für manche nichtspezialisierten Journalisten und Publizisten, die im Kontext ihrer Tagesgeschäfte in irgendeiner Form auch einmal über Menschen im Wachkoma berichten. Diese Art von Akteuren bezeichnen wir als „Nicht-Involvierte“. Deren thematisch einschlägiges Wissen korreliert hochgradig mit dem, was in der „breiten Öffentlichkeit“ dazu über die Massenmedien verbreitet wird (vgl. Plaß und Schetsche 2001; Schetsche und Schmied-Knittel 2013). Das heißt, wir gehen davon aus, dass das *allgemein* verbreitete Deutungsmuster „Wachkoma“ im Wesentlichen als im individuellen Wissensbestand abgelagertes vor-gängiges Sinnschema zu verstehen ist, das die subjektive Wahrnehmung des Themas so vor-prägt und vor-strukturiert, dass der Einzelne sich mehr oder weniger beiläufig daran orientieren kann. Seit Beginn der Projektlaufzeit sammeln wir dazu bereits entsprechendes Material. Im Sommersemester 2013 und im Wintersemester 2013/14 haben wir mit Studierenden in einer Forschungswerkstatt solches (und auch fiktionales) Material ausgewertet und mittels leitfadengestützter, explorativer Interviews erkundet, inwieweit „das Wissen der Leute“ als medial geprägt und inwieweit es diesem gegenüber als ‚eigensinnig‘ erscheint.² Diese Studie zeigt uns,

2 Im ersten der beiden Semester wurde unter Nutzung von qua Gruppendiskussion explizierten eigenen Wissensbeständen der Seminarteilnehmerinnen, von in Printmedien und im Internet publizierten einschlägigen Artikeln und von aus Fernsehsendungen generiertem und im Internet gefundem dokumentarischem Filmmaterial ein Interviewleitfaden ausgearbeitet (vgl. Witzel 2000). Mit diesem wurden von den 12 Studentinnen insgesamt 148 Interviews mit einer Gesamtlänge von etwa 36 Stunden geführt, auditiv aufgezeichnet und transkribiert. Die Gesprächspartner wurden von den Interviewenden jeweils willkürlich ausgewählt – unter der Maßgabe, dass sie *nicht* selber mit der Betreuung von Menschen im Wachkoma befasst sein – im Jargon unseres Gesamtprojekts also in die Kategorie der „Nichtinvolvierten“ fallen – sollten. Im zweiten Semester der Forschungswerkstatt wurde anhand der zwischenzeitlich erstellten Transkripte „theoriegeleitet“ ein Codierleitfaden zur Auswertung der Interviews entwickelt (vgl. Schmidt 2012). Die Transkripte wurden untereinander getauscht, sodass die Teilnehmerinnen jeweils Transkripte von anderen Teilnehmerinnen (und damit die von diesen geführten Interviews) codiert und analysiert haben. Selbstverständlich erheben wir mit dieser Anlage keinerlei Anspruch auf Repräsentativität der daraus resultierenden Befunde. Immerhin lassen sich damit aber einige bereits (vor-) „informierte“ Vermutungen zum Verhältnis der Wissensbestände einschlägiger Experten zu denen von Laien anstellen.

dass „die Leute“ mehr über das Phänomen „Wachkoma“ wissen, d. h. dass sie sich mehr – teils ‚realistisch‘, teils ‚fantastisch‘ anmutende – Gedanken darüber machen, als wir vermutet hatten. Und sie zeigt uns auch, dass das gesellschaftlich verbreitete Jedermannswissen tatsächlich ein vor allem über Massenmedien (und – bislang jedenfalls – nicht über das Internet) verbreitetes Wissen ist.

Erkenntnisinteresse II

Den „Nicht-Involvierten“ stellen wir jene Art von Akteuren gegenüber, die wir summarisch als „Involvierte“ bezeichnen. Involviert sind (bzw. waren wohl erinnerlich) diese Akteure in das, was *mit* einem Menschen oder (direkt wie indirekt) auf einen Menschen bezogen geschieht, der – vom Anfangsereignis einer wodurch auch immer verursachten schweren bzw. schwersten Hirnschädigung aus betrachtet – hinlänglich verbindlich als sich in einem als „Wachkoma“ gedeuteten Zustand befindlich angesehen wird. Theoriesprachlich haben wir es bei einem solchen Geschehen eben mit einem „Trajekt“ (vgl. Strauss 1993; Soeffner 1991) zu tun: Impliziert ist damit das Miteinander, Gegeneinander, Ineinander und Durcheinander von gewollten *und* ungewollten, von bedachten *und* unbedachten, von erstrebten *und* widerfahrenen Effekten von Aktivitäten und sonstigen Ereignissen. Im Rahmen eines Trajekts resultieren (die) Bedeutungen einzelner Geschehnisse aus deren Verweis auf andere – vorausgegangene, zeitgleiche oder erwartete – Geschehnisse, deren Bedeutungen wiederum aus entsprechenden Quer- und Rückverweisen resultieren. Dadurch erscheint das Gesamtgeschehen aus der Beobachterperspektive als ereignisfokussierte Verlaufskurve, innerhalb derer die (wie auch immer) involvierten Akteure Ziele verfolgen und zugleich Geschehnissen ausgesetzt sind, die sie nicht steuern können. In das Trajekt „Wachkoma“ involviert sind vor allem – im weiteren Sinne verstandene – Angehörige von in diesem Zustand befindlichen Menschen auf der einen Seite und „professionell“ damit befasste Akteure auf der anderen Seite.

Aus der von uns vertretenen sozialkonstruktivistischen Perspektive heraus betrachtet, erfolgt die Praxis ärztlicher, therapeutischer und pflegerischer Dienstleistungen ebenso wie die Praxis vielfältiger Zuwendungen von Angehörigen zu Menschen, die als im Wachkoma (oder einem dem Wachkoma ähnlichen Zustand) befindlich angesehen werden, wesentlich unter Bezugnahme auf sozial geteiltes Wissen. Dieses sozial geteilte Wissen fassen wir, wie erwähnt, in unserem Projekt mit dem in der interpretativen Sozialforschung etablierten, aber durchaus unterschiedlich konnotierten Konzept des Deutungsmusters. Dabei geht es um die Analyse typischer Interpretationsmodi, die sich in einzelnen Repräsentationen rekonstruieren lassen,

welche mit dem Typus zwar nicht vollkommen identisch, diesem aber mehr oder weniger ähnlich (bzw. mit diesem hinlänglich kompatibel) sind.

Wir gehen nun davon aus, dass zumindest im weiteren Sinne verstandene Angehörige von im – übrigens keineswegs *statisch* zu denkenden – Zustand „Wach-koma“ lebenden Menschen, also Partner, Kinder, Eltern, sonstige Verwandte, Freunde und auch andere „Betroffene“ in mehr oder weniger institutionalisierten Selbsthilfegruppen und Trostgemeinschaften, sich in aller Regel vor einen kaum auch nur erfassbaren und nur schwerlich abweisbaren *Komplex* lebenspraktischer Bewältigungsprobleme gestellt sehen. Einschlägige Deutungsmuster, hier verstanden als aus Lebenserfahrungen heraus gebildete und wie auch immer geartete Schemata des Wirklichkeitsverständnisses, können in Bezug auf diese Art von Akteuren zweifellos als sozial gültige Lösungskonzepte solcher Bewältigungsprobleme verstanden werden. Sie können sich bekanntlich aber auch von konkreten Bewältigungsproblemen ablösen und mangels Passung und/oder aufgrund widersprüchlicher Implikationen je individuelle Bewältigungsprobleme verstärken oder erst generieren (vgl. Oevermann 2001a, 2001b).

Die Frage, inwieweit solche Deutungsmuster den je zutiefst subjektiven Sinn- und Handlungsbedarf des nicht professionell affizierten, sondern *existenziell* involvierten Angehörigen – nicht theoretisch, sondern praktisch – zu decken vermögen, versuche ich seit nunmehr vier Jahren – im Abgleich mit umfangreichen eigenen Videoaufzeichnungen zum einen und mit Ratgeber-Publikationen und Betroffenenberichten zum anderen – qua phänomenologisch kontrollierter Introspektion zu klären (vgl. Hitzler 2012a, 2014a). Dass es mir dabei auch um die Beschreibung von Vorgängen der subjektiven Sinnkonstitution geht, versteht sich sozusagen von selbst. Für das Deutungsmuster-Projekt dient dieses ‚idiosynkratische‘ phänomenologische Interesse aber eher als methodologische Fundierung genuin *wissenssoziologischer* Fragen.

Erkenntnisinteresse III

Durch phänomenologische Reflexionen also zwar informiert, empirisch im wesentlichen aber am ‚kanonischeren‘ Methodenfundus explorativ-interpretativer Sozialforschung orientiert, befassen wir uns in diesem Hauptprojekt insbesondere mit Inhalten und Strukturen genuin *professioneller* (und semiprofessioneller) Wissensbestände: derer von Medizinern, Pflegekräften und Therapeuten, aber auch derer des Personals von (von uns so genannten) Begleitagenturen des Wach-koma-Trajekts (insbesondere denen der Gesetzgebung und der Rechtsprechung).

Darüber hinaus versuchen wir auch, uns einigermaßen informiert zu halten über einschlägige wissenschaftliche Diskurse – etwa der Biologie, der Psychologie, der Philosophie, der Theologie und selbststredend ganz zentral der Neurowissenschaften.

Selbstverständlich interessiert uns dabei *grundsätzlich* auch das Verhältnis bzw. die wechselweise Beeinflussung von gesellschaftlich allgemein verbreitetem Wissen hier und Sonderwissensbeständen von Professionellen da. Mit guten Gründen vermuten wir aber, dass das, was zum Thema „Wachkoma“ einerseits öffentlich und was andererseits zwischen Spezialisten und Experten dazu verhandelt wird, eher punktuell ineinandergreift (zum Beispiel skandal- bzw. sensationsevoziert) und ansonsten zeitverzögert und sachhaltigkeitsgefiltert von der einen zur anderen Seite (und möglicherweise auch wieder zurück) transferiert wird. Dementsprechend registrieren und rekonstruieren wir vor allem Beziehungen, Abhängigkeiten, Verwiesenheiten, Überlagerungen, Widersprüchlichkeiten und Unverträglichkeiten jeweiliger Argumentationslinien *in (den)* verschiedenen professionsspezifischen und professionenübergreifenden Diskurssträngen. Denn *diese* und nicht – jedenfalls *noch* nicht – die sogenannte öffentliche Meinung sehen wir als entscheidend an für die Frage, wie mit im Zustand „Wachkoma“ befindlichen Menschen *praktisch* umgegangen wird.

Mithin haben wir – ausgehend von der zentralen Annahme der Wissenssoziologie, dass Menschen, die Wissen generieren, stets in bestimmten sozialen Zusammenhängen stehen, die jeweils in die Prozesse des Erkennens und in den Inhalt des Erkannten oder Gewussten eingehen – zunächst mittels einer Fallstudie eine Modell-Einrichtung des Landes Nordrhein-Westfalen zur Betreuung von so genannten Phase F-Patienten erkundet. Im Zentrum unseres Erkenntnisinteresses standen dabei die Praktiken im Pflege- und Therapie-Alltag dieser Einrichtung, die wir nicht nur teilnehmend beobachtet, sondern an denen wir auch beobachtend teilgenommen haben.

Forschungsalltag I

Ein vertrauter Mensch im chronifizierten sogenannten Wachkoma ist *der* Fall, über den wir uns der Fragestellung unserer Studie ursprünglich und von einer ganz bestimmten Perspektive her genähert haben. Dass dies *nicht* die Perspektive des Betroffenen, des im Wachkoma befindlichen Menschen selber sein konnte, versteht sich von selber. Es ging bei dieser sozusagen ‚initialen‘ Perspektive vielmehr um die eines von Amts(gerichts) wegen mit der Betreuung beauftragten Angehörigen. Und

die Übernahme eben dieser Funktion war dann tatsächlich auch der *erste* Schritt ins Feld (vgl. Hitzler 2010):

Der mit der Betreuung betraute Angehörige trifft fast alle – insbesondere juristisch ebenso wie medizinisch relevanten – (Lebens-)Entscheidungen *für* den ihm ‚anvertrauten‘ Menschen im sogenannten Wachkoma. Er ist weniger Stellvertreter, denn Statt- bzw. Platzhalter dessen, den er betreut. Aus dieser Position heraus ist eine extrem intensive (im Grunde nur durch das eigene Zeitbudget des betreuenden Angehörigen eingeschränkte) Anwesenheit bei und (im Grunde nur durch die idiosynkratischen Restriktionen des betreuenden Angehörigen eingeschränkte) Praxis des Umgangs mit dem Menschen im sogenannten Wachkoma möglich, die eben *auch* die Generierung von Daten sowohl qua kaum eingeschränkten Beobachtungen als auch qua kaum eingeschränkter Teilhabe ermöglicht.

Das heißt, die Funktion und Position des betreuenden Angehörigen bietet nachgerade ideale Bedingungen für Dauerbeobachtungen zumindest *eines* im Wachkoma lebenden Menschen (vgl. Hitzler 2012d und 2012e; Grewe und Hitzler 2013). Aus dieser Rolle heraus können die Beobachtungen auch nachgerade jederzeit und nahezu problemlos kommunikativ (v. a. verbal-kommunikativ) mit Pflegekräften und Therapeuten sowie mit anderen Besuchern *dieses* Menschen, darüber hinaus aber auch mit den Angehörigen anderer Bewohner der Einrichtung sowie mit der einschlägigen Fach- und Betroffenheitsliteratur abgeglichen werden. Wenigstens ebenso günstige Bedingungen schafft diese Funktion und Position aber auch für Selbstbeobachtungen und Selbstreflexionen als in das (zunächst einmal als ausgesprochen ereignisarm erscheinende) Geschehen in verschiedener Hinsicht stark involviertes Subjekt. Diese subjektiven Erlebensdaten (und hierbei insbesondere die first-order-*Frage* nach den Befindlichkeiten des Menschen im sogenannten Wachkoma, um den es einem zu tun ist) erfordern – zur Vermeidung naheliegender betroffenheitslyrischer Mystifizierungen – u. E. unbedingt eine (körperausdrucks-analytisch informierte) *phänomenologische* Klärung ihrer Evidenz.

Forschungsalltag II

Unser *zweiter* Schritt ins Feld war die – mit der Leitung und mit der Belegschaft der Einrichtung abgesprochene – ‚Installation‘ eines Sozialwissenschaftlers als einem wissbegierigen *und* praktisch engagierten Quasi-Anlernling im Schichtbetrieb des Pflegedienstes. Die forschungslogische Aufgabe dieses Quasi-Anlernlings war zum einen, beim Mit-Gehen im Einrichtungsalltag organisatorische Struktur- und Rahmenbedingungen sowie beobachtbare Arbeitspraktiken, Interaktionsweisen und

Aktivierungsstrategien im alltäglichen therapeutisch-pflegerisch-betreuerischen Umgang mit Menschen Wachkoma zu identifizieren und zu registrieren. Bei dem das *Mit-Gehen* transzendierenden *Mit-Machen* des Quasi-Anlernlings ging es uns zum anderen darum, das, was (die) Pflegekräfte, (die) Therapeuten und auch (die) Personen, die das Ganze verwalten, tun, quasi ‚intrinsisch‘ zu verstehen (und mit der Zeit auch ein quasi-kollegiales Vertrauensverhältnis aufzubauen). Unser *dritter Schritt*, ins Feld und *im Feld*, war der der ‚Transformation‘ einer in dieser Einrichtung erfahrenen und hochgradig engagierten Pflegekraft in eine distanzierte sozialwissenschaftliche Analytikerin, die die ‚lokale‘ Praxis und mithin auch ihre eigene Praxis sozusagen mit fremden Augen anschaut (vgl. Hitzler et al. 2013).

Die wesentlichste Aufgabe in dieser Praxis besteht in der direkten händischen Arbeit am Pflege- bzw. Therapiefall. *Arbeitsorganisatorisch* gesehen allerdings kommt dem alltäglichen Wissensmanagement bei diesem Schichtbetrieb nahe-liegender Weise ebenfalls ein hoher Stellenwert zu. Und auch die Praxis dieses Wissensmanagements lässt sich nur qua kollegialem *Mit-Machen* erkunden, denn z. B. erfolgt die sogenannte ‚Übergabe‘ täglich im Dienstzimmer bei deziert geschlossener Tür. Dieses Ritual dient der Information der ihre Schicht Antretenden über etwelche Auffälligkeiten, Probleme und nicht routinisiert zu Beachtendes bzw. zu Berücksichtigendes bei jedem einzelnen Patienten und bei sonstigen spezifischen und generellen Arbeitsaufgaben.

Auf der Basis solcherart alltäglicher Teilnahmen haben wir allmählich immer mehr uns auffällig gewordene oder fraglich gebliebene organisatorische Rahmenbedingungen und interaktive Routinen und Handlungsstrategien von Therapeuten und Pflegekräften erschlossen. Wir haben Regelmäßigkeiten und Unregelmäßigkeiten in alltäglichen und kriseninduzierten Interaktionen erfasst und etwelche heuristischen Befunde überprüft und modifiziert. Vor allem haben wir *solche* Therapie- und Pflegesituationen genauer angeschaut, die durch spezifische Arbeitsaufgaben gekennzeichnet sind (z. B. unterschiedliche therapeutische Maßnahmen, Körperpflege, Behandlungspflege, Transfers, Nahrungszufuhr bzw. Essensanreichungen, Begrüßungen, interaktionsbegleitende Verbalisationen, Verabschiedungen).

Aufruhend auf der praktisch engagierten Teilnahme am Pflege- und Therapie-Alltag, haben wir einen großen Teil der Gespräche mit den Professionals in Form eines mehr oder minder beiläufigen, kollegialen Miteinander-Redens geführt. Nur dort, wo wir im *Mit-Machen* den Eindruck gewannen, dass darüber hinausreichende bzw. -weisende relevante Fragen offen und klärungsbedürftig geblieben sind, haben wir Mitarbeiter gelegentlich um thematisch zentrierte Interviews gebeten. Diese konnten – insbesondere aufgrund der Erfahrungen als langjährig tätiger Pflegekraft – in der Regel als Experteninterviews im von uns vorgeschlagenen

Sinne geführt werden: als Gespräche also ‚auf Augenhöhe‘ zwischen Experte und nicht ‚nur‘ Quasi-Experte, sondern tatsächlich einem anderen Experten im vollen Wortsinne (vgl. Honer 1994; Pfadenhauer 2002).

Selbstverständlich haben wir auch alle verfügbaren und uns zugänglichen Dokumente analysiert und dergestalt die politische Vorgeschiede und die institutionelle Geschichte der Einrichtung einschließlich entwicklungsstatistischer Daten sowie die medialen Präsentationen der Einrichtung rekonstruiert. Vor allem aber haben wir uns mit dem die Einrichtung und die Arbeit in der Einrichtung prägenden Pflege-, Therapie- und Betreuungskonzept, d.h. also sozusagen mit der ‚Philosophie des Hauses‘ befasst. Diese ‚Philosophie‘ besagt – vereinfacht formuliert –, dass ‚alles‘, was geschieht, auf die (wie auch immer konstatierten) Belange des einzelnen in der Einrichtung betreuten Menschen abgestellt sein soll, dass *er* den je mit ihm befassten Therapeuten und Pflegekräfte Geschwindigkeit und Richtung für (Inter-)Aktivitäten vorgibt, dass er hier nicht Patient, sondern dass er eben vor allem *Bewohner* sein soll, der sein Lebenszentrum in der Einrichtung hat, der hier also „zu Hause“ ist, und dass Besucher (und auch Angehörige gelten als Besucher) zwar jederzeit (und tatsächlich zu *jeder* Zeit, denn es gibt keinerlei formale Einschränkungen der Besuchszeiten) willkommen sein, dass sie aber nicht als essentiell für den *Alltag* des Bewohners, sondern eher als bereichernde Abwechslung begriffen werden sollen. Die gesamte Konzeption des Hauses ist ideell, organisatorisch und personell am Prinzip der „*dialogischen Begleitung*“ (d.h.: nicht Fordern, sondern Fördern) des Bewohners dabei, *seine* besondere Lebensform und Lebensart zu finden, ausgerichtet.

Naheliegenderweise haben wir uns nachdrücklich dafür interessiert, in welchem Verhältnis diese ‚Philosophie‘ zur alltäglichen Pflege- und Therapiepraxis und dabei auch zu der diese begleitenden, von der Belegschaft der Einrichtung gepflegten spezifischen bzw. lokalidiosynkratischen Semantik steht. Und gerade weil das die Körperlichkeit betonende Gesamtkonzept unter den Mitarbeitern in der Einrichtung (hinlänglich) konsensuell zu sein scheint, war es denn auch unabdingbar, das oft subtile Wechselverhältnis zwischen Therapeuten und Pflegekräften hier und den von ihnen betreuten Menschen da genau zu beobachten, um so bei den Professionals augenscheinlich daraus erwachsende Deutungen der (Befindlichkeiten der) Bewohner zu verstehen.

Eine (zumindest) lokalidiosynkratische Begriffslücke

Auffällig ist z.B., dass in der Semantik der Belegschaft dieser Einrichtung die schulmedizinisch üblichen Kategorisierungen von Phase F-Patienten (so gut

wie) keine Rolle spielen. Gleichwohl kommt man als Beobachter nicht umhin, zu konstatieren, dass in dieser Einrichtung unübersehbar Menschen mit augenfällig unterschiedlichen Fähigkeiten leben: Man trifft auf Bewohner, die selber essen, auf Bewohner, die sprechen (können), auf Bewohner, die sich im Rollstuhl selber bewegen können (und immer wieder auch auf solche, die wieder lernen, zu stehen und zu gehen). Man trifft aber eben auch auf Bewohner, die gefüttert werden müssen, auf Bewohner, die sich zwar quasi-verbalisierend äußern, deren Verbalisierungen aber für andere schwer oder gar nicht verständlich sind, auf völlig stumme Bewohner und auf Bewohner, die sich überhaupt nicht selber bewegen können. (Fast) alle Bewohner haben irgendwelche Prothesen (Rollstuhl, orthopädisches Schuhwerk, Arm-Orthesen usw.). Manche Bewohner haben eine Trachealkanüle und müssen über eine Bauchsonde mit Flüssignahrung versorgt werden. Viele haben einen Urin-Katheter. Ein beträchtlicher Teil der Bewohner reagiert nicht „verlässlich“ oder (so gut wie) gar nicht auf Ansprache und nur bedingt (teilweise und manchmal) auf Reize wie Geräusche, Bewegungen, Berührungen usw. Und man trifft auf Bewohner, bei denen es zumindest extrem schwierig ist, überhaupt (irgend) eine *Relation* zu konstatieren zwischen dem, was sich an ihnen beobachten lässt, und dem, was um sie her vorgeht.

Das heißt also, dass auch wenn die entsprechenden Begriffe sowohl im Kontext des praktischen Tuns als auch in den Rede-Weisen der von uns untersuchten Belegschaft (so gut wie) nie auftauchen, Menschen, die die beiden zuletzt genannten Merkmale aufweisen, im medizinischen Diskurs eben als „apallisch“, als in einem „permanent vegetative state“ bzw. „persistent vegetative state“ oder allenfalls als in einem „minimally consciousness state“³ befindlich bezeichnet werden. Im Diskurs von Pflege und Therapie (und in der sogenannten Beziehungsmedizin) generell ist „Wachkoma“ der eindeutig dominierende Begriff dafür. Und auch die Betroffenen und ihre Selbsthilfe- und Lobby-Organisationen sprechen in aller Regel von „Wachkoma“.

Explikation des Impliziten

Im Zentrum des Forschungsinteresses dieser Studie stand also die Frage, ob und ggf. wie (d. h. aufgrund welcher Indizien und Indikatoren) „man“ erkennen zu können

3 Von „minimal consciousness state (MCS)“ ist dann die Rede, wenn Mediziner Bewusstseinsleistungen diagnostizieren, die als *nicht* (mehr) mit dem Symptomkomplex „Wachkoma“ vereinbar erscheinen (vgl. Giacino und Whyte 2005).

meint, ob ‚man‘ es bei einem Menschen im sogenannten Wachkoma mit „menschlichem Gemüse“, mit einem „Hirnstammwesen“ (Hitzler 2012b) oder mit einem Akteur, einem Subjekt, einer Person oder womöglich mit irgendetwas ‚dazwischen‘ zu tun hat. Kurz, wir versuchen eine Folie zu gewinnen, auf der wir abbilden können, wann und warum einem Menschen im Wachkoma von wem attestiert wird, er sei ein *Anderer*, ein zumindest zu Reaktionen (auf Reize) oder ein gar zu (basalen) Interaktionen fähiges ‚Gegenüber‘ (vgl. Hitzler 2012c). Analytisch unverzichtbar ist dabei, der ‚Gefühligkeit‘, die nicht nur dem betreuenden Angehörigen typischerweise quasi-naturwüchsig eignet, sondern die – im Gegensatz zur ‚mitleidslosen‘ diagnostisch-therapeutischen Semantik der Schul- bzw. Biomedizin – auch ganz massiv das Feld des Pflege-, Therapie-, Angehörigen- und Beziehungsmediziner-Diskurses kennzeichnet, und die unüberhörbar – und unübersetbar – auch die händischen Praktiken und die Rede-Weisen der Belegschaft jener Einrichtung prägt, mit maximal möglicher epistemologischer Skepsis zu begegnen (vgl. Hitzler 2013). Und das heißt, dass erst die phänomenologischen Reflexionen der Erlebensdaten die in der Praxis symptomatischer Weise *implizite*, von uns aber eben explizit gestellte Frage fundieren, wie sich bei (den) Professionals handlungsleitende Annahmen darüber konstituieren, was im (wohlgemeinten) Sinne der – nach externen Kriterien – im Zustand „Wachkoma“ befindlichen Bewohner, mit denen sie je zu tun haben, zu geschehen oder eben zu unterbleiben hat.

Diese Explikation des alltäglich Impliziten ist zum einen eine ausgesprochen sensibel zu handhabende Aufgabe des – mit-machenden und entsprechende Erläuterungen bei seinen Gesprächspartnern evozierenden – Ethnographen schlechthin. Ausgesprochen *sensibel* ist dieses Evozieren von Explikationen v. a. deshalb zu handhaben, weil die Professionals diese (Art von) Wahrnehmungen allem Anschein nach zwar *machen* (und wohl auch typisieren), weil sie typischerweise aber eben nicht hinterfragen, *wie* sie sie machen bzw. warum sie glauben bzw. sicher sind, *dass* sie sie gemacht haben. Oder vorsichtiger ausgedrückt: Jedenfalls sind die Professionals, mit denen wir zu tun haben, in aller Regel nicht darauf eingestellt, jemandem, der ‚dumm‘ nachfragt, qua Erläuterung verständlich bzw. nachvollziehbar zu machen, was da an für sie auf etwas (‘Anderes’) hinweisend Wahrnehmbarem vor sich geht. Und nicht zuletzt deshalb ist die Explikation des Impliziten zum anderen eines der zentralen Erkenntnisinteressen der – körperausdrucksanalytisch informierten – phänomenologischen Beschreibung von Erlebensdaten der Forscher im Rahmen einer in der Tradition von Anne Honer (z. B. 1993 und 2011) als „lebensweltlich“ bzw. „lebensweltanalytisch“ begriffenen Ethnographie (vgl. dazu auch Hitzler 2014b).

Vorgehensweise und Verfahren

In dieser Studie haben wir Methoden der Datenerhebung (teilnehmende Beobachtung, beobachtende Teilnahme, quasi-alltägliche Gespräche, Experteninterviews und Dokumentenanalysen), Methoden der Datenauswertung (pragmatische Hermeneutik bzw. quasi-sokratische Deutungstechnik, ethnographische Semantik, Körperausdrucksanalyse und Phänomenologie) und die feldkonformen Perspektiven der Forscher (betreuender Angehöriger, neugieriger Hospitant und erfahrene Pflegekraft) genutzt. Im größeren Projektkontext sammeln, sichten, ordnen und interpretieren wir seit etwa vier Jahren von uns als (wodurch auch immer) einschlägig identifizierte Bücher, Sammelände und Aufsätze vor allem aus der Medizin, den Neurowissenschaften, der Rechtswissenschaft, der Rechtsprechung, der Bioethik, der Pflegewissenschaften, der Pflege- und der Therapiepraxis. Auf der Basis von Dokumentationen einschlägiger, disziplinär heterogener Forschungsprojekte haben wir Leitfadeninterviews mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowie mit Leiterinnen und Leitern von mit dem Thema „Wachkoma“ befassten Forschungsprojekten durchgeführt. Im Rahmen von (weiteren) Hospitationen haben wir teilnehmend Praktiken und Wissensbestände auf einer Intensivstation, in einer Reha-Klinik, in verschiedenen Langzeitpflegeeinrichtungen und bei einem ambulanten Pflegedienst eruiert. Dabei nutzen wir die verschiedenen im Projekt versammelten disziplinären Perspektiven. Jessica Pahl befasst sich als Soziologin dazu hin mit metaphorischen Verwendungsweisen der Begriffe „Wachkoma“ bzw. „Vegetative State“. Dabei geht es vor allem um die Frage, wie Metaphern den Austausch zwischen Medizin und der (vorläufig) nicht-involvierten Öffentlichkeit beeinflussen. Und Henny Annette Grewe rekonstruiert als Medizinerin anhand von Krankenhausakten und Arztberichten exemplarisch die Karriere einer Wachkoma-Patientin.

Unser Datenmaterial streut also weit: Von Deutungen, die sich bei Dienstleistern und Angehörigen in Reha-Einrichtungen, Pflegeheimen und in häuslichen Kontexten rekonstruieren lassen, bis zu einschlägigen Wissensbeständen in der Rechtsprechung, in der Forschung, in Medien und sozusagen bei Jedermann. Wissensrekonstruktionen in derart unterschiedlich strukturierten bzw. organisierten Kontexten erfordern naheliegenderweise auch unterschiedliche methodische Zugänge: Zentral gestellt haben wir dabei, wie deutlich geworden sein sollte, die ethnographische Feldarbeit, denn unbeschadet der vielfältigen Vorteile, die auch von uns genutzte nichtstandardisierte (bzw. nicht-direktive) Interviews bieten – wie z. B. die Offenlegung expliziter Wissensbestände und die relativ gute Vergleichbarkeit von mit Ihnen gewonnenen Daten –, bleiben implizite Wissensbestände und nicht sprachlich gefasste Sinnsschichten dabei unthematisiert. Deshalb nutzen wir auch andere Erkundungstechniken wie sie etwa bei der Erforschung subjektiven

Krankheits- und Schmerzerlebens eingesetzt werden, die aber bei Menschen mit degenerativen neurologischen Erkrankungen – und exemplarisch bei Menschen mit schweren erworbenen Hirnschädigungen – unweigerlich ebenfalls wieder an Grenzen des Erfassbaren führen (vgl. Lucius-Hoene 2000); Grenzen, die wir durch phänomenologische Deskriptionen, vor allem aber durch eine – pragmatisch verstandene – wissenssoziologischen Hermeneutik bei der Datenauslegung wieder auszuweiten versuchen.

Kurzes Fazit: Insgesamt geht es bei diesem komplexen ethnographiebasierten Unternehmen darum, die vielfältigen intersubjektiv zugänglichen Wissensbestände und die praktischen Konsequenzen von Definitionen, Konnotationen, Interpretationen und normativen Aufladungen jenes, aus dem medizintechnologisch ermöglichten Überleben schwerster Hirnschädigungen resultierenden, Zustandes zu registrieren und zu rekonstruieren, der populär eben als „Wachkoma“ bezeichnet wird.

Literatur

- Geremek, A. (2009). Wachkoma. Köln: Deutscher Ärzte-Verlag.
- Gerstenbrand, F. (1967). Das traumatische apallische Syndrom. Wien: Springer.
- Giacino, J. T., & Whyte, J. (2005). The vegetative and minimally conscious states: Current knowledge and remaining questions. In: *Journal of Head Trauma Rehabilitation* 20(1), S. 30–50.
- Grewé, H. A. (2012). Wachkoma: Deutungsmuster eines irritierenden Phänomens. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poferl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 367–378). Essen: Oldib.
- Grewé, H. A., & Hitzler, R. (2013). Die tagtägliche Sorge. In: *Not*, H. 6, S. 20–23.
- Hitzler, R. (2010). Ist da jemand? Über Appräsentationen bei Menschen im Zustand „Wachkoma“. In: R. Keller, & M. Meuser (Hrsg.), *Körperwissen. Über die Renaissance der Körperlischen* (S. 69–84). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R. (2012a). Am Ende der Welt? Zur Frage des Erlebens eines Menschen im Wachkoma. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poferl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 355–366). Essen: Oldib.
- Hitzler, R. (2012b). Hirnstammwesen? Das Schweigen des Körpers und der Sprung in den Glauben an eine mittlere Transzendenz. In: R. Gögützer, & M. Böttcher (Hrsg.), *Körper, Sport und Religion* (S. 125–139). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R. (2012c). Die rituelle Konstruktion der Person. Aspekte des Erlebens eines Menschen im sogenannten Wachkoma [44 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(3), Art. 12. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1203126>.
- Hitzler, R. (2012d). Grenzen der Entblößung – oder: Was nützen Bilder, die man nicht zeigen darf oder will. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.), *Transnationale Vergesellschaftung*.

- Verhandlungen des 35. Kongresses der DGS in Frankfurt a. M. 2010. Wiesbaden: Springer VS (CD-ROM).
- Hitzler, R. (2012e). Wie eine „Nicht-kommunikative Patientin“ Schmerzen kommuniziert. In: *Not*, H. 6, S. 50–54.
- Hitzler, R. (2013). In der Konsensmaschinerie. Milieuzugehörigkeit zwischen dem Entdecken von Gemeinsamkeiten und dem Erleben von Gemeinschaft. Erscheint im von P. Isenböck und J. Renn herausgegebenen Sonderband „Form des Milieus“ der Zeitschrift für theoretische Soziologie, S. 98–112.
- Hitzler, R. (2014a). Ist der Mensch ein Subjekt? – Ist das Subjekt ein Mensch? Über Discrepanzen zwischen Doxa und Episteme. Erscheint in: A. Poerl, & N. Schröer (Hrsg.), *Wer oder was handelt? Die Handlungsfähigkeit von Subjekten zwischen Strukturen und sozialer Praxis*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, R. (2014b). „...wie man in es hineingeht“. Zur Konstitution und Konstruktion von Feldern bei existenzieller Affizierung. Erscheint in: A. Poerl, & J. Reichertz (Hrsg.), *Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs*. Essen: Oldib.
- Hitzler, R., & Grawe, H. A. (2013). Wie das Bewusstsein (der einen) das Sein (der anderen) bestimmt. Über ungleiche Lebensbedingungen von Menschen im Wachkoma. In: O. Berli, & M. Endref (Hrsg.), *Wissen und soziale Ungleichheit* (S. 240–259). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Hitzler, R., Leuschner, C. I., & Mücher, F. (2013). Lebensbegleitung im Haus Königsborn. Konzepte und Praktiken in einer Langzeitpflegeeinrichtung für Menschen mit schweren Hirnschädigungen. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Honer, A. (1993). *Lebensweltliche Ethnographie*. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (1994). Das explorative Interview. Zur Rekonstruktion der Relevanzen von Expertinnen und anderen Leuten. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie*, Vol. 20, No. 3/1994, S. 623–640.
- Honer, A. (2011). *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Jennett, B. & Plum, F. (1972). Persistent Vegetative State after Brain Damage. In: *The Lancet* 299, S. 734–737.
- Laureys, S., Celesia, G.G., Cohadon, F., Lavrijsen, J., Leon-Carrión, J., Sannita, W. G., Sazbon, L., Schmutzhard, E., von Wild, K. R., Zeman, A., Dolce, G., & the European Task Force on Disorders of Consciousness (2010). Unresponsive wakefulness syndrome: A new name for the vegetative state or apallic syndrome? In: *BMC Medicine*, 8, 68. <http://www.biomedcentral.com/1741-7015/8/68>.
- Lucius-Hoene, G. (2000). Die Hirnschädigung als subjektive Erfahrung und Bewältigungsaufgabe. In: W. Fries, & C. Wendel (Hrsg.), *Ambulante Komplex-Behandlung von hirngeschädigten Patienten* (S. 3–18). München: Zuckschwerdt.
- Oevermann, U. (2001a). Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern (1973). In: *Sozialer Sinn* 1, S. 3–33.
- Oevermann, U. (2001b). Die Struktur sozialer Deutungsmuster. In: *Sozialer Sinn* 1, S. 35–81
- Pfadenhauer, M. (2002). Auf gleicher Augenhöhe reden. In: A. Bogner, B. Littig, & W. Menz (Hrsg.), *Das Experteninterview* (S. 113–130). Opladen: Leske+Budrich.
- Plaß, Ch., & Schetsche, M. (2001). Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. In: *Sozialer Sinn* 3, S. 511–536.
- Schetsche, M., & Schmied-Knittel, I. (2013): Deutungsmuster im Diskurs. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(1), S. 24–45.

- Schmidt, Ch. (2012): Analyse von Leitfadeninterviews. In: U. Flick, E. von Kardoff, & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung (S. 447–455). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Soeffner, H.-G. (1991). „Trajectory“ – Das geplante Fragment. In: BIOS 4, H. 1, S. 1–12.
- Strauss, A. (1993). Continual Permutations of Action. New York: de Gruyter.
- Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung (FQS) I(I), Art 22. <http://nbn-resolving.de/ura:nbn:de0114-fqs0001228>.

Ethnographische Erkundungen zwischen Sehen und Nicht-Sehen

– im Kontext einer Studie zur Situation von Menschen mit Sehverlust im Alter

Carsten Bender und Marion Schnurnberger

Einleitung

Sehen als alltägliche Handlung bewegt sich zwischen geteiltem Sichtbaren im Sinne der Repräsentation einer sozial geteilten Welt und der Konstruktion eines individuellen Wirklichkeitsraumes. An der Vielschichtigkeit des Sehens interessiert üblicherweise bevorzugt seine erkenntnisgenerierende Funktion, weniger der praktische Vollzug.

Wir sehen quasi wie selbstverständlich in jedem Augenblick, ohne dass uns dies zum Thema wird, und gehen ebenso selbstverständlich davon aus, dass unser Gegenüber die Welt im Prinzip und im Detail genauso sieht wie ‚wir‘. Nicht zuletzt sind viele gesellschaftliche Bereiche ganz selbstverständlich überwiegend visuell strukturiert. Bei einem Sehverlust im Alter scheint erwartbar, dass aufgrund der Irritation dieser alltäglichen Selbstverständlichkeiten auf unterschiedlichsten Ebenen Neu- und Umorganisationsprozesse erforderlich werden.

In unserem Dissertationsprojekt zur Situation von Menschen mit Sehverlust im Alter gehen wir der Frage nach, aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen mit Sehverlust im Alter ihre Wirklichkeit erleben und deuten und wie sie diese durch ihr Handeln schaffen und verändern. Ein zentrales Interesse im Rahmen unseres Fragehorizontes gilt dabei der Erforschung des Zusammenspiels von Bewegung bzw. Handlung und (visueller) Wahrnehmung der Wirklichkeit sowie der Bedeutung, die den Seherinnerungen dabei zukommt.

Den theoretischen Rahmen für unsere Studie bietet das Lebensweltkonzept von Alfred Schütz (vgl. v. a. Schütz und Luckman 2003). Siegfried Saerberg (2006) hat im Rahmen seiner wahrnehmungsinteressierten Studie zum blinden Raumleben herausgearbeitet, dass bei Schütz die Sinnesmodi und leiblichen Fertigkeiten aus dem Prozess der Sinnkonstitution ausgegliedert bleiben und sein Modell der Lebenswelt in Bezug auf seine Fragestellung durch ein leib- und körperbezogenes

Wahrnehmungsverständnis ergänzt werden muss. Um eine Grundlage dafür zu schaffen, beobachtbare Bewegungen im Sinne verkörperter Handlung als Wegweiser für eine verstehensgeleitete Rekonstruktion auch der visuellen Wahrnehmungen nutzen zu können (vgl. Walthes 2014), ergänzen wir das Lebensweltkonzept durch die wahrnehmungstheoretische Perspektive von Melchior Palágyi (1924, 1925) in der das Zusammenspiel von Bewegung und sinnlicher Wahrnehmung ins Blickfeld geraten kann.

Bei der empirischen Erforschung der (Wahrnehmungs-)Situation von Menschen mit Sehverlust im Alter im Kontext von stationären Altenhilfeeinrichtungen orientieren wir uns an dem von Ronald Hitzler und Anne Honer entwickelten Forschungsverfahren der lebensweltanalytischen Ethnographie (u. a. Honer 1989, 1993b; Hitzler und Honer 1988). Dies bedeutet, sich methodologisch und methodisch der Aufgabe zu stellen, menschliche Erfahrungsqualitäten zu rekonstruieren und diese dann in theoretische Konstruktionen „Zweiter Ordnung“ zu übersetzen (vgl. Honer 1989). Während dabei methodologisch das Problem relevant wird, „inwieweit und wie es überhaupt gelingen kann, die Welt mit den Augen dieses anderen Menschen zu sehen, seinen subjektiv gemeinten Sinn seiner Erfahrungen zu verstehen – und dadurch sein Handeln und im weiteren die Folgen seines Handelns im (durchaus nicht nur harmonischen) „Zusammenspiel“ mit dem Handeln anderer [...] zu erklären“ (Hitzler 1999, S. 477), stellt sich methodisch die Frage, welche Verfahren der Datenerhebung geeignet sind, um sich den Erlebensweisen und Konstruktionen von Menschen mit Sehverlust im Alter anzunähern. Dabei besteht für uns die Herausforderung darin, das von Hitzler und Honer entwickelte Forschungsverfahren einer lebensweltlichen Ethnographie (1988) „wahrnehmungssensibel“ auszustalten.

Im Weiteren werden wir den Prozess der Datengewinnung fokussieren und herausarbeiten, welche methodischen Zugänge unsere ethnographischen Erkundungen charakterisieren und welche Erfahrungen wir mit den Instrumenten im Prozess der Datengenerierung machen konnten. Dazu werden wir in einem ersten Schritt darstellen, in welcher Weise wir durch unsere „ethnographischen Alltagsbeobachtungen zwischen Sehen und Nicht Sehen“ dem Anspruch nachgekommen sind, uns die Perspektive der Menschen mit Sehverlust wenigstens typisch anzueignen (vgl. Honer 1993b) und wie wir uns auf Erfahrungen und Orientierungsbesonderheiten bei Sehverlust auch existenziell haben einlassen können. Im zweiten Teil steht das Ausloten der Möglichkeiten und Grenzen der ebenfalls typischen Perspektivübernahme von Menschen mit Sehverlust im Alter im Feld stationärer Altenhilfe, im dritten Teil die Darstellung und Anpassung der kompensatorischen Erhebungsinstrumente des Explorativen Interviews (Honer 1994) und des Go-Along (Kusenbach 2008) im Zentrum der Ausführungen.

Selbstbeobachtung als Instrument der Datengewinnung – phänomenologische Reflexionen

Angeregt durch den Artikel „Verordnete Augen-Blicke“ von Anne Honer (2008), in dem sie „dem Rekurs auf das eigene Erleben und auf die eigene Erfahrung des Forschers bzw. der Forscherin eine kaum zu überschätzende erkenntnisgenerierende Bedeutung“ (Honer 2008, S. 379) zuschreibt, haben wir in unserer Studie der Erkundung und Reflexion unserer eigenen (visuellen) Wahrnehmung einen besonderen Platz eingeräumt. Der evidente Unterschied der Sehweisen in unserem Forscherteam bietet sich für diese Reflexion besonders an. Carsten Benders Sehvermögen hat sich zwischen seinem 15. und 25. Lebensjahr deutlich verändert und verschlechtert und befindet sich heute auf dem Kontinuum zwischen Sehen und Nicht-Sehen näher auf der Seite des Nicht-Sehens, während das Sehvermögen von Marion Schnurnberger eher als ‚konstant normal‘ bezeichnet werden kann. Unsere vielfältigen und stetigen alltäglichen Versuche innerhalb unseres Forschungsteams, uns in unseren unterschiedlichen Seh- und Wahrnehmungsweisen gegenseitig ‚verstehen lernen‘ zu wollen, waren der Ausgangspunkt dafür, dieses alltägliche Beobachten und Verstehen so zu entwickeln und zu nutzen, dass ihm im Rahmen der Studie eine erkenntnisgenerierende Funktion zukommen kann.

Im Prozess der gezielten und reflektierten Nutzung der eigenen Involviertheit ins Feld galt unser Interesse vor allem dem Erkunden solch alltäglicher Handlungszusammenhänge, in denen unsere visuellen Wahrnehmungsunterschiede besonders relevant wurden.

In vielfältigen Alltagssituationen gingen wir der Frage nach, wie wir die je unterschiedlichen Erfahrungen der Selbst- und Fremdbeobachtung einander zugänglich machen können und wie sich unsere unterschiedlichen Wahrnehmungsbedingungen auf das Erleben und Gestalten der jeweiligen Situation auswirken. Wir haben zum Beispiel zusammen gekocht, sind im Schwarzwald beim Wandern von ausgetretenen Pfaden abgekommen, haben unser ‚Inliner‘-Können wieder aufgefrischt oder uns erzählt, welche sinnlichen Qualitäten unsere Vorstellungen und Erinnerungen aufweisen. Den Fokus auf die Erfahrungen der (visuellen) Wahrnehmung zu richten, war nicht ganz so einfach, wie es klingt. Wahrnehmungsprozesse entziehen sich nicht nur der Fremd-, sondern oft auch der Selbstbeobachtung, da sie wie selbstverständlich in das Erleben des Alltags eingebunden sind und wir ihnen meist keine eigene Aufmerksamkeit schenken. Wenn es dann doch einmal gelingt, sie in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, setzt die Sprache oft sehr enge Grenzen, wenn es darum geht, die Qualität der Wahrnehmung in Worte zu fassen. Zudem verführt uns die Art der Verwendung von Sprache z. B. zur Bezeichnung von etwas Gesehenem fast zwangsläufig zu der Annahme, dass das Sehen üblicherweise keine

individuelle Konstruktion der Wirklichkeit, sondern eher eine wirklichkeitsgetreue Abbildung derselben liefert. Wenn zwei Personen beim Anblick eines Hauses den Satz sagen „Ich sehe ein Haus.“, gehen wir meist wie selbstverständlich davon aus, dass beide auch dasselbe ‚Bild‘ des Hauses wahrnehmen.

Methodisch haben wir uns im ersten Schritt durch unsystematische und offene Selbst- und Fremdbeobachtungen, verstanden als ‚ethnographisches Basisverhalten‘ (vgl. Hitzler 2000), unseren unterschiedlichen (Wahrnehmungs-)Erfahrungen angenähert. So haben wir in unserem gemeinsamen Alltag vielfältige Sinneseindrücke gesammelt und Erfahrungen gemacht, um dann in einem nächsten Schritt die Wahrnehmungs- und Handlungszusammenhänge zunehmend fokussiert zu beobachten und zu reflektieren. Nach und nach zeigte sich, dass erst eine Beschränkung auf kleine alltägliche Situationen oder einzelne Bewegungs- bzw. Handlungszusammenhänge erlaubte, auch die Wahrnehmungsqualität ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken zu können. Anschlussmöglichkeiten für einen explorativen Dialog orientierten sich an der Leitfrage „Wenn das Handeln im Sinne der körperlichen Bewegung und ebenso die Qualität des Handelns und Bewegens Sinn macht, d. h. auch eine Antwort auf die visuelle Wahrnehmung der Situation darstellt, wie könnte diese dann wahrgenommen worden sein?“ (vgl. Walthes 2014) Wir involvierten uns in diesem Prozess der Datenerhebung in eine Art ethnographisch interessierter Alltagsbeobachtung zwischen Sehen und nicht Sehen, die durch eine Verschränkung von Fremd- und Selbstbeobachtung, kombiniert mit einem intensiven Dialog, gekennzeichnet werden kann.

Die Orientierung unserer Studie zu Sehverlust im Alter am Forschungsverfahren der lebensweltlichen Ethnographie legte in unserem Fall ein methodisches Vorgehen nahe, bei dem unsere unmittelbaren und mittelbaren alltäglichen Erfahrungen mit dem Phänomen Sehen, v. a. Sehveränderung und Sehverlust, keine Störvariablen im Forschungsprozess darstellten, sondern deren reflektierte Nutzung sie zu einem ausgewiesenen Instrument der Datenerhebung machte (vgl. Honer 1993b). Der Forschungsprozess entwickelte sich als Wechselspiel zwischen ‚Innenperspektive‘ mit unserem alltäglichen Relevanzsystem und unserer Perspektive als Forschende mit wissenschaftlichem Relevanzsystem, welches der von Honer beschriebenen sinnweltlichen Zweiteilung des Forschungsprozesses in eine Frucht- und Urbarmachung der existenziellen Position der Forschenden ins Feld einerseits und einer werturteilsfreien theoretischen Einstellung der distanzierten, rein kognitiv interessierten Wissenschaftlerin bzw. des Wissenschaftlers andererseits entspricht (vgl. Honer 1993a).

Die methodischen Reflexionen unserer ethnographischen Alltagsbeobachtungen waren darüber hinaus auch Impulsgeber für die Auswahl von und das Experimen-

tierfeld für die Anpassung der von uns gewählten, sogenannten kompensatorischen Methoden des Explorativen Interviews und des Go-Alongs.

Möglichkeiten und Grenzen der Perspektivübernahme im Feld stationärer Altenhilfe

Den Zugang zum Feld der stationären Altenhilfe gestalteten wir über eine bereits bestehende Kooperation mit einem caritativen Träger mehrerer Einrichtungen in Südwestdeutschland.¹ Im Rahmen eines vierzehntägigen Feldforschungsaufenthaltes in einer der Einrichtungen ermöglichten uns die Leitenden, Mitarbeitenden und die Bewohnerinnen und Bewohner vielfältige Einblicke in ihren Alltag. In der Zeit vom Frühstück bis zum Abendessen hatten wir uneingeschränkten Zugang zu den öffentlichen und halböffentlichen Bereichen der Einrichtungen. Dort konnten wir alle alltäglichen Aktivitäten² beobachten und (mit-)erleben.

Zu Beginn wurden das Personal und die Bewohnerinnen und Bewohner durch die Leitung über unseren Forschungsaufenthalt informiert. Oft wünschten sich die Beteiligten auch mit uns persönlich über unser Anliegen in ein (kurzes) Gespräch zu kommen. Unsere Rolle im Feld war sowohl die der ‚Fachleute von der Universität, die sich für die Situation von Bewohnerinnen und Bewohnern mit Sehveränderung/ Sehverlust im Alter interessierten‘, als auch, ausgehend von der eigenen Erfahrung des Sehverlustes, die des „Experten in eigener Sache“. Auch wenn wir damit relativ offen unserem forschenden Interesse nachgingen, ähnelte unsere Position doch sehr der, die üblicherweise in ähnlichen Forschungsprojekten für offene teilnehmende Beobachtung empfohlen wird (vgl. Scheffer 2002). Da sich in Altenpflegeeinrichtungen oft Menschen bewegen, die ein Interesse am Alltag und an unterschiedlichen Abläufen haben (z. B. neue Praktikanten bzw. Praktikantinnen, neue Ehrenamtliche, interessierte Angehörige etc.), befanden wir uns

-
- 1 Die Kooperation zwischen der Einrichtung und dem Lehrgebiet Rehabilitation und Pädagogik bei Blindheit und Sehbehinderung der Fakultät Rehabilitationswissenschaften der TU Dortmund erfolgte im Zusammenhang mit der Entwicklung einer stationären Altenhilfeeinrichtung nach dem Hausgemeinschaftsprinzip mit einem Schwerpunkt auf die Bedarfe von Menschen mit Sehbehinderung und Blindheit.
 - 2 U. a. Gruppenangebote (z. B. Gymnastik, Gedächtnistraining, Spielerunden etc.), Zubereitung und Einnahme von Mahlzeiten, verschiedenste Haushaltstätigkeiten (z. B. Bügeln, Wäschezusammenlegen), verschiedenste Interaktionen zwischen Bewohnerinnen, zwischen Bewohnerinnen und Personal etc. aber auch eher solitäre Aktivitäten wie Radiohören, Fernsehen, Dasitzen und Beobachten, (Tag)Träumen, Schlafen u. v. m.

mit unserer Position eindeutig in einem für diesen Kontext üblichen Rahmen, so dass der Alltag durch uns nicht wesentlich gestört wurde.

Unsere beschriebenen ethnographischen Alltagsbeobachtungen ermöglichen zwar eine Annäherung an Wahrnehmungserfahrungen bei Sehverlust, müssen jedoch für die Annäherung an die Lebenswelt von Menschen mit Sehverlust im Alter im Kontext von Altenhilfeeinrichtungen erweitert werden.

Um zu erkunden, wie aus der Perspektive von sehverlust-erfahrenen alten und hochaltrigen Menschen der Alltag in einer Altenhilfeeinrichtung aussieht, wie sie diesen erleben und gestalten, legt das Forschungsverfahren der lebensweltlichen Ethnographie nahe, eine praktische Mitgliedschaft im Feld zu erwerben, um sich in die in dieser Teilkultur üblichen Handlungsgepflogenheiten zu involvieren (vgl. Honer 1993a). Im lebensweltanalytischen Forschungsverfahren wird in diesem Zusammenhang unter methodologischen wie auch unter methodischen Gesichtspunkten der beobachtenden Teilnahme der Vorrang vor der teilnehmenden Beobachtung eingeräumt.

Aus forschungspraktischen wie auch aus inhaltlichen Gründen war uns diese Form der Datenerhebung nicht möglich, denn eine, wenn auch nur typische Perspektivenübernahme im Sinne des „einer zu werden, wie ...“ (Honer 1993a, S. 43), ließ sich u. a. aufgrund des Altersunterschiedes, der anderen motorischen Voraussetzungen, des Gesundheitszustandes etc. nicht realisieren. Deshalb konzipierten wir neben den zuvor beschriebenen ethnographischen Alltagsbeobachtungen – die der beobachtenden Teilnahme nahe kommen und die wir auch im Feld fortführten – andere Teile der Datenerhebung als teilnehmende Beobachtung und erweiterten unser Methodenspektrum darüber hinaus mithilfe kompensatorischer Erhebungsinstrumente. Diese Kombination unterschiedlicher Verfahren der Datenerhebung entspricht dem, „was man gemeinhin einen ‚methodenpluralen‘, einen ethnographischen Zugang zu einer Thematik nennt“ (Honer 1993a, S. 42).

Im Feld der stationären Altenhilfe gingen wir davon aus, dass für die (teilnehmende) Beobachtung von (sozialen) Phänomenen die Herstellung von ‚Ko-Präsenz‘ die Grundlage dafür ist, dass der Forscher bzw. die Forscherin ihre bzw. seine Körpersensorik zum Einsatz bringen kann. „Beobachten hieße dann die Nutzung der kompletten Körpersensorik des Forschers: das Riechen, Sehen, Hören und Ertasten sozialer Praxis. Doch das ist noch nicht alles. Auch der soziale Sinn des Forschers, seine Fähigkeit zu verstehen, zu fokussieren, sich vertraut zu machen, fällt in die ihm zugeschriebene Aufnahmekapazität“ (Scheffer 2002, S. 353).

Im konkreten Beobachtungsprozess zeigte sich schnell, dass sowohl das Thema ‚Sehverlust im Alter‘ als auch die von einem Sehverlust betroffenen Akteure im Kontext der stationären Altenhilfe schwerer auszumachen waren, als wir dies

allein auf Grund der hohen Prävalenz³ erwartet hatten. Während sich ausgesprochen viele Interaktions- und Kommunikationszusammenhänge im engeren oder weiteren Sinne um das Thema Demenz drehten, erlebten wir Sehen und Sehverlust nicht als interaktionsrelevante Themen. Dies bedeutete unter anderem, dass wir während des gesamten Feldforschungsaufenthaltes immer wieder mit der Frage konfrontiert waren, welche der Bewohnerinnen und Bewohner, die wir antrafen, wohl mit einem Sehverlust im Alter umgehen mussten und welche nicht. Diese Ungewissheit resultierte u. a. daraus, dass in vielen Fällen weder die Einrichtung noch die Bewohnerinnen und Bewohner selbst eindeutig einschätzen konnten, ob eine pathologische, alterskorrelierte Sehveränderung vorlag oder nicht.⁴

Unsere teilnehmende Beobachtung musste daher einerseits zunächst sehr breit und unspezifisch ausgerichtet sein. Andererseits sollte der Alltag in der Einrichtung weiter unter expliziter Berücksichtigung unserer eigenen Wahrnehmungsbedingungen und (Handlungs-)Erfahrungen beobachtet werden.

So haben wir u. a. verschiedene Lieblingsplätze von Bewohnerinnen und Bewohnern aufgesucht und eingenommen; wir haben verschiedene Bewegungen nachempfunden; wir haben uns in typische soziale Situationen begeben; haben versucht, uns in den Räumen und Gebäuden zu orientieren, und haben die jeweiligen Wahrnehmungs- und Erlebnisqualitäten sowohl aus ‚normal‘ sehender Perspektive als auch aus der Perspektive des eingeschränkten Sehens erkundet. Auf diese Weise konnten wir im Feld nicht nur Beobachtungserfahrungen sondern auch Teilnahmeerfahrungen sammeln. Insbesondere der reale wie auch der virtuelle Nachvollzug von konkreten Bewegungshandlungen und Bewegungsqualitäten (vgl. Palágyi 1925) ermöglichte uns, uns fremden Bewegungsperspektiven anzunähern und die damit verbundenen Wahrnehmungserfahrungen zu explorieren – immer in dem Wissen, dass diese lediglich *typisch* eingenommene Perspektiven darstellen können.

3 Auf Basis der Ergebnisse internationaler Studien (vgl. z. B. Horowitz 1997; Mitchell et al. 1997; Van Newkirk et al. 2000) ist davon auszugehen, dass zwischen 25 und 50 Prozent der Bewohnerinnen und Bewohner im weitesten Sinne ein Sehproblem haben. Gesicherte Daten für Deutschland liegen leider noch nicht vor.

4 Zur Problematik der augenärztlichen Versorgung in stationären Altenpflegeheimen vgl. z. B. Amelung et al. 2012, S. 109ff.

Kompensatorische Methoden der Datenerhebung: Exploratives Interview

Neben der Beobachtung ermöglichen es Gespräche mit den Akteuren, einen Zugang zu deren Erfahrungen zu bekommen. Für unsere Studie bietet sich das Explorative Interview an, das, wie Honer ausführlich erläutert und begründet, für ethnographische Forschungsdesigns ein geeignetes kompensatorisches Erhebungsinstrument darstellt und „das überall dort nützlich ist, wo es nicht gelingt, ‚natürliche‘ Daten zu gewinnen, bzw. durch eigene unmittelbare Erfahrung intime Kenntnisse und Kompetenzen im Hinblick auf das Forschungsthema zu erlangen“ (Honer 1994, S. 637). Das Explorative Interview ist ein hochgradig ausdifferenziertes Verfahren, das es ermöglichen soll, die subjektiven Relevanzen der Befragten aufzuspüren und diese im Gespräch zu vertiefen. Um diesen Anspruch nicht nur theoretisch einzufordern, sondern auch empirisch umsetzen zu können, hat Honer, neben der Entwicklung einer methodisch strukturierten Vorgehensweise, dem Moment der Flexibilität in der konkreten Anwendung des Verfahrens höchste Priorität eingeräumt. Ausdrücklich soll mit der Möglichkeit ‚gespielt‘ werden, „als kompetenter Interviewer sozusagen ‚bei Bedarf‘ zu wechseln zwischen der Rolle des interessierten, aber relativ schweigsamen Zuhörers und der des involvierten, engagierten Fragers“ (Honer 1993a, S. 79).

Ohne diese situationsspezifische Flexibilität wäre es aufgrund der vielfältigen Kommunikationsstile und Kommunikationserfahrungen der alten und hochaltrigen Menschen, der besonderen Gesprächsbedingung durch den Sehverlust, sowie durch die Tatsache, dass für viele der Gesprächspartner ein längeres thematisches Gespräch nicht mehr zu ihrer alltäglichen Erfahrung gehört, kaum möglich gewesen, mit den Untersuchten interessante Gespräche zu führen. Nur durch hochgradig situativ angepasstes Handeln konnte ein vertrauensvolles Miteinander-Reden überhaupt entstehen und aufrecht erhalten werden, in denen die Akteure von individuellen Erfahrungen berichten konnten. Ein Herr war z. B. gerne bereit, Auskunft zu geben, allerdings beschränkten sich seine Ausführungen jeweils auf höchstens zwei Sätze. Damit ein längeres Gespräch überhaupt in Gang kam und wir etwas von ihm erfahren konnten, brauchte es viel Gesprächsinitiative unsererseits. Ein offener Gesprächsimpuls alleine hätte keine Erzählungen ergeben. Der Wechsel zwischen Zuhören und engagiertem Nachfragen erlaubte es uns, Themen, die sich im Kontext z. B. der ethnographischen Alltagsbeobachtungen oder bei anderen Gesprächen schon als besonders interessant erwiesen haben, in Form von offenen Fragen oder kleinen Geschichten ins Interview einzubringen.

Auch durch das Thema ‚Sehverlust‘ ergaben sich spezifische Anforderungen in Bezug auf die Gestaltung der Gespräche. So machten wir eher selten die Erfah-

rung, dass unsere Gesprächspartner und -partnerinnen ohne weiteres konkret und ausführlicher über ihr Sehen und ihre Wahrnehmungen berichteten bzw. berichten konnten. „Das sehe ich nicht mehr“, „das sehe ich nicht mehr so gut“ oder „das sehe ich noch“ waren typische Beschreibungen. Im weiteren Verlauf der Gespräche zeigte sich oft, dass dies nicht daran lag, dass die Qualität ihres Sehens nicht differenzierter erlebt wurde, sondern dass erst ein gemeinsames, ‚suchendes‘ Annähern und Explorieren Erzählungen hervorbrachte, die die Qualität der visuellen Wahrnehmung und die Konsequenzen derselben für das Erleben des Alltags beschrieben. Bei unseren Versuchen, „funktionale Erzählungen“ (Honer 1994, S. 623) hervorzulocken, d.h. etwas darüber in Erfahrung zu bringen, wie die von uns befragten 30 Senioren und Seniorinnen zwischen 70 und 105 Jahren ihre (Wahrnehmungs-)Situation erleben, schien es uns unerlässlich, uns so in die Gesprächssituation mit einzubringen, dass sich beide Seiten, die Fragenden wie die Befragten, existenziell in das Thema des Gesprächs involvierten. Sehen und Wahrnehmen ist generell, in Bezug auf unsere Interviewpartnerinnen und -partner noch einmal mehr, eine basale existenzielle Praxis.

Diese Praxis entlang der Relevanzen der Menschen mit Sehverlust im Alter zum Thema unserer Gespräche werden zu lassen, erforderte gerade im Kontext unserer Studie – neben der geeigneten, flexibel anzuwendenden Methode und einem recht hohen Maß an Gesprächskompetenz – die Bereitschaft unsererseits, sich ebenfalls einzulassen: einzulassen auf die Geschichten, aber auch auf die emotionalen Aspekte, die mit den Erzählungen zur Praxis des Sehens verbunden waren. Auch in diesem Zusammenhang stellten sich die vorhandenen Peer-Erfahrungen im Forschungsteam als große Chance dar, denn es ergab sich für die Interviewpartnerinnen und -partner die Möglichkeit, das Gespräch auch zu einem Austausch unter Gleichen zu nutzen, indem sie z. B. herauszufinden versuchten, inwiefern sich ihre Erfahrungen von denen von Carsten Bender unterschieden. Fragen wie „wie ist das bei Ihnen...“, „passiert Ihnen das auch...“, „das haben sie nicht, oder ...“ eröffneten häufig einen sehr intensiven Austausch, in dem sich die Seniorinnen und Senioren (zu)trauten, auch aus ihrer Sicht ‚heikle‘ Situationen zu erzählen. Ein seit einem Jahr erblindeter Interviewpartner erzählte nach einem solchen Austausch davon, dass er manchmal, wenn er auf seiner Bank im Park sitzt, neben seinen Füßen eine Pfütze sieht. Wenn er sich dann nach unten bückt, um nachzufühlen und seine Finger fast immer trocken bleiben, fragt seine Frau inzwischen immer: „Na, siehst du wieder eine Pfütze?“

Unserem Anspruch, mit den Menschen und ihren Erzählungen auch im Rahmen unserer Studie verantwortlich umzugehen, versuchten wir dadurch gerecht zu werden, dass wir nicht nur die ausdrücklich geäußerten, sondern auch die von uns erspürten Gesprächsgrenzen der Befragten ernst nahmen. Neben der Exploration

von Erfahrungen war es uns wichtig, dass unsere Gespräche nicht nur für uns, sondern auch für die alten und hochaltrigen Menschen mit Sehverlust zu einem interessanten, nicht jedoch zu einem belastenden Ereignis wurden, denn nicht nur man selbst als Forschender kommt aus keinem ethnographischen Forschungsgeschehen, auf das man sich einlässt, unverändert heraus (vgl. Hitzler 2011), auch bei den Befragten hinterlassen die Gespräche und das darin angelegte Explorieren der eigenen Erfahrung Spuren.

Insgesamt erlebten wir es durchaus als Herausforderung, dass das phasenweise Übernehmen der Gesprächsinitiative nicht dazu führte, die Relevanzsetzungen der Seniorinnen und Senioren aus dem Auge zu verlieren oder dazu, der eigenen Schwerpunktsetzung zu folgen und in eine Art Beratungsgespräch abzudriften.

Anpassung und Erweiterung des Explorativen Interviews durch die Methode des Go-Along

Das Instrumentarium des dreiphasigen Explorativen Interviews stellte für unseren Kontext eine gute und wichtige Orientierung dar. Allerdings veränderten wir die von Honer (1994, S. 628ff.) beschriebene Vorgehensweise in zweierlei Weise. Erstens indem wir die drei Gesprächsphasen mit den dazugehörigen Techniken und Gesprächspositionen nicht auf mehrere zeitlich voneinander getrennte Gespräche mit dazwischenliegenden interpretativen Phasen aufteilten, sondern als Orientierungshilfen innerhalb eines jeden Interviews nutzten.⁵ Zweitens haben wir – angeregt durch unsere ethnographischen Alltagsbeobachtungen und die Methode des Go-Alongs (vgl. Kusenbach 2008) – das Interview in der dritten Gesprächsphase durch Beobachten, Begleiten und manchmal auch Mitgestalten von kleinen alltäglichen (Handlungs-)Situationen, die im Rahmen der Erzählungen der Teilnehmenden bedeutsam wurden, erweitert. Diese Kombination, die u. E. hervorragend zur Methode des Explorativen Interviews passt, war für unsere Fragestellung eine nahezu notwendige Vorgehensweise, da dem Beobachten als virtuellem Mitvollzug des

5 In der Regel führten wir mit den ausgewählten Bewohnerinnen und Bewohnern lediglich ein Gespräch, welches zwischen einer und zweieinhalb Stunden dauerte. Diese Reduktion war erforderlich, um im Rahmen des theoretischen Samples der Komplexität des Themas ansatzweise gerecht werden zu können, denn wir wollten z. B. Teilnehmende mit verschiedenen Augenerkrankungen, unterschiedlichen Zeitspannen und Stadien der Erkrankungen, unterschiedlichen Wohn- und Lebenssituationen etc. berücksichtigen. Dies führte dazu, dass wir eine erhebliche Zahl von Interviews (30) durchführten. In diesem Zusammenhang hätte die von Honer vorgeschlagene dreiphasige Durchführung des Explorativen Interviews für unseren Rahmen einen nicht zu bewältigenden zeitlichen Aufwand sowie sehr große, ebenfalls kaum zu bewältigende Datenmengen ergeben.

Verhaltens und der körperlich ausgeführten Handlungen eine wichtige Rolle bei der Rekonstruktion von visuellen Wahrnehmungen zukommt. Darüber hinaus wird im Kontext ethnographischer und wissenssoziologischer Forschungsreflexionen im Zusammenhang mit der Frage nach der Qualität der Daten betont, dass sich Interviewdaten vor allem dazu eignen, explizites Wissen zu rekonstruieren, während Beobachtungen, gleichgültig ob sie als beobachtende Teilnahme oder als teilnehmende Beobachtung durchgeführt werden, eher die Rekonstruktion (körperlicher) Praxis sowie (körperlicher) Handlungs- und Bewegungsmuster ermöglichen (vgl. Honer 1993b).

Gesprächsorientierung 1: Vertrauen erzeugen – Ein quasi normales Gespräch führen

Die Kontaktaufnahme mit den Gesprächspartnerinnen und -partnern in den Altenhilfeeinrichtungen erfolgte im Wesentlichen über gatekeepers.⁶ Das Ziel der ersten Gesprächsphase war, sich gut zu unterhalten (vgl. Honer 1994). Meist waren wir Gäste im privaten Raum und taten das, was man üblicherweise tut, wenn man die Rolle des Gastes ernst nimmt. Wir bedankten uns für die Gesprächsbereitschaft und für die Einladung, brachten ein kleines Gastgeschenk mit, knüpften an alltägliche Beobachtungen zur Wohnung, zur Einrichtung, zur Umgebung etc. an, machten kleine Komplimente, redeten übers Wetter und dergleichen mehr. Da uns die Gesprächspartnerinnen und -partner in den Einrichtungen über die Fachkräfte vermittelt wurden, wurden diese auch durch die Fachkräfte von unserem Anliegen informiert. Auch war es üblich, dass die erste Begegnung zwischen uns und den Bewohnerinnen und Bewohnern von den Fachkräften moderiert wurde. Die Situation zeichnete sich dann überwiegend dadurch aus, dass die älteren Menschen zwar alle irgendwie bereit waren, mit uns zu sprechen, ihnen jedoch nicht immer ganz klar war, um was genau es denn eigentlich ging. Diese quasi alltägliche Gesprächssituation galt es zu gestalten, was in der Regel bedeutete, dass wir durch

6 Unsere ‚gatekeepers‘ repräsentierten in den jeweiligen Einrichtungen durchaus unterschiedliche Funktionen und Professionen, z. B. Heimleitungen, Pflegedienstleitungen, aber auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Sozialen Dienstes. Im Rahmen der Studie konnte leider nicht systematisch erfasst werden, ob die jeweiligen ‚Professionals‘ auch unterschiedlich mit unserer Anfrage umgegangen sind, d. h. ob sie zum Beispiel vor dem Hintergrund ihres jeweiligen professionellen Relevanzsystems unterschiedliche Kriterien bei der Auswahl potentieller Gesprächspartnerinnen und -partner anlegten oder ob sie diese in unterschiedlicher Weise über unser Vorhaben informierten.

Informationen und durch die Art unserer Gesprächsgestaltung bemüht waren, unser Anliegen weiter zu verdeutlichen.

Bei allen Kontakten war es in dieser Phase das vorrangige Ziel, uns zusammen mit den Befragten in ein alltägliches Gespräch zu vertiefen, indem nicht nur die älteren Menschen Vertrauen schöpften und gerne erzählten, sondern auch wir Vertrauen in das Gespräch entwickeln konnten und Zeit hatten, uns in der fremden Umgebung mit den uns fremden Menschen zu orientieren und zurecht zu finden. Wir waren bemüht, unsere Offenheit für die Relevanzen der Teilnehmenden zu signalisieren und uns zugleich für die Relevanzsetzungen der Teilnehmenden zu sensibilisieren. Manchmal wurden zentrale Themen schon in den ersten Sekunden Teil der Gesprächssituation, z. B. in dem Fall, in dem eine Gesprächspartnerin in dem Moment, als wir uns setzen wollten und dazu die Stühle zurecht rückten, uns direkt aufforderte, bitte auch ja nichts in ihrem Zimmer zu verändern, und das Stühlerücken gehörte schon dazu, wie sich im Verlauf des Gespräches zeigen sollte.

Für das Entstehen eines „quasi normalen Gesprächs“ (Honer 1993a, S. 71) war es erforderlich, das vermeintlich ‚wissenschaftliche‘ Interview zu Sehverlust im Alter zu ‚veralltäglichen‘. Dies gelang in vielen Fällen dadurch, dass das Thema Sehverlust aus dem für die Gesprächspartnerinnen und -partner gewohnten medizinischen Kontext in einen alltäglichen, persönlichen Erfahrungskontext überführt wurde:

„[...] obwohl es so viele Menschen mit Sehverlust im Alter gibt, hat man sich bisher überwiegend mit der medizinischen Seite, d. h. den Behandlungsmöglichkeiten der Augenerkrankungen beschäftigt. Wie der Alltag allerdings für die ‚Betroffenen‘ aussieht, dafür haben sich bisher nur Wenige interessiert. Und das genau interessiert uns im Gespräch mit Ihnen. Wie Sie ganz persönlich im Alltag zureckkommen, wie sich Ihr Sehen verändert hat und welche Erfahrungen Sie machen seit sich ihr Sehen verändert hat...“

In diesem Zusammenhang war es hilfreich, in geeigneter Form unsere ‚Mitsprachekompetenz‘ deutlich zu machen, indem Carsten Bender sich z. B. ebenfalls als ‚sehverlusterfahren‘ vorstellte und wir von unserer langjährigen Erfahrung im Umgang mit Menschen mit Sehbeeinträchtigungen erzählten und davon, dass wir gerade daher wissen, wie unterschiedlich die Erfahrungen der Einzelnen sind.

Damit die Gespräche gelingen konnten, waren weitere feldspezifische Aspekte zu beachten und zu gestalten. Zu Beginn eines jeden Gesprächs mit den hochaltrigen Menschen versuchten wir möglichst günstige Gesprächsbedingungen herzustellen, d. h. gemeinsam herauszufinden, welche Lautstärke für das Gespräch passend ist, welche Sitzpositionen fürs Zuhören oder Sehen-Können günstig sind, oder auch sich immer wieder daran zu erinnern, in einer angemessenen Geschwindigkeit und Deutlichkeit zu sprechen etc.

Gesprächsorientierung 2: Biographische Erzählimpulse und Expertenbefragung in eigener Sache

Der offene Gesprächseinstieg und die Intention „egozentrierte Erfahrungen“, d.h. Erzählungen von Selbsterlebtem hervorzulocken, orientiert sich zunächst an der Interviewtechnik des biographischen Interviews, allerdings weniger mit der Intention, auf biographische, d.h. lebensgeschichtliche Rekonstruktionen im engeren Sinne abzuzielen, sondern auf das Selbsterleben in der aktuellen Situation.

Den Einstieg in diese Phase markierten wir mit einer Frage, die dazu geeignet sein sollte, die Seniorinnen und Senioren anzuregen, aus ihrem aktuellen Alltag zu erzählen. Nach längeren Diskussionen entschieden wir uns dafür, beim Erzählimpuls den Unterschied vor/nach dem Eintritt des Sehverlustes ins Gespräch einzuführen und dabei die Gegenwart zu fokussieren. Zum Beispiel in dieser Weise: „Wir würden uns freuen, wenn sie uns davon erzählen, ob und wie sich ihr persönlicher Alltag durch den Sehverlust verändert hat und wie sie ihren Alltag heute meistern?“

Abgesehen von einigen Ausnahmen zeigte sich, dass die von uns befragten älteren Menschen für die Entwicklung ihrer Erzählungen mehr auf den Dialog als auf den Monolog setzten, was für uns bedeutete, der Interviewtechnik des biographischen Interviews (aktives Zuhören) nur so lange zu folgen, bis die Erzählung ins Stocken geriet. An diesen Punkten fühlten wir uns für die Aufrechterhaltung des Gespräches z. B. durch offenes Nachfragen oder das Setzen neuer Erzählimpulse mitverantwortlich, denn ein normales Gespräch zeichnet sich eben auch dadurch aus, dass immer einer spricht und die Pausen nicht zu lang werden. Hierzu hatten wir uns auf der Basis unserer Erfahrungen mit den ethnographischen Alltagsbeobachtungen, den teilnehmenden Beobachtungen sowie unserer Feldkenntnisse und der theoretischen Auseinandersetzung eine Art Themenhorizont erarbeitet, der uns dabei unterstützte, den älteren Menschen, wenn nötig, Gesprächsorientierung zu geben.

Durch dieses interessierte, „neugierige“ Nach- und Weiterfragen entwickelte sich im Laufe der Gespräche auch bei den Gesprächspartnerinnen und -partnern häufig selbst ein „existenzielles Interesse am Thema“ (Honer 1994, S. 630) und am Gespräch. Dies zeigte sich zum Beispiel daran, dass sich die älteren Menschen im Laufe der Gespräche trauten, mit uns auch über erlebte „Wahrnehmungs-Überraschungen“, „Wahrnehmungs-Unsicherheiten“ und existenzielle Verluste zu sprechen, mit denen sie im Zusammenhang mit dem Sehverlust umgehen mussten.⁷ Zum Beispiel be-

7 Mit diesen Erzählungen ging oft eine Erläuterung dazu einher, dass sie normalerweise aus unterschiedlichen Gründen über solche Themen in ihrem Alltag nicht so ohne weiteres sprechen bzw. sprechen würden.

richtete eine Gesprächspartnerin über ihre Erfahrungen damit, dass sie das Gesicht des Ehemanns nicht mehr visuell erkennen kann, dass sie also nicht sieht, wie er alt wird, und dass ihre visuelle Erinnerung mit dem Altern nicht mitwächst. In diesem Zusammenhang erzählte sie auch davon, was es für sie bedeutet, sich nicht mehr im Spiegel sehen zu können, d. h. nicht sehen zu können, wie sie selbst altert, und daher auch nicht zu wissen, wie die anderen sie heute sehen.

Gesprächsorientierung 3: Exploriertes vertiefen

Die dritte Gesprächsorientierung zielt darauf ab, den Focus auf im Gesprächsverlauf bereits Exploriertes zu richten, dieses weiter zu vertiefen und nach Zusammenhängen zu fragen. Ein wesentlicher Unterschied zu Honers „Exploriertem Fokussieren und Strukturieren“ (Honer 1994, S. 634ff.) besteht im Reflexionsgrad. Auch wenn wir im Verlauf des Interviews in den Erzählphasen Themenfelder explorierten, die wir dann zu einem späteren Zeitpunkt des Interviews noch einmal aufgriffen, um sie weiter zu vertiefen und nach Zusammenhängen zu fragen, ließ die Anwendung aller drei Phasen in einem Interview eine theoretisch reflektierte Strukturierung, Fokussierung und Homogenisierung der Themen in der von Honer vorgeschlagenen Weise nicht zu. Allerdings hat es sich nicht nur für diese Aufgabe als ausgesprochen gewinnbringend erwiesen, dass wir alle Gespräche im Zweierteam durchgeführt haben und wir daher neben dem/der ins Gespräch unmittelbar involvierten Interviewer/Interviewerin immer auch eine zweite, eher beobachtende Teilnahme-position im Gespräch hatten. Diese Position eröffnete durch die Entlastung vom je aktuellen Handlungsdruck die Möglichkeit, als Beobachter bzw. Beobachterin während des Zuhörens das Gesagte z. B. zu Themenfeldern zu ordnen und diese Zusammenhänge wieder ins Gespräch einzubringen.

Diese Interviewphase nutzten wir, wie bereits angedeutet, auch dazu, das Explorative Interview methodisch zu erweitern und Themen nicht nur im Gespräch, sondern vor allem auch im Tun weiter zu vertiefen. Wir wählten je nach Gesprächssituation zwei unterschiedliche Möglichkeiten: Entweder knüpften wir an bedeutsame, von den älteren Menschen erzählte Alltagshandlungen an und machten ihnen den Vorschlag, uns diese Alltagshandlungen einmal zu zeigen bzw. sie gemeinsam zu tun, oder unsere vertieften Explorationen bezogen sich auf diejenigen kleinen Bewegungen, mit denen die Erzählungen gestisch begleitet wurden. Beide Aspekte sollen durch einen längeren Interviewauszug verdeutlicht werden:

a) „Lachen sie nicht“

Bewegtes anknüpfen an und explorieren von Wahrnehmungserfahrungen

I5: (...) Jetzt frage ich Sie – aber lachen Sie nicht.

CB: Nein.

I5: (.) Ich sehe jetzt da jemanden. Sitzt da jemand?

MS: (.) Wollen Sie mir das mal zeigen, wo Sie jemanden sehen? (.) Ich gehe mal mit, (.) ja?

I5: (Stühlerücken) Da.

MS: Da? (.) Nein, da sitzt niemand. Aber wir können mal da hingehen, wo Sie was sehen, und dann zeigen Sie mir, was Sie gesehen haben. Sollen wir das mal machen? ... Ich/ Da ist nichts im Weg.

I5: Ja.

MS: (.) Zu schnell aufgestanden? (.) Geht das?

I5: Ja.

MS: Ah, ich glaube, Sie haben das Bild gemeint. Da hängt so ein Bild an der Wand. Hier ist ein (.) Sofa noch.

I5: Ja. Ja.

MS: Genau. (.) Da ist ein Sofa und da hängt so ein Bild hier. Und vielleicht war (.) das, vielleicht war es das. Hier ist ja noch ein Tisch. Moment, (unv.). (.) Hier ist noch ein zweiter Tisch mit Stühlen. (.) Genau. Weil der ist dunkel vor dem (.) hellen/ (.) Ja, genau, da ist das, so jetzt können Sie schauen,

I5: (...) Fehlzündung.

MS: Oh, nein, das ist glaube keine Fehlzündung, sondern Sie müssen ja immer erst herausfinden, was es jetzt ist, was Sie sehen. (..)

I5: Aber jetzt sehe ich aber (.) da viel Licht. (.) Da sind die Fenster, nicht?

MS: Ja, genau. Genau.

I5: Na nun, und da ist die Theke, wo die .. (5) Steht da was? Ist das die Tür, ne?

MS: Ja, schauen wir gleich. Was da steht. (4) Genau.

I5: Ach, da ist die Türe, da

MS: Ja eben. Da steht

I5: Dahinter, ne?

MS: Ja, dahinter ist der Ofen. (.) Da ist ein/

I5: Dunkel.

MS: Dunkel, genau. Dunkler Ofen. (.) Und da ist noch ein Waschbecken.

I5: Das sehe ich nicht.

MS: Ja. Da genau angrenzend.

I5: Ach, da ist das. Mehr Fühlen als Sehen.

b) Die Scharfschützin*Anknüpfen an und explorieren von Gesten*

- I1: Ich war mal Scharfschützin
- MS: Das beeindruckt mich ja zutiefst, nicht wahr. In welchem Rahmen haben Sie das gemacht? Erzählen Sie mal bitte.
- I1: [Das war] im Schützenverein.
- MS: Okay. [Okay].
- MS: Also Sie beschäftigten sich ja intensiv mit sozusagen dem schärfsten Punkt des Sehens
- I1: [Genau.]
- MS: Haben Sie irgendwie den Eindruck, dass diese Erfahrung etwas mit Ihrer heutigen Situation zu tun hat, Ihnen hilft oder sie erschwert, verändert
- I1: Es ist, das Scharfsehen als solches ist ja nicht mehr vorhanden. Aber das was da gewesen ist, diese Konzentration auf einen Punkt, die ich jetzt nicht mehr im Sehen....
- MS: Ja. Okay.
- I1:umsetzen kann, die ist aber vorhanden
- I1: Die ich zwar optisch nicht mehr erfassen kann, aber ich bin also so sagen wir mal was ich sonst mit den Augen fokussieren und scharf sehen konnte und einschätzen konnte, das ist jetzt auf einer anderen Ebene. Was mir im Überlebenskampf behilflich ist, nicht wahr (5).
- MS: Wenn Sie heute dann so etwas wie eine Distanz einschätzten, also darum ging es ja zum Beispiel ja auch beim Schießen, ja, also
- I1: Ja.
- MS: Wie machen Sie das heute?
- I1: ((lacht)). Da muss ich mehr mutmaßen, ich kann also hier im Raum kann ich mir vorstellen, bis da zur Tür oder zur Wand hin sind das circa drei Meter, zweieinhalb, drei Meter, das weiß ich, das kann ich (eben) durchschreiten auch und da wo ich es nicht mehr deutlich erfassen kann, ich habe so eine blödsinnige Angewohnheit, auch wenn ich draußen gehe, mit dem Stock fühle, ich habe immer die linke Hand, sagt meine Schwester auch immer „Tu die Hand doch mal runter.“, nicht wahr, aber
- I1: automatisch irgendwie ist die Hand so ein bisschen vorne, um unwegbare Hindernisse, die da kommen könnten, noch zu erfassen, abzuwehren, nicht wahr und (5).

- MS: Also von ihrer Bewegung her jetzt gerade ist es ja auch wie so ein bisschen Fokussieren,
- MS: Sie haben da jetzt, also jetzt gerade haben Sie die Finger ausgestreckt, es ist ja nicht nur abwehren
- I1: [Nein.]
- MS: Sie zeigen aber fast wie gezielt da nach vorne
- I1: [Ja].
- MS: zu dem, zu der Frage wie er-, wie fokussieren Sie den Abstand, also, (2) interessant.
- I1: Antenne.
- MS: Ja. Ja, so sah es aus [(lacht)].
- I1: [Ja].
- I1: So wie eine bestimmte Schnecke ihre Hörner ausfährt. Und ihre Umgebung ertastet oder wahrnimmt, so versuche ich zusätzlich für das fehlende Sehen die Hand so ein bisschen vor zu haben, dann mache ich auch schon mal so, dass das nicht ganz so blöd aussieht.

Zu dieser Erweiterung des explorativen Interviews ermutigten uns nicht nur die sehr interessanten Erfahrungen, die wir mit diesem Vorgehen bei unseren ethnographischen Alltagsbeobachtungen gemacht haben, sondern auch Anne Honer selbst lädt mit dem Hinweis zu diesem Vorgehen ein, dass, „eben z. B. – trivialerweise – der *Vollzug* von Aktivitäten durchaus andere Qualitäten aufweisen kann als das *Reden* über diesen *Vollzug*“ (Honer 1993a, S5; Hervorhebungen im Original). Diese Erkenntnis erscheint uns vor allem bezogen auf unser theoretisch inspiriertes Forschungsinteresse am Zusammenhang von Bewegung/Handlung und Wahrnehmung als so relevant, dass wir die Interviewform so weiterentwickeln, dass der *Vollzug* von Bewegung/Handlung im Gespräch gezielt berücksichtigt und thematisiert werden kann. Es handelt sich dabei nicht um ein zwar in irgendeiner Art und Weise methodisch begründbares, aber dennoch künstliches Vorgehen, sondern es zeigt sich, dass unsere Gespräche mit den älteren Menschen oft wie von selbst in Bewegung gerieten. Anlässe für diese Art von ‚Go-Along‘ sind ganz unterschiedliche Themen, die im Rahmen der Gespräche von den älteren Menschen als für ihren Alltag relevant beschrieben wurden. So zeigte uns eine Dame ihren Lieblingsplatz von dem sie zuvor berichtet hatte, und von dort ging es gleich weiter auf die „Strecke“, auf der sie jeden Tag „ihre Meter macht“. Oder wir nahmen die Frage „Lachen sie nicht, sitzt da vorne jemand?“ zum Anlass für eine kleine gemeinsame Erkundung des Speiseraums und entdeckten zusammen, dass sie sich in diesem nicht auskannte. Manchmal war man auch schon ganz selbstverständlich am Handeln, wenn uns während des Gesprächs eine 105-jährige Dame „ein Sektchen“ anbot, oder wenn

uns eine ehemalige Scharfschützin von ihrem „Tick“ erzählte, beim Gehen immer zwei Finger gerade vorzustrecken und wir diese Bewegungskombination zusammen ausprobierten und erforschten (vgl. Interviewausschnitt).

In diesen Beschreibungen zeigt sich bereits, dass es sich bei unserem Vorgehen nicht um die konkrete Umsetzung der von Kusenbach beschriebenen Methode des Go-Alongs handelte, sondern dass diese eher eine Anregung für unseren ‚bewegten Dialog‘ war. Wir griffen Kusenbachs Idee auf, in natürlichen Settings einen Beobachtungs- und Gesprächszugang miteinander zu verbinden, um uns so dem Erleben bzw. den Wahrnehmungen der Gesprächspartnerinnen und -partner weiter anzunähern (vgl. Kusenbach 2008). Inhaltlich waren wir jedoch nicht am Thema „Orte“ interessiert, sondern haben vielmehr bei unseren Beobachtungen und Begleitungen vor allem konkrete Bewegungen bzw. Bewegungshandlungen fokussiert. Auch haben wir die Teilnehmenden nicht darum gebeten, während des Handlungsvollzugs diesen parallel zu beschreiben, denn alltägliches Handeln zeichnet sich ja gerade dadurch aus, dass es selbstverständlich und ohne besonderen reflexiven Selbstbeobachtungsbezug stattfindet. Auch hätte die Selbstbeschreibung des Tuns im Handlungsverlauf für die meisten älteren Menschen eine Überforderung dargestellt.⁸ Angeregt durch unser Vorgehen bei unseren ethnographischen Alltagsbeobachtungen versuchten wir im direkten Anschluss an die Bewegungs- bzw. Handlungssituation, Anschlüsse für ein situativ passendes Gespräch über interessante Beobachtungen zu finden.

Im Unterschied zum Go-Along wählten wir oft sehr kleine, kurze Alltagssituationen die sich als viel aufschlussreicher erwiesen als ausgedehnte Begleitungen und Beobachtungen.

Das Einbringen unserer Bewegungsbeobachtungen ins Gespräch eröffnete viele Möglichkeiten, z. B. über bereits erzählte Wahrnehmungsthemen vertiefend ins Gespräch zu kommen. In vielen Interviews entwickelte sich daraus noch einmal eine ganz neue Gesprächsperspektive sowie Gesprächsdynamik. Die erste Orientierung für unsere Beobachtungen war zunächst die sehr offene Frage, was uns an dem Beobachteten auffällt. Auffallen konnte uns etwas, weil sich das aktuell Beobachtete z. B. zu bereits im vorherigen Gespräch Erläutertem widersprüchlich verhielt, oder weil es ganz neue Aspekte zu einem erzählten Thema beisteuern konnte, oder weil uns interessante räumliche oder soziale Orientierungsstrategien aufgefallen sind. Beispielsweise beschrieb Frau O. im Gespräch zahlreiche Zusam-

8 Gleichwohl gab es auch hier Ausnahmen, z. B. eine Frau die vorweg ging und ganz unaufgefordert anfing zu beschreiben: „Und hier ist das Bett, und dann gehe ich hier lang, und dann ist da die Tür, so [...]“ Unsere Erfahrungen, aber auch andere Studien (vgl. z. B. Ayers et al. 2014) zeigen jedoch eindeutig, dass solche Parallelhandlungen besonders für ältere Menschen schwer zu bewältigen bzw. zu koordinieren sind.

menhänge, die sie nicht mehr sieht und deshalb auch nicht mehr kann. Am Ende des Gesprächs begleiteten wir sie zu ihrem Lieblingsplatz. Dabei ging Frau O. in einem sehr zügigen Tempo aus ihrem Zimmer heraus, den Gang entlang und sehr geschickt an der offenen Balkontür vorbei, *ohne* dagegen zu laufen, was aus ihren bisherigen Beschreibungen des Nicht-Sehens durchaus erwartbar gewesen wäre. Im anschließenden Gespräch brachten wir dann unsere Beobachtungen – z. B. das zügige Tempo, das geschickte Umgehen der Tür etc. – ins Gespräch ein. Dabei nutzten wir eher Fragen wie: „Wie haben sie das denn jetzt gemacht?“ „Können sie noch einmal genau dies und das beschreiben?“ etc.:

- CB: Sie sind ja echt flott, ich wäre fast gar nicht mitgekommen.
I4: ((lacht)).
MS: Das wollte ich nämlich gerade fragen, das das sah ja so aus wie wenn Sie irgendwie einfach genau wissen wie der Weg so geht.
I4: Ja, das das ist auch so gefühlsmäßig.
MS: Und als sie raus gekommen sind, wussten Sie gleich, dass die Tür auf ist. Wie haben Sie
I4: Ja, die habe ich gesehen, dass die Tür auf ist. Das ja, das
MS: Das haben Sie gesehen. Woran haben Sie das gesehen, wie hat das wie
sieht das aus wenn die Tür auf ist,
I4: Ja, ja, genauso wie es ist.
MS: Genauso wie es ist, aha. Ja super.
CB: Und was mir manchmal passiert, jetzt wo ich jetzt immer noch nicht sicher bin das würde ich jetzt nicht sehen, ob Ihr Plätzchen überhaupt frei ist. Wie haben Sie das denn mitgekriegt?
I4: (Ja, ja) das wenn ich hier bin, dann sehe ich das ob jemand drin sitzt oder nicht. Ich muss aber bis (ran) gehen.

Das in Beziehung setzen der Aussagen des Gesprächs mit den Beobachtungen der Handlungssituationen impliziert die Möglichkeit, Inkonsistenzen bzw. Widersprüche zwischen im Gespräch expliziertem Wissen und beobachteter Handlung zu bemerken und evtl. im anschließenden Gespräch in geeigneter Form weiter zu erkunden.

Schlussbemerkung

Die „in der Methodenliteratur strittige Frage, ob nun Beobachtung oder Interview das grundlegende Verfahren sei, kann grundsätzlich nur in Relation zum jewei-

ligen Forschungsinteresse entschieden werden“ (Honer 2011, S. 82). Sie lässt sich, wie in den Ausführungen deutlich geworden ist, für unsere Studie eindeutig mit einem ‚sowohl als auch‘ beantworten, denn in der Rekonstruktion der subjektiven Perspektive der Situation von Menschen mit Sehverlust im Alter sind sowohl typische Wissensbestände als auch die Rekonstruktion einer körperlich bewegten Wahrnehmungspraxis bedeutsam.

In der Ausgestaltung der Verfahren der Datenerhebung ging es uns darum, genau diesen Zusammenhang zu fokussieren, ohne den älteren Menschen mit künstlichen Verfahren der Datenerhebung ein wissenschaftliches Relevanzsystem aufzuerlegen. Darauf hinaus war es für unsere Fragestellung hochinteressant, auch innerhalb des Interviews Beobachtungsdaten zu sammeln, in dem beiläufige und alltägliche Bewegungspraxis der Interviewten den Ausgangspunkt für eher mikroskopische Bewegungsbeobachtungen als Mittel zur Rekonstruktion der visuellen Wahrnehmungspraxis bildeten.

Unseres Erachtens ist das vorgestellte Verfahren eine Art Hilfsmittel, um die existentielle Involviertheit in die Praxis der Wahrnehmung dem Gespräch und der Beobachtung zugänglich zu machen und so die eingangs beschriebene Herausforderung anzunehmen, das Forschungsprogramm einer lebensweltanalytischen Ethnographie wahrnehmungssensibel auszustalten.

Literatur

- Amelung, V. E., Bucholtz, N., & Brümmer, A. (2012). Augenärztliche Versorgung älterer Menschen. Sehen im Alter. Versorgungsstrukturen und -herausforderungen in der Augenheilkunde. Berlin: MWV.
- Ayers, E. I., Tow, A. C., Holtzer, R., & Verghese, J. (2014). Walking while Talking and Falls in Aging. In: *Gerontology* 60(2), S. 108–113.
- Hitzler, R. (1999): Welten erkunden. Soziologie als eine Art Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: *Soziale Welt* 50(4), S. 473–483.
- Hitzler, R. (2000). Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: W. Lindner (Hrsg.), *Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit. Zugänge, Anregungen und Praxisbeispiele* (S. 17–31). Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, R. (2011): „Man kommt aus keinem Feld so heraus, wie man in es hinein geht.“ In: A. Honer, *Kleine Leiblichkeiten* (S. 269–277). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988): Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: *Neue Praxis* 18(6), S. 496–501.
- Honer, A. (1989). Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 4, S. 297–312.

- Honer, A. (1993a). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (1993b). Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. In: T. Jung, & S. Müller-Doohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften (S. 241–257). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Honer, A. (1994). Das explorative Interview. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 20(3), S. 623–640.
- Honer, A. (2008). Verordnete Augen-Blicke – Reflexionen und Anmerkungen zum subjektiven Erleben des medizinisch behandelten Körpers. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher, & B. Schnettler (Hrsg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen (S. 379–387). Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2011). Lebensweltliche Ethnographie und das Phänomen Sport. In: Dies., Kleine Leiblichkeiten (S. 75–89). Wiesbaden: VS Verlag.
- Horowitz, A. (1997). The Relationship between Vision Impairment and the Assessment of Disruptive Behaviors Among Nursing Home Residents. In: The Gerontologist, 37(5), S. 620–628.
- Kusenbach, M. (2008). Mitgehen als Methode – Der „Go-Along“ in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher, & B. Schnettler (Hrsg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen (S. 349–358). Wiesbaden: VS Verlag.
- Mitchell, P., Hayes, P., & Wang, J. J. (1997). Visual Impairment in nursing home residents: the Blue Mountains Eye Study. Australasian Medical Publ. Co. 166, S. 73–76.
- Palágyi, M. (1924). Naturphilosophische Vorlesungen. Über die Grundprobleme des Bewusstseins und des Lebens. 2. Aufl. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Palágyi, M. (1925). Wahrnehmungslehre. Leipzig: Johann Ambrosius Barth.
- Saerberg, S. (2006). „Geradeaus ist einfach immer geradeaus“: eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung. Konstanz: UVK.
- Scheffer, T. (2002). Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In: D. Schaeffer, & G. Müller-Mundt (Hrsg.), Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung (S. 351–374). Bern: Huber.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Van Newkirk, M. R., Weih L., McCarty, C. A., Stanislavsky, Y. L., Keeffe, J. E., & Taylor, H. R. (2000). Visual Impairment and eye diseases in elderly institutionalized Australians. In: Ophthalmology 107, S. 2203–2208.
- Walthes, R. (2014). Einführung in die Pädagogik bei Blindheit und Sehbeeinträchtigung. 3. Aufl. München u. a.: Reinhardt.

Teil 3

Spezielle Methoden

Interkulturelle Gruppenarbeit im internationalen Studienalltag

Ansätze einer anwendungsorientierten lebensweltanalytischen Ethnographie

Norbert Schröer und Volker Hinnenkamp

Der ‚Fall‘ ICEUS

Der zweisprachige (deutsch-englische) Master-Studiengang ICEUS (Intercultural Communication and European Studies) an der Hochschule Fulda gehört zu jenen Studiengängen, in denen internationale Studierende die Mehrheit bilden und ca. ein Viertel bis ein Drittel der Studierenden Deutsche sind.¹ ICEUS wurde im Wintersemester 1999/2000 gegründet und vom DAAD sowie aus Mitteln der EU gefördert. Mit dem Wintersemester 2013/2014 nahm in Fulda bereits die 15. Kohorte das Studium auf. Eine Studienkohorte bzw. ein Jahrgang umfasst in der Regel zwischen 25 und 32 Studierende. Ihre Mitglieder sind über eineinhalb bis zwei Jahre – in Teilen auch in privaten Kontexten – als Gruppe zusammen sowie aufeinander verwiesen und bilden eine „kleine [interkulturelle] soziale Lebens-Welt“ (Luckmann 1970; Honer 1993, S. 14–32). Da es sich um einen Master-Abschluss an einer deutschen Hochschule handelt, geht es jeweils darum, in einem curricular gebundenen Zweisäulenstudiengang (nämlich „Interkulturelle Kommunikation“ und „Europastudien“) Interkulturalität nicht nur theoretisch, sondern auch im Sinne praktischer Interkulturalitätserfahrungen aufzugreifen und in das Studium zu integrieren (vgl. Hinnenkamp und Platzer 2013).

Es besteht also der Anspruch, die kulturelle Diversität und Heterogenität – an dem Studiengang nehmen Studierende etwa fünfzehn unterschiedlicher Nationalitäten teil – gerade auch in Verbindung mit dem inhaltlichen Schwerpunkt ‚Interkulturalität‘ zu nutzen und fruchtbar zu machen. Die Studierenden finden mit den international zusammengesetzten Seminargruppen für ihr Studium der

1 „Deutsche“ bezeichnet diejenigen, die einen deutschen Pass besitzen und in der Regel das deutsche Bildungssystem durchlaufen haben. Die Auswahl der Studierenden findet nach formalen Eignungskriterien statt.

Interkulturalität eine ‚laborähnliche Echtsituation‘ vor, und es bleibt die Frage, wie das auf Dialogizität und wechselseitige Anerkennung ausgerichtete Konzept interkulturellen Lernens (vgl. Mall 2000, 2006; Auernheimer 2006) in diesem Labor entsprechend gestaltet werden kann.

In vielen Seminaren geht es im Kern nicht nur um die Vermittlung von Interkultureller Kompetenz, sondern auch um deren reflexive Aufarbeitung. Das heißt: Da die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten zur Bewältigung interkultureller Situationen rahmenbezogen und situativ variieren, allzu oft sogar erst in den Situationen im kreativen Zusammenspiel entwickelt werden (müssen), geht es nicht einfach um die Erörterung von Kulturwissenstools und um mechanische Verständigungsverfahren. Es geht vielmehr um die Entwicklung und um die reflexiv-theoretische Aufarbeitung von Fähigkeiten eines dynamischen und situativ angemessenen Sich-Zurechtfindens in interkulturellen Lebenskontexten (vgl. zusammenfassend Weidemann 2007, S. 494). Will man hier nun das interkulturelle Potenzial, „das sich aus der Internationalität und interkulturellen Erfahrung der Studierenden ergibt, als Ressource in Lehre und Forschung ausschöpfen“ (Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften 2008, S. 2), dann gelingt das unserer Erfahrung nach nur, wenn zuerst ein entsprechender *interkultureller Erfahrungsraum* geschaffen wird, der sich dann für eine reflexiv-theoretische Aufarbeitung nutzen lässt.

Ein solcher Erfahrungsraum entsteht nicht per se dann, wenn eine international zusammengesetzte Studiengruppe sich in einem Studiengang zusammenfindet. Er baut sich erst auf, wenn diese Studiengruppe durch entsprechende Vermittlung und Anleitung begleitet wird. Nur so sind die möglicherweise mit der Heterogenität der Studiengruppe einhergehenden Hindernisse zu überwinden und die Hilflosigkeiten zu bewältigen. Die ‚laborähnliche Echtsituation‘ muss also erst entsprechend eingerichtet werden!

Interkulturelle Erfahrungsräume bieten sich im internationalen Studienalltag in verschiedenen Bereichen an. Eine intensive Form ist dabei sicherlich die Gruppenarbeit (vgl. Fischer et al. 2007; Cathcart et al. 2006). Was einen „interkulturellen Erfahrungsraum“ ausmacht, ist natürlich keinesfalls im Vorfeld zu definieren, aber es ist anzunehmen, dass er einhergeht mit den je wechselseitigen Wahrnehmungen, Deutungen und Unterstellungen von Heterogenität als kulturelle Differenz bzw. als Aushandlungskategorie derselben – dass er also diskursiv und dialogisch gestaltet ist. Wie sich dies im Einzelnen manifestiert, ob und wie beispielsweise situativ Thematisierungen vorgenommen werden oder lokal-interaktionale Anspielungen verarbeitet werden, muss zunächst offen bleiben. Wir wollen das, was wir hier „interkulturell“ nennen, vorsichtig als eine spezifische Form von „created knowledge“ verstanden wissen,

“that shows why problems occurred when a group of ‘different’ people [try] to do something together. [...] Culture [is] not something people *have*; it is something that fills the spaces *between* them. And culture is not an exhaustive description of anything; it focuses on differences, rich points, differences that can vary from task to task and group to group” (Agar 1994, S. 236).

In der ja zumeist vorgeschriebenen Gruppenarbeit zu einem zu präsentierenden Thema kommen die Studierenden nicht umhin, sich aufeinander zu beziehen, ihre unterschiedlichen Arbeitsgepflogenheiten und -mentalitäten zur Kenntnis zu nehmen und in Aushandlungsprozesse zu treten, um so ein gemeinsames Ergebnis erstellen und vorstellen zu können. Zugleich verlangt die Gruppenarbeit in einer internationalen Studiengruppe den Teilnehmenden ungemein viel ab – als ein Beispiel unter vielen sei hier die Aushandlung der Verhandlungssprache genannt. Als Folge von negativen Erfahrungen sind Studierende bei der Suche nach Lösungen unter Umständen geneigt, die Umsetzung einer ‚echten‘ Gruppenarbeit zu unterlaufen. Denn Gruppenarbeit stellt eine ungemein schwierige und nur schwer durchzuhaltende didaktische Form dar; sie mag bei den einen auf schon in der Bildungssozialisation systematisch eingeübten Kooperationsformen beruhen, während andere diesen Erfahrungsraum nie erlebt haben und folglich als didaktische Lernform auch nicht kennen.

Im Rahmen einer anwendungsorientierten Ethnographie haben wir auch Fragen der Gruppenarbeit untersucht und werden hier anhand von Fallfragmenten einige dieser für die Beteiligten wahrgenommenen Schwierigkeiten illustrieren. Aus der Darstellung einer weiteren Form der nicht verschriebenen, sondern forschenden Gruppenarbeit wollen wir dann einen didaktischen Ansatz herausfiltern, mit dem in Gruppenarbeit möglicherweise eine kreative Nutzung der Zusammenarbeit im internationalen Studienalltag gelingen kann.

Unsere *anwendungsorientierte Ethnographie* ist im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts von den ICEUS-Studierenden selbst, also mit Bezug auf ihre eigenen Gruppenarbeitserfahrungen betrieben worden. Von vornherein verfolgten wir das Ziel, auch einen didaktischen Nutzen für die Gestaltung der Seminare zu erzielen. Gegenstand der Auswertung waren Erinnerungs- und Beobachtungsprotokolle von eigenerlebten Erfahrungen sowie eine zweieinhalbstündige Audioaufzeichnung einer von den Studierenden eigenständig durchgeführten Gruppensitzung. In diesem Sinne wurde also mit autoethnographischen Daten gearbeitet (vgl. Ellis et al. 2010), die wir in Form von exemplarischen Beobachtungsfragmenten und einer verdichtenden Zusammenfassung präsentieren werden. Die Auswertung der Daten erfolgte – angeleitet durch die Lehrenden – dialogisch hermeneutisch. Das heißt: Die in der Teilhabe an der ICEUS-Lebenswelt von den Studierenden wie von den Lehrenden erworbene Mitspielkompetenz war bei der Lesartenbildung

leitend. Die Analyse erfolgt somit insgesamt aus einer praktischen Mitgliedschaft am relevanten Geschehen heraus, und sie erfüllt so das zentrale Kriterium einer Lebensweltanalytischen Ethnographie: das Getragensein von einem existenziellen Engagement (vgl. Honer 2000, 2012).

Geschichten im Fall

Die Schwierigkeit, eine Zusammenarbeit der Studierenden in den ICEUS-Seminaren zu initiieren, die eine in unserem Sinne beschriebene ressourcenorientierte und ressourcenausschöpfende „Interkulturalität“ beinhaltet, setzt schon bei den divergierenden lernkulturbedingten Erwartungen ein. Viele der internationalen Studierenden stehen der an sie gerichteten Erwartung, gemeinsam und dennoch eigenständig wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen, zusammenzutragen und dann in der Großgruppe zu präsentieren, zunächst irritiert und verständnislos gegenüber. Studierende aus dem osteuropäischen und asiatischen Raum sind es eher gewohnt, den ‚Stoff‘ von den Seminarleitern vorgegeben zu bekommen und strikte Anweisungen zur Aufarbeitung des Lehrstoffes zu erhalten (vgl. z. B. Xun Luo und Kück 2011). Die Erarbeitung eigener Ergebnisse oder die eigenständige Stellungnahme zu von wissenschaftlichen Autoritäten veröffentlichten Theorien oder empirischen Erträgen gilt als hochmütig, anmaßend und respektlos. Nicht selten wird die Einrichtung von Gruppenarbeit auch als milde Form der plenaren Arbeitsverweigerung oder Bequemlichkeit von Seiten der Lehrenden eingestuft. Einsozialisiert in eine eher hierarchische Lernkultur fehlt es vielen Studierenden so an einem Verständnis für eine kreative Teilnahme an einer Seminargruppenarbeit.

Wenn dann – trotzdem – in den Seminaren Arbeitsgruppen zusammengestellt werden, kommt es nicht selten zu einer kommunikativen Bezugnahme aufeinander, die sich aus unserer Perspektive etwas salopp als „interkulturelles Fremdeln“ beschreiben lässt. Gemeint ist damit, dass die Beteiligten an den Arbeitsgruppen im Arbeitskontakt befangen miteinander umgehen, in der Befangenheit zu verharren drohen und zu keiner brauchbaren Arbeitskoordination kommen und sich dann – vor allem wenn Konflikte im Raum stehen – in eine formale, berührungsarme Arbeitsteilung zurückziehen und so eine ‚echte‘ Zusammenarbeit verhindern. Hierzu die angekündigten Fragmente eigenerlebter Fallbeschreibungen:

Fallgeschichte 1

Eine Studentin berichtet von der Zusammenarbeit in einer Zweiergruppe. Es ging um die Vorbereitung eines gemeinsamen Referates, für das gemeinsam Literatur aufgearbeitet und thematisch fokussiert eine Präsentation ausgearbeitet werden musste. Die Berichterstatterin war mit der Arbeitshaltung ihrer Kommilitonin unzufrieden. Für sie wurde die Zusammenarbeit zusehends problematisch und nur schwer zu ertragen. Hier der Bericht der Studierenden:

„Die Schwierigkeiten und vor allem die Tatsache, dass ich das Vorgehen und die Arbeitsweise meiner Kollegin teilweise unfair und unverständlich fand, entpuppten sich natürlicherweise als Hindernisse für eine Annäherung oder gar Freundschaft. Da ich meine Kommilitonin davor kaum kannte, begegnete ich ihr von Anfang an mit neutralen Gefühlen, mit einer Tendenz zum positiven, was ihre Kenntnisse und Fähigkeiten anging [...]. Unsere Beziehung blieb während der ganzen Zusammenarbeit sehr neutral – zumindest nach außen hin. Manchmal ärgerte ich mich über ihre Vorgehensweise und Ausreden, doch ich hatte auch ständig im Kopf, dass ich wahrscheinlich an diesem Punkt andere Kulturgewohnheiten antreffe und so blieb ich sehr höflich und ruhig ihr gegenüber. [...] Den Frust und den Stress habe ich aber bei mir behalten. [...]

Interessant fand ich, dass wir unsere kleinen Probleme nur über Email ausgetragen haben, obwohl wir uns eigentlich täglich in der Hochschule gesehen haben. Wir hatten kein Freundschaftsverhältnis und es blieb die ganze Zeit über bei einfacher Begrüßung und gegenseitigem Anlächeln, wenn sich unsere Blicke gekreuzt haben. Ich glaube, wir fanden beide den Emailkontakt neutraler und sicherer als direkte Konfrontation, welche zu einer Eskalation führen könnte, auf die wir beide überhaupt keine Lust hatten. Innerhalb der Emailkorrespondenz waren wir zwei Menschen, die sich nicht verstehen oder aneinander vorbei reden. Im realen Leben, in der Hochschule, waren wir zwei Menschen, die sich flüchtig kennen und nichts miteinander zu tun haben. Die Kommunikation per Email entstand eher spontan und hatte sich sicherlich verstärkt, nachdem wir bemerkt haben, dass wir uns nicht verstehen. Sie diente zuerst dazu Grundsätzliches zu besprechen und etwas später unsere Konflikte ohne direkte Konfrontation auszutragen“ (Lacko et al. 2012, S. 5f.).

Es sind also unterstellte „Kulturgewohnheiten“, die die Schreiberin zitiert, die sie dazu führen, „sehr höflich und ruhig“ der Kommilitonin gegenüber zu bleiben und „[d]en Frust und den Stress“ bei sich zu behalten. Zu einer produktiven Auseinander-

andersetzung darüber kommt es jenseits des kulturellen Deutungsmusters nicht, vielmehr dominieren Vermeidungsstrategie und eine „neutralisierte“ Beziehungsebene auf der Grundlage zugestandener Toleranz gegenüber „Kulturgewohnheiten“.

Fallgeschichte 2

In dem zweiten hier vorgelegten Fragment kommt es zu Unstimmigkeiten im Rahmen der Zusammenarbeit, die dann aber schon deutlich zu einem Zerwürfnis führten. Hier der Bericht einer internationalen Studentin:

„Die deutsche Studentin hat auch an sich eine dominante Rolle angenommen und hat ständig gefragt, ob ich alles richtig verstehe und ob ich einige Ideen habe. Wenn wir uns an der Hochschule getroffen haben, hat sie mich mehrmals gefragt, ob ich alles gut verstehe und vielleicht noch die Übersetzung von ihr brauche oder Erklärungen: ‚Ich habe den Bericht gelesen, ich finde ihn schwer, vielleicht wirst Du das nicht verstehen, dann kann ich gerne helfen. Wenn Du Fragen hast, schreib mir Email oder frag einfach.‘ Wieso hat sie sofort sich entschieden, dass ich erstmal Hilfe brauche? Ich würde sagen, dass erstmal müssen wir zusammen Bericht besprechen, wenn Fragen kommen, werden wir zusammen Antwort finden. Erstmal so, dann mal sehen. Ich war nicht irritiert und habe das ruhig angenommen. Ich hab gedacht, dass sie nur so ein Typ von hilfsbereitem Mensch ist. Und erstmal muss ich selbst gucken, ob der Text wirklich so schwer ist oder ist es nur so ein hochnäsiges Verhalten von ihr. Ich kann sagen, dass der Text nicht kompliziert war. Ich konnte alles verstehen. Natürlich habe ich klar alles langsamer gemacht als sie. Deswegen war ich erstmal nicht irritiert, weil ich das Motiv verstehen wollte, aber später war das schon unangenehm für mich. [...] Aber später wenn die deutsche Studentin alles allein und schnell gemacht hat und mir ihren Text per Email geschickt hat, war ich überrascht. Ich hab gedacht, dass Gruppenarbeit von Anfang an zusammen sein soll. Als ich ein Email mit ein paar Vorschlägen geschickt habe, hat meine Partnerin mir abgesagt, das wäre zu ausführlich. Ich hab auch das ruhig angenommen, obwohl ich wusste, dass die Vorschläge wichtig sind. Ich habe mir gesagt: ‚Ich hab die Gründe gegeben, wenn es nicht überzeugend ist, sollte ich nicht mehr dafür Zeit verlieren. Sie will nicht so tief darin gehen. O.K., ich werde auch nicht.‘ Ich wollte einfach nicht darüber streiten und versuchen etwas zu beweisen. Vielleicht war das mein Fehler auch, weil ich schon darüber informiert bin, dass die deutsche Kultur direkt ist. Deswegen wenn man richtig verstanden

werden möchte, soll man es sich ohne Zweifel aus der Seele reden. Hier aber vielleicht hat meine Kultur in mir ‚gesprochen‘, weil man bei uns mit Schweigen man auch ziemlich viel zeigt. Dieses Schweigen erkennen Russen schnell und normaleweise heißt das, dass etwas im Dialog schief geht. [...] Schließlich kam es zur Präsentation. Nach Ende des Vortrags wurden an meine Kommilitonin noch Fragen zu meinen zwei von ihr zuvor abgelehnten Vorschlägen gerichtet. Hier wollte ich jetzt nichts sagen, weil ich ihr alles schon früher erzählt hatte. Ich habe einfach geschwiegen. Ich wusste, dass für deutsche Studentin das sehr peinlich war, nicht antworten zu können. Sie wollte gerne, dass ich antworte. Und ich wollte einfach nicht antworten, weil sie ständig mir zeigen wollte, dass sie darüber mehr versteht. Und jetzt konnte sie selbst sehen, dass manchmal die anderen auch etwas wissen. Sie war über meine Weigerung sehr irritiert, hat dann meine Tabelle gefunden und die Information abgelesen. Sie war dabei verlegen. Direkt nach unserer Präsentation, sind wir auf unsere Plätze gegangen, und ich hab nicht mehr mit ihr geredet. Die deutsche Studentin wollte auch offensichtlich nicht mit mir kommunizieren und die weiteren Vorlesungen haben wir in gegenüber liegenden Ecken des Raums verbracht. Wir haben auch später versucht, eine Party zusammen zu organisieren, aber die Spannung ist immer noch zwischen uns geblieben“ (Lacko et al. 2012).

Die Studentin sieht sich hier einerseits konfrontiert mit einer Haltung, aus der resultiert, dass sie sich von der „deutschen Studentin“ unterschätzt fühlt, dass ihr sozusagen ein paternalistisches Fürsorgeverhalten entgegebracht wird, das sie klar als „dominante Rolle“ definiert. Andererseits schafft sie selbst eine native-nichtnative Differenz zwischen sich und der Kommilitonin, nimmt stets Bezüge auf „deutsch“, auch auf „deutsche Kultur“, der sie eine als bekannt akklamierte „Direktheit“ zuspricht und auf das Verhalten der Kommilitonin überträgt und dem ein „bei uns“ und „meine Kultur“ und „Russen“ gegenüberstellt. Die Schreiberin hat zwar klare Ansprüche an und Vorstellungen von Gruppenarbeit, überwindet aber selbst nicht die ‚otherization‘, sondern ‚kulturalisiert zurück‘. Das heißt, die wahrgenommene und unterstellte kulturelle Differenz wird wie ein Schutzraum gegen weiteres Handeln, entgegen einer möglichen weiteren Auseinandersetzung instrumentalisiert. Und natürlich geschieht dies auch aus der Not einer verschriebenen Aufgabenfixierung, die schon im Ansatz so etwas wie interkulturelle Differenz entweder ignoriert oder als gruppen- und interaktionsdynamischen Posten unterschätzt.

Beide Fälle zeigen, dass die Zusammenarbeit der Studierenden häufig von unter-schweligen Konflikten begleitet ist, in Bezug auf die dann also keine Verständigung

erfolgt, die mit Rückzug beantwortet und nicht produktiv genutzt wird. Es ist somit verständlich, dass viele Studierende dann dazu tendieren, von vornherein eine berührungsarme Gruppenarbeit zu installieren, wie sie mit dem dritten Beispiel noch einmal deutlich umrissen wird.

Fallgeschichte 3

„Die Seminarleiterin hat eine Tabelle mit Themen von Präsentationen ins Internet gestellt, damit jeder von uns selbst ein Thema wählen und sich für ein Thema eintragen kann. Die Vorgaben: Jede Gruppe musste aus drei Studenten bestehen und die Präsentation sollte 15-30 Minuten dauern.“

Mein Interesse hat sich auf das Thema ‚Counterterrorism Policy of the EU‘ gerichtet. Dann habe ich gesehen, dass dieses Thema von zwei meiner Kommilitoninnen aus den USA und Slowakei gewählt wurde. Ich habe mich darüber gefreut. Vorher habe ich mit keiner von ihnen zusammen gearbeitet, aber mit beiden war ich in guter Beziehung. Für die Vorbereitung hatten wir ca. 3 Wochen Zeit. Zwei Wochen vor der Präsentation habe ich angefangen die passende Information zu suchen. Ich habe eine gute Zusammenfassung von den Hauptaspekten der Antiterrorismuspolitik der EU gefunden und habe das per E-Mail meinen Kommilitoninnen geschickt, damit sie den Text auch lesen und ihre Meinung und Ideen dazu äußern konnten. Die Studentin aus den USA hat mit unserer Seminarleiterin gesprochen, und die hat ihr dann noch einen Text mit „case studies“ geschickt. Sie wollte mit diesem Text weiter arbeiten und ihn für unsere Präsentation nutzen. Die Studentin aus Slowakei hat selbst auch recherchiert und interessante Information mit ausgeführter Beschreibung von Terrorismus Akten gefunden. Sie hat uns ein Interviewvideo mit einem Koordinator für EU Antiterrorismuspolitik geschickt und empfohlen, dass wir das in der Präsentation benutzen. Alle waren dabei. Ca. 1 Woche vor der Präsentation haben wir uns nach dem Vorlesungen getroffen, um noch einmal festzustellen wer welchen Teil vorbereitet. Nach der kurzen Besprechung waren wir uns einig, wer was von uns macht. Im Laufe der kommenden Woche hat jede von uns ihren eigenen Teil vorbereitet und die Präsentation war fertig“ (Lacko et al. 2012).

In diesem Fragment kommt es trotz der „guten Beziehung“ und der als erfolgreich dargestellten Zusammenarbeit tatsächlich nicht zu einer wirklichen, kreativen, gemeinsam ausgehandelten Zusammenarbeit. Der gemeinsam zu bearbeitende Gegenstand wird nicht situativ und kommunikativ verhandelt, es gibt kein Brainstorming,

keinen Ideenworkshop, mithin keine kreativ entwickelte Form der Arbeitsteilung und der Generierung von Themenaspekten und Präsentationsformen. Stattdessen wird einer eher pragmatisch-kompositionellen Form der Zusammenarbeit der Vorzug gegeben. Eine Konfrontation und Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Stilen, unterschiedlichen Herangehensweisen bleibt folglich ausgespart.

Mit diesen drei Beispielen wollen wir zumindest angedeutet haben, wie die Probleme der Zusammenarbeit von Studierenden im internationalen Studienalltag sich darstellen. Umrissen und illustriert ist auch das favorisierte Bewältigungsmuster: Konflikte werden nicht veröffentlicht, sondern distanziert gemanagt und selbst bei einem Zerwürfnis unter der Decke gehalten. Arrangiert in Form einer minimalistischen Zusammenarbeit kommt es so zu einer allmählichen Aushöhlung der Arbeitsbeziehungen. Die Probleme werden über Kontaktvermeidungsstrategien bewältigt. Diese Neigung zur Aushöhlung des Miteinanderarbeitens – das ergaben die gemeinsamen Auswertungsgespräche – wird noch durch den Druck gefördert, zu Bewerbungszwecken eine möglichst gute Note erreichen zu müssen. Von einem solchen Notendruck geht die Gefahr aus, dass die ohnehin anstrengende Interkulturalität endgültig als Ärgernis betrachtet wird. Der Blick auf die Lernressource Interkulturalität droht den Studierenden damit vollends verstellt zu werden. Als Folge besteht die Gefahr, dass sich die Lerngruppe tendenziell in kulturelle Einheiten segregiert. Dass diese Neigung zur Aushöhlung des interkulturellen Miteinanderarbeitens bei der Gruppenarbeit mit internationalen Studierenden nicht zwangsläufig ist, wird mit dem letzten Beispiel verdeutlicht.

Fallgeschichte 4

Im Rahmen unseres Lehrforschungsprojekts befassten wir uns in einem anderen Teilprojekt auch mit der alltäglichen Lebenserfahrung der internationalen Studierenden. Die Gruppe bestand aus einer US-Amerikanerin, einer Nigerianerin, einer Iranerin und einer Belorussin. Die vier Gruppenmitglieder hatten bislang noch nicht miteinander gearbeitet und kannten sich auch ansonsten nicht gut.

Einer der beiden Seminarleiter setzte sich zu Beginn mit der Gruppe zusammen, um das Vorgehen zu erörtern. Die erste Frage war, welche Datensorte brauchbar sein könnte und von uns erhoben werden sollte. Natürlich boten sich hier Interviews mit Mitstudierenden an. Es bestand aber die Befürchtung, dass so gewonnene Daten nicht hinreichend sensibel ausfallen könnten. Dann wurden Selbstbeobachtungen angedacht und in dem Zusammenhang kam beim Seminarleiter die Idee auf, dass die vier Studentinnen doch in Anbetracht ihrer eigenerlebten Erfahrungen ein gemeinsames Gespräch zu den alltäglichen Lebenserfahrungen von ICEUS-Studie-

renden führen könnten. Die Studentinnen waren von der Idee angetan, weil – so ihre Überlegungen – sie sicherlich hochmotiviert und ehrlich Auskunft geben würden. Zudem böte ein Gespräch die Möglichkeit, sich gegenseitig zu inspirieren, noch genauere Auskünfte zu geben. Das Gespräch sollte audiatechnisch aufgezeichnet und dann zum Zwecke der Auswertung transkribiert werden.

Für diese Zusammenkunft beschlossen sie, sich nicht in der Hochschule, sondern in der Wohnung einer der Kommilitoninnen zu treffen. Alle vier, so schilderten sie in ihrem Untersuchungsbericht, waren vor dem Gespräch sehr aufgeregt, konnten sich – jede für sich – eigentlich nicht vorstellen, gemeinsam so ein Gespräch zu führen – zumal das Gespräch noch aufgezeichnet werden sollte. Sie beschlossen deshalb, mit einem gemeinsamen Essen die atmosphärische Grundlage zu schaffen und dann das Gespräch durchzuführen. Das Gespräch wurde in deutscher Sprache geführt, die für alle vier Beteiligten nicht die Muttersprache ist, sondern eben eine der beiden Studiersprachen im Master-Studiengang ICEUS. So wurde Sprachdemokratie hergestellt.

Das Gespräch selbst verlief dann – so die einhellige Meinung – erfolgreich. Die vier Studentinnen begegneten sich zunächst recht vorsichtig und abtastend. Das Gespräch begann mit einer etwas hölzernen Vorstellungsrunde, dann wurde von einer Teilnehmerin die Frage aufgeworfen, warum die einzelnen Deutschland zum Studienort ausgewählt haben. Allmählich wurde das Gespräch dynamischer. Die Gesprächsbeiträge griffen stärker ineinander, die Teilnehmerinnen konnten erstmals erkennen, dass sie viele ihrer Probleme teilten. Thematisch ging es zu Beginn sehr stark um das Gefühl des Sich-Fremdfühlens und des Allein-Seins gegenüber den Deutschen und in Deutschland, aber auch um das Allein-Sein in der ICEUS-Gruppe. Die Gruppe sei zwar im Ganzen recht freundlich, aber man pflege dann doch nur oberflächliche Beziehungen. Ein tiefergehender Erfahrungsaustausch in persönlichen Belangen sei kaum möglich. Gemeinsame Aktivitäten unternehme man häufig, um nicht allein zu sein. Als problematisch wurde durchweg die Beziehung zu den Deutschen geschildert, auch zu denen in der ICEUS-Gruppe. Beanstandet wurden einige bekannte deutsche Gepflogenheiten. Bedauert wurde, dass es sehr schwer sei, zu den Deutschen Kontakt zu bekommen. Deutsche seien sehr reserviert und zurückgenommen. In diesem Zusammenhang bestünden die größten Probleme im Zusammenhang mit dem Gebrauch der deutschen Sprache. Gerade im Kontakt mit den Deutschen spüre man als internationale Studentin stets ein Gefühl der Unzulänglichkeit. Man könne sich nicht angemessen präsentieren, verständlich machen. Stets sehe man in den Gesichtern der anderen Ungeduld und Fragezeichen. Man versuche es weiter – was solle man auch anderes machen – und erlebe dabei, dass man Gedanken so ausdrücke, dass der andere sie im Detail nicht verstehe. Man gehe beim Sprechen Kompromisse ein und erlebe dann schon beim

Sprechen im Selbstgefühl, dass man nicht das sage, was man wolle. So habe sich bei allen allmählich ein Gefühl von Identitätsverlust eingestellt. In der Selbstdarstellung erlebe man sich nicht mehr als die, die man sei.

In etwa dieser Ertrag ergab sich aus der gemeinsamen Analyse des Gesprächstranskripts später. Im Vordergrund stand das Erleben des Sich-Fremdfühlens, des Alleinseins und des drohenden Identitätsverlustes. In einem eigenartigen Kontrast zu dieser gemeinsamen Erörterung eines in vieler Hinsicht problematisch geschilderten Studiums in Deutschland gestaltete sich dann der Schluss des Gesprächs. Die vier Teilnehmerinnen schlossen mit einem Abschlussstatement und zeigten sich von dem gemeinsamen Gespräch – jede für sich – hochberührt. Sie bedankten sich wechselseitig für das entgegengebrachte Vertrauen, wünschten sich, solche Gespräche öfter führen zu können und beschrieben ihr Gespräch als Mini-Therapie – bevor sie dann alle gemeinsam ihr Gespräch beklatschten.

Offensichtlich ist es den vier Studentinnen in dem gemeinsamen Gespräch gelungen, das auf der Erzählebene reklamierte Grundgefühl des Allein-Seins, des Sich-Fremdfühlens und des Identitätsverlustes ein wenig aufzuheben. Sie haben Kontakt zueinander bekommen und waren in der Lage, sich trotz sprachlicher Probleme sensibel miteinander auszutauschen und ein intensives Wir-Gefühl zu entwickeln.

Dieses Spannungsverhältnis von Erzähl- und Beziehungsebene wurde den Studentinnen bei der Analyse des Transkripts recht bald klar. Darüber haben wir uns dann auch in gemeinsamen Auswertungssitzungen unterhalten. Was sie nicht gesehen haben und was auch nicht intendiert war – wenn auch ein hoch willkommener Effekt des gemeinsamen Gesprächs –, war die Tatsache, dass sie mit der Aufzeichnung ein natürliches Datum geschaffen haben, in dessen Auswertung sich die Frage beantworten lässt, mit welchen kommunikativen Mitteln in einem Gespräch einer kulturell heterogenen Gruppe interkulturelle Verständigung und wechselseitiges Vertrauen hergestellt werden kann.

Die Studentinnen verweisen mit dem Transkript ihres Gesprächs auf eine Variante zur Lösung des erzählten und erlebten Vereinzelungsproblems. So konnten Gesprächstechniken des Sich-Öffnens nach innen und der Abschließung nach außen rekonstruiert werden. Vor allem aber machten sie in der Rekonstruktion analytisch und reflexiv die Erfahrung, dass es für die interkulturelle Verständigung keine wechselseitigen Offenlegungen kultureller Merkmale braucht, die dann schnell zu Stereotypisierungen führen. Die vier Studentinnen haben verstehen können, dass die Basis einer Verständigung in interkulturellen Gruppen im situativ umsichtigen wie sensiblen Aufeinanderzugehen gelegt wird, dass sich erst im direkten Gespräch sukzessive das Vertrauen aufbaut, das eine kreative Zusammenarbeit erst ermöglicht.

Die methodisch kontrollierte Reflexion solcher Erfahrungen kann dann der Ausgangspunkt für die theoretische Erörterung einer „dialogischen Interkultur“ und von Verständigungskonzepten sein, die nun allerdings von Eigenerfahrungen getragen sind (vgl. Anagu-Charles et al. 2012).

Lehren für die Lehre

Die hier vorgestellte kleine lebensweltanalytische Ethnographie zur Gruppenarbeit in internationalen ICEUS-Studiengruppen hat zunächst einen Einblick in die Problemstruktur entsprechender Gruppenarbeit geliefert. Mit der letzten Fallgeschichte ist dann angedeutet, wie sich die zuvor illustrierte Tendenz zur Etablierung von Kontaktvermeidungsstrategien durchbrechen lässt: Angeregt ist die Einrichtung von interkulturellen Lerngruppen, deren Teilnehmer zunächst im dialogischen Zusammenspiel einen authentischen interkulturellen Erfahrungsraum aufzubauen. Gelingt die Einrichtung eines solchen Erfahrungsraums, so verspricht er in einem besonderen Sinne Nachhaltigkeit: Die Bearbeitung von Interkulturalität kann dann zur Einübung in eine Haltung wechselseitigen Respekts führen, die Erfahrungen verankern sich nachhaltiger im Erfahrungshaushalt der einzelnen Person, Stereotypisierungen werden so vermieden, weil die Bewältigung einer konkreten Echtsituation im Vordergrund steht, und die so erworbenen Erfahrungen und Kompetenzen können das theoretische Studium der Interkulturalität unterfüttern.

Ein solcher ‚situierter Lernansatz‘ (Kammhuber 2010; Otten und Hertlein 2012) lässt sich aber in der Regel nur umsetzen, wenn er – wie in unserem Beispiel – von der Seminarleitung getragen wird, die dabei so etwas wie eine mediatorische Rolle einnimmt, die der Improvisation bei der Bildung des Curriculums einen breiten Raum lässt. Das Curriculum muss also flexibel gestaltet sein und so offen werden für die dialogische Einbeziehung der Interkulturalität der Lerngruppe (vgl. Schröer 2012; Hinnenkamp und Schröer 2012). Die ‚angeleitete‘ Improvisation als didaktische Kernressource dieses Konzepts ist zunächst deshalb vonnöten, weil die Zusammensetzung der Lerngruppen (auch kulturell) kontingent ist. Zudem ist die Bildung interkultureller Erfahrungs- und Verständigungszusammenhänge nicht wirklich ausrechenbar und die sich bietenden Chancen werden von den Studierenden lernkulturbedingt und in Anbetracht des Erfolgsdrucks allzu häufig nicht gesehen (siehe Fälle 1-3). Es bleibt so nichts anderes übrig, als dass die Seminarleitung jeweils aus der Studiensituation heraus solche „Interkulturräume“ schafft – und das geht nicht ohne weitreichende Improvisationen. Und genau dieses auf die moderiert improvisierte Einbeziehung interkultureller Eigenerfahrung in der Gruppe

abzielende gegenstandsbezogene Theorielernen für den Bereich der Interkultur wird mit dem letzten Fall, dem Fall 4, anschaulich: Nicht mehr ‚monologische‘ Konzepte der Außenthematisierung von Kultur und kulturellen Zuschreibungen stehen im Vordergrund oder werden als instrumentelle Deutungsmuster benutzt, sondern dialogische Formen der Auseinandersetzung generieren einen interkulturellen Diskurs, in dessen Mittelpunkt neben der zu bearbeitenden Thematik auch die interkulturelle Neugier und Lernbereitschaft Platz hat und die Wahrnehmung und Etablierung interkultureller Erfahrungsräume möglich wird.

Literatur

- Agar, M. (1994). The Intercultural Frame. In: *International Journal of Intercultural Relations*, Vol. 18.2, S. 221–237.
- Anagu-Charles, U., Ghorbanimonhasser, E., Laufer, M., & Melnikava, H. (2012). ICEUS-Lebenswelt. Hausarbeit, Fachbereich für Sozial- und Kulturwissenschaften, Hochschule Fulda.
- Auerheimer, G. (2006). Kulturwissen ist zu wenig: Plädoyer für ein erweitertes Verständnis von interkultureller Kompetenz. In: H. Antor (Hrsg.), *Inter- und transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis* (S. 145–160). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Cathcart, A., Dixon-Dawson, J., & Hall, R. (2006). Reluctant Hosts and Disappointed Guests? Examining Expectations and Enhancing Experiences of Cross Cultural Group Work on Postgraduate Business Programmes. In: *International Journal of Management Education*, Vol. 5.1, S. 13–21.
- Ellis, C., Adams, T. E., & Bochner, A. P. (2010). Autoethnography: An Overview [40 paragraphs]. *Forum: Qualitative Social Research*, 12(1), Art. 10, <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1589/3096>.
- Fachbereich Sozial- und Kommunikationswissenschaften an der Hochschule Fulda (2008). Reakkreditierungsantrag für den Studiengang ICEUS. Fachbereich für Sozial- und Kulturwissenschaften, Hochschule Fulda.
- Fischer, V., Kallinikidou, D., & Stimm-Armingeon, B. (2007). *Handbuch interkulturelle Gruppenarbeit*. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.
- Honer, A. (1993). *Lebensweltanalytische Ethnographie*. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (2000). Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 194–203). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Honer, A. (2012). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poferl (Hrsg.), *Lebensweltliche Ethnographie* (S. 21–30). Essen: Oldib.
- Hinnenkamp, V., & Schröer, N. (2012). Interkulturalität als Ressource und Potenzial im Studienalltag im internationalen Masterstudiengang ICEUS. Vortrag auf der Tagung

- der LMU München zum Thema „Interkulturalität und kulturelle Diversität“ im Goethe-Institut München am 1.12.2012.
- Hinnenkamp, V., & Platzer, H. (2013). Einleitung: Interkulturalität und Europäische Integration. In: dies. (Hrsg.), *Interkulturalität und Europäische Integration* (S. 11–52). Stuttgart: Ibidem.
- Kammhuber, S. (2010). Interkulturelles Lernen und Lehren an der Hochschule. In: G. Hiller, G. Gwenn, & S. Vogler-Lipp (Hrsg.), *Schlüsselqualifikation Interkulturelle Kompetenz an Hochschulen – Grundlagen, Konzepte, Methoden* (S. 57–72). Wiesbaden: VS Verlag.
- Lacko, E., Gerasimenco, I., Maistruk, M., & Stakic, V. (2012). Analyse der Gruppenarbeit in ICEUS. Hausarbeit, Fachbereich für Sozial- und Kulturwissenschaften, Hochschule Fulda.
- Luckmann, B. (1970). The Small Life-Worlds of Modern Man. In: *Social Research*, Vol. 37.4, S. 580–596.
- Luo, X., & Kück, S. (2011). Gibt es Lernstile, die kulturspezifisch sind? Eine interkulturelle Annäherung an das Lernstilkonzept anhand einer vergleichenden Untersuchung am Beispiel deutsch-chinesischer Studenten. In: *Interculture Journal*, Jg. 10, Ausgabe 15, S. 37–61.
- Mall, R. A. (2000). Interkulturelle Verständigung – Primat der Kommunikation vor dem Konsens? In: *Ethik und Sozialwissenschaften*, Jg. 11.3, S. 337–350.
- Mall, R. A. (2006): Von interkultureller Kompetenz zur interkulturellen Verständigung. In: H. Antor (Hrsg.), *Inter- und transkulturelle Studien. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Praxis* (S. 109–118). Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Otten, M., & Hertlein, S. (2012): Begründung und Anforderungen der interkulturellen Kompetenzvermittlung im Hochschulstudium. In: K. Draheim, F. Liebetanz, & S. Vogler-Lipp (Hrsg.), *Schreiben(d) lernen im Team. Ein Seminarkonzept für innovative Hochschullehre* (S. 177–188). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schröer, N. (2012): *Teaching Intercultural Communication. Improvisation als didaktischer Kern einer interkulturellen Qualifizierung in Hochschulen*. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), *Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt a. M. 2010 (CD-Rom-Beitrag)*. Wiesbaden: Springer VS.
- Weidemann, D. (2007). Akkulturation und interkulturelles Lernen. In: J. Straub, A. Weidemann, & D. Weidemann (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz* (S. 488–498). Stuttgart, Weimar: Metzler.

Log- und Tagebücher als Erhebungsmethode in ethnographischen Forschungsdesigns

Alexa Maria Kunz

„Einstweilen wird es Mittag“ – wer kennt nicht das berühmte Zitat aus der Marienthal-Studie (Jahoda et al. 1960, S. 70)? Es entstammt einem logbuchartigen Zeitverwendungsformular, der seinerzeit eingesetzt wurde, um sowohl Tagesverläufe als auch das subjektive Zeitempfinden der Marienthaler rekonstruieren zu können. Auch Robert K. Merton (1957) setzte in seiner Studie über die Soziologie der medizinischen Ausbildung ein Tagebuch als Instrument der Alltagsdokumentation ein und wurde über die Einträge der Studierenden dafür sensibilisiert, auf welch unterschiedliche Arten und Weisen das gleiche Ereignis (etwa ein Klausurergebnis) von verschiedenen Personen in Bezug auf die eigene Leistungsfähigkeit gedeutet werden kann (vgl. ebd., S. 45f.). Obwohl die mittels solcher log- und tagebuchartigen Verfahren erhobenen Daten also durchaus zu relevanten Erkenntnissen für soziologische Fragestellungen beitragen können, werden diese Verfahren im Vergleich zu anderen Methoden bisher nur in geringem Maße im Methodendiskurs sowohl der nicht-standardisierten Sozialforschung im Allgemeinen als auch der ethnographischen Methoden im Besonderen thematisiert.¹ Mit dem folgenden

1 Dies gilt insbesondere für den deutschsprachigen Methodendiskurs, wohingegen im angelsächsischen Sprachraum die ‚diary methods‘ wesentlich verbreiteter sind, was sich sowohl an der Vielzahl von Studien mit Einsatz von Log- und Tagebuchverfahren als auch an den zu diesem Thema vorhandenen Einführungswerken zeigt (zu beiden Aspekten vgl. Alaszewski 2006; Nezlek 2012). Verhältnismäßig weit verbreitet sind Log- und Tagebuchverfahren in (sowohl diagnostischen als auch therapeutischen) Studien zu medizinischen, psychologischen und sozialpsychologischen Fragestellungen (vgl. Wilz und Brähler 1997; Ebner-Priemer und Bohus 2008), wo sie wiederum häufig einen hohen Standardisierungsgrad aufweisen und entsprechend ausgewertet werden (Seiffge-Krenke et al. 1997, S. 38; Schmitz und Bretz 1997; Nezlek 2012). Auch im Rahmen des Deutschen Mobilitätspanels wird ein Tagebuchverfahren angewandt: Standardisierte ‚Wegetagebücher‘ dienen als zentrales Erhebungsinstrument zur Rekonstruktion des Alltagsmobilitätsverhaltens (<http://mobilitaetspanel.ifv.uni-karlsruhe.de>).

Beitrag sollen daher Log- und Tagebuchverfahren etwas genauer ‚unter die Lupe‘ genommen werden, um sie hinsichtlich ihres Nutzens für die ethnographische Forschung einzuschätzen.

Was heißt hier Ethnographie?

Ob Projektskizze, Abschlussbericht oder Einführungswerk: Beim Lesen ‚ethnographischer Literatur‘ wird einem rasch bewusst, dass man es bei Ethnographie nicht mit einem klaren und ein für alle Mal abgrenzbaren Gegenstandsbereich zu tun hat. *Die* als solche eindeutig festgelegte Ethnographie gibt es nicht. Das, was als Ethnographie bezeichnet wird, überlappt nicht selten mit Labels wie ‚Feldforschung‘ oder ‚qualitative Forschung‘ (Hammersley und Atkinson 2007, S. 15) und ethnographisches Vorgehen wird beeinflusst durch eine Vielzahl an Disziplinen und theoretischen Konzepten (ebd., S. 17f.). Das „Leitprinzip der Offenheit“ (Kleemann et al. 2009, S. 22), welches für die qualitative Forschung insgesamt kennzeichnend ist, wird für die Ethnographie „als Paradefall der interpretativen Sozialforschung“ (Knoblauch 2012, S. 481) par excellence geltend gemacht. So wenig festgelegt der ethnographische Forschungsprozess sowohl an sich als auch in Bezug auf den Einsatz bestimmter Methoden ist (vgl. Dellwing und Prus 2012, S. 11, Hammersley und Atkinson 2007, S. 19; Hitzler 2007, S. 213; Breidenstein et al. 2013, S. 8), so wenig ist fixiert, was allgemeingültig unter Ethnographie zu verstehen ist.

Angesichts dieser Vielfalt scheint es mir in diesem Kontext notwendig, das hier vertretene Verständnis von Ethnographie zu explizieren. Und da mit dem vorliegenden Beitrag eine Methode vorgestellt werden soll, werde ich darüber hinaus zumindest ansatzweise herausstellen, welche Rolle ich Methoden im ethnographischen Forschungsprozess zuschreibe: Ich verstehe Ethnographie als „(eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft“ (Hitzler 2000), welche „die jeweilige Kultur und die darin eingelagerten Wissensbestände und -formen in das Zentrum der Aufmerksamkeit rück[t]“ (Lüders 2007, S. 390). Ich sehe „Ethnographie als Alltagssoziologie“ (Breidenstein et al. 2013, S. 26), bei der das Abenteuer – mit Bruckner und Finkielkraut (1981) gesprochen – gleich um die Ecke beginnt und deren Ziel die „verstehende[n] Beschreibung von kleinen sozialen Lebenswelten, von sozial (mit-)organisierten Ausschnitten individueller Welterfahrungen“ ist (Honer 2007, S. 195).

Entsprechend dieser Zielsetzung können bzw. müssen m. E. Methoden der Datenerhebung und -auswertung² in der Ethnographie zweierlei leisten: Sie müssen erstens dazu geeignet sein, die Mechanismen der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit³ unter Beachtung der subjektiven Perspektive zu verstehen und damit auch den berühmten „natives“ point of view“ (Geertz 1984) zu rekonstruieren. Um dies zu erreichen, müssen sie zweitens den Forschenden als Mittel dienen, sich von eigenen Idiosynkrasien zu befreien und sich durch „die Befremdung der eigenen Kultur“ (Amann und Hirschauer 1997) überhaupt erst auf andere Typen der Welt-erfahrung als die eigene einzulassen (vgl. Honer 2007, S. 195). Ein Ansatz, der diese beiden Aspekte meines Erachtens methodologisch besonders stark macht, ist der der ethnographischen oder auch soziologischen Lebensweltanalyse⁴, auf den ich mich im Folgenden vor allem beziehen werde. Rein forschungspragmatisch bedient sich die lebensweltliche Ethnographie zunächst einmal ‚klassisch‘ ethnographischer Techniken, nämlich der „Verknüpfung von praktischen Teilnehmer-Erfahrungen mit feldrelevanten Daten aller Art“ (Hitzler 2000, S. 144; Hervorhebungen im Original) und verbindet darüber den Blick auf das Eigene mit dem Blick auf das Andere (vgl. Kunz et al. 2012, S. 52f. im Rekurs auf Knoblauch 2012). Ethnographie im Allgemeinen und lebensweltliche Ethnographie im Besonderen ist damit ein ausgesprochen offenes, methodenplurales, unterschiedliche Verfahren der Datenerhebung und -auswertung kontextangemessen integrierendes Forschungsprogramm (vgl. Dellwing und Prus 2012, S. 9 und S. 12; Breidenstein et al. 2013, S. 34 und S. 39; Hitzler 2000, S. 143; Lüders 2007, S. 394). Es ist „ungebunden, spielerisch und vertraut Soziologinnen, gerade ohne feste Werkzeuge oder theoretisierende Verklausulierungen spannende Einsichten liefern zu können“ (Dellwing und Prus 2012, S. 11).

Die Vorstellung, dass ein Forschungsprogramm mehr „Neugier, soziologische Vorstellungskraft und Kreativität“ (ebd., S. 12) erfordert als bestimmte Methoden, klingt für Soziologen so nachvollziehbar wie verlockend.⁵ Dennoch unterstelle ich,

2 Speziell zur Auswertung vgl. die Beiträge in Hitzler und Honer 1997.

3 Zur ‚social construction of reality‘ vgl. grundlegend Berger und Luckmann 1966.

4 Vgl. zur methodologischen Begründung und den methodischen Implikationen dieses Ansatzes grundlegend Hitzler und Honer 1988; Hitzler 2000; Honer 1985; Honer 1993; Honer 2007; Honer 2011; Knoblauch 1991; Knoblauch 1995; Pfadenhauer 2005. Für einen Überblick auch über Projekte, die sich dieses Ansatzes bedienen, vgl. Schröer et al. 2012.

5 Dies gilt sicher insbesondere für ausgebildete Soziologinnen und Soziologen bzw. für alle, die (mehr)fach ethnographisch geforscht und sich darüber einen großen Wissens-vorrat und v. a. auch so genanntes implizites Wissen angeeignet haben, das ihnen dann selbst wie ein ‚Spürsinn‘ erscheint. All denjenigen, die diese Erfahrungen noch nicht

dass die meisten ethnographisch Forschenden aus mindestens zwei Gründen nicht völlig chaotisch, sondern durchaus unter Zuhilfenahme bestimmter Techniken vorgehen: Erstens handeln wir als Ethnographen, so wie die von uns Beforschten, auf ‚typische‘ Arten und Weisen und haben zu unserer eigenen Handlungsentlastung bestimmte Techniken entwickelt, die zwar immer situativ an das Feld angepasst werden, aber eben doch einen gemeinsamen Kern besitzen und sich daher typisiert in Form bestimmter Methoden darstellen lassen – nicht zuletzt, um das Gütekriterium der Nachvollziehbarkeit für Andere zu gewährleisten.⁶ Zweitens beschäftigen wir uns über Methoden mit den Annahmen, mit denen wir an eine Fragestellung herangehen. Damit stellen sie auch eine Möglichkeit dar, mit dem eigenen Vorwissen systematischer umzugehen und damit ‚dem Feld‘ gerechter zu werden als es der Fall ist, wenn man sich nur durch seine Neugier – und damit durch seine eigenen Relevanzen – leiten lässt. Es soll also hier beileibe kein Methodenfetischismus betrieben werden: Vielmehr wird einem Cicourel'schen Verständnis entsprechend schlicht „jede Methode als ein pragmatisches Mittel, irgendeine Art von Wissen über die soziale Welt zu erlangen“ (1974, S. 62) betrachtet. Besonders bei ethnographischen Methoden handelt es sich denn auch nicht um spezifisch wissenschaftliche – im Sinne von ‚alltagsfernen‘ – Methoden⁷, sondern im Gegenteil:

„[...] as a set of methods, ethnography is not far removed from the means that we all use in everyday life to make sense of our surroundings, of other people's actions, and perhaps even of what we do ourselves. [...] What is involved here, then, is a significant development of the ordinary modes of making sense of the social world that we all use in our mundane lives, as a manner that is attuned to the specific purposes of producing scientific knowledge“ (Hammersley und Atkinson 2007, S. 21).

Methoden in der ethnographischen Forschung lassen sich also als eine Verfeinerung von Alltagspraktiken (vgl. Lüders 2007, S. 395) verstehen, die zur Gewinnung und Auswertung jener Daten notwendig sind, auf deren Basis möglichst nachvollziehbare und empirisch verankerte Beschreibungen eines Feldes hergestellt werden können, die zudem ein analytisch höheres Abstraktionsniveau besitzen als ‚reine Erzählungen‘ von Feldteilnehmern es in aller Regel tun. Auch wenn teilnehmende

machen konnten – und das sind gerade diejenigen, für die man zumeist einen Methodenbeitrag verfasst – erleichtert es jedoch den Einstieg enorm, sich einem Phänomen auch über die Befassung mit Methoden zu nähern, ähnlich einem Sportler, der nicht sofort den ‚Flow‘ verspürt, sondern zumindest die grundlegendsten Techniken erlernt, um überhaupt handlungsfähig zu werden.

- 6 Zu Gütekriterien qualitativer Sozialforschung im Allgemeinen vgl. Steinke 2007; zu denen ethnographischer Forschung im Besonderen vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 184–188.
- 7 Zum Unterschied von alltäglichem und wissenschaftlichem Denken vgl. Schütz 1971.

Beobachtung und beobachtende Teilnahme – das vor Ort sein, mit den Leuten reden und mitmachen – umstritten als methodischer Kern ethnographischen Forschens gilt⁸, macht es Sinn, Log- und Tagebücher als spezifisches Datenerhebungsinstrument zu nutzen, das das Repertoire der vor allem nicht-standardisierten Verfahren ergänzen kann. Dieses zu den so genannten Selbstreport-Verfahren zählende Erhebungsinstrument ist nicht zu verwechseln mit ‚natürlichen‘ Tagebüchern oder Feldforschungstagebüchern (vgl. Kunz und Pfadenhauer 2014) und es kommt ganz sicher nicht so ‚en passant‘ daher wie viele Formen der Teilnahme und Beobachtung. Nichtsdestotrotz kann es als Verfeinerung bereits existierender Alltagspraktiken bestimmt werden, da es an etablierte Kulturtechniken anschließt. Dieses und weitere Kennzeichen solcherart Selbstreport-Verfahren werden im Folgenden – illustriert an Erkenntnissen einer eigenen Logbuch-Studie – dargestellt⁹, in der Absicht, zeigen zu können, inwiefern Log- und Tagebücher sich für die ethnographische Forschung eignen.

Theoretische Annäherungen an den Selbstreport

Wer ein Log- oder Tagebuch führt, verfasst streng genommen meist im doppelten Sinne einen Selbstreport¹⁰:

-
- 8 Vgl. stellvertretend Breidenstein et al. 2013, S. 34; Hammersley und Atkinson 2007, S. 18f.
 - 9 Die folgenden Darstellungen entsprechen dem aktuellen Stand der Ergebnisse aus meinem Dissertationsprojekt, in dem ich mich mit dem Einsatz von Log- und Tagebüchern in der nicht-standardisierten Sozialforschung befasste. Ziel der Arbeit ist, diese Verfahren auf den Weg von einer „ad hoc-Methode“ (vgl. Reichertz 2007, S. 7ff.) zu einer „elaborierten Methode“ (vgl. ebd.) zu bringen. Entsprechend dazu werden methodologische Grundlagen erarbeitet, Erhebungs- und Auswertungsstrategien miteinander verknüpft sowie Einsatzmöglichkeiten der Methode inklusive deren Limitationen reflektiert. Dazu wurden selbst verschiedene Logbuchstudien zum Thema der Raumwahrnehmung und -nutzung durchgeführt, die nicht nur hinsichtlich der inhaltlichen Fragestellung, sondern auch unter methodologischen Aspekten ausgewertet wurden. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse wurden durch kontrastierendes Vorgehen (Vergleich mit Logbüchern aus anderen Studien, z. B. zur Mediennutzung und zum Konsumverhalten) geschärft.
 - 10 Meines Erachtens ist der Begriff des Selbstreports für solche Erhebungsverfahren am treffendsten, da ein Report sowohl Aspekte der Beobachtung als auch der Darstellung Dritten gegenüber beinhaltet. Wenn Log- oder Tagebücher als Erhebungsinstrument verwendet werden, handelt sich bei den Daten um eine von Anderen (nämlich den Forschenden) veranlasste Darstellung der subjektiven Sicht auf Handlungen und Ereignisse und damit um Selbstrepräsentationen (vgl. Pfadenhauer 2012, S. 290). Unabdingbare

1. Er oder sie stellt eine Perspektive dar, die er oder sie *selbst* auf etwas hat. Erkenntnistheoretisch lässt es sich zwar gar nicht anders denken, als dass letzten Endes immer nur die eigene Perspektive dargestellt werden kann. Und die hier vorgenommene Betonung des ‚Selbst‘ mutet so tautologisch an wie der berühmte ‚weiße Schimmel‘ oder die ‚Haarfrisur‘.¹¹ Dennoch soll gerade dieser Aspekt hervorgehoben werden, da insbesondere mit den aus der Tradition der Seefahrt stammenden Logbüchern¹² häufig der Anspruch einer *völligen* Objektivität verbunden wird – besitzen sie doch einen stark dokumentarischen Charakter und berichten von beobachtbaren Ereignissen, die meist ohne größeren Erklärungsaufwand intersubjektiv nachvollziehbar sind und einen gewissen Objektivierungsgrad aufweisen. Aber selbst in diesen Aufzeichnungen – wenn es sich nicht gerade um die völlig standardisierte Abschrift von Messdaten handelt, wie etwa bei so genannten meteorologischen Logbüchern – dokumentiert sich ein gewisser ‚Eigen-Sinn‘ desjenigen, der das Logbuch verfasst, etwa indem ein bestimmtes Ereignis mehr oder weniger detailliert (oder auch gar nicht) beschrieben wird und sich damit gewisse Relevanzen andeuten.¹³
2. Sie oder er berichtet dabei aber nicht über irgendetwas, sondern über sich *selbst*: das eigene Verhalten, die eigene Wahrnehmung etc. Vor allem wer ein Tagebuch

Voraussetzung für eine Repräsentation des Selbst scheint mir aber dessen Beobachtung, da nichts dargestellt werden kann, was nicht in irgendeiner Form beobachtet worden wäre – es sei denn, man hätte es mit rein fiktiven Erzählungen über eine Person zu tun, die man nicht selbst ist. Dann würde es sich aber gerade nicht um eine Selbstdarstellung, sondern um eine Selbstimagination handeln.

- 11 Anne Honer (2007, S. 197f.) verbindet diese Frage nach der subjektiven Perspektive mit der nach der Beschaffenheit von Daten im Rahmen ethnographischer Forschungen: „Zumindest scheint es fragwürdig, ob Mitteilungen anderer über soziale Phänomene als Daten der Phänomene selber gelten dürfen. Zunächst und zweifelsfrei jedenfalls sind sie einfach Daten der Mitteilung [...]. Dieses prinzipielle Dilemma, dass das subjektive Wissen des anderen Menschen nicht ‚wirklich‘ direkt zugänglich ist, es trotzdem die wichtigste Datenbasis sozialwissenschaftlicher Untersuchungen darstellt, lässt sich zwar nicht lösen, aber es lässt sich idealerweise ‚kompensieren‘ dadurch, dass der Feldforscher versucht, mit der zu erforschenden Welt hochgradig vertraut zu werden [...].“ Vgl. zur Thematik von Sinnkonstitution und Fremdverstehen und entsprechenden methodologischen Konsequenzen auch Hitzler und Eberle 2007.
- 12 An Tagebücher als ‚private Dokumente‘ wird gemeinhin nicht der Anspruch gestellt, eine ‚objektive‘ Sichtweise zu repräsentieren, wohingegen den aus der Schifffahrt kommenden und dort nach wie vor im Einsatz befindlichen Logbüchern implizit eine größere Objektivität zugeschrieben wird (vermutlich nicht zuletzt, da sie dort auch im Sinne einer offiziellen und durchaus rechtswirksamen Dokumentation genutzt werden).
- 13 Zur Rekonstruktion von Eigen-Sinn als Anliegen interpretativer Sozialforschung vgl. Hitzler 2002.

führt, wird somit unweigerlich zum „Beobachter seiner selbst“ (Lavater 1771). Und selbst in Logbüchern, die den bereits angedeuteten stärkeren Standardisierungs- und Objektivierungsgrad aufweisen, finden sich häufig Aufzeichnungen über ‚persönliche‘ und von außen nicht beobachtbare Vorgänge.¹⁴

Das Kennzeichen des Selbstreports gilt denn auch für solche Log- und Tagebücher, die nicht ‚natürlich‘ vorkommen, sondern gezielt als Instrument der Datenerhebung – zum Beispiel zur Dokumentation alltäglicher Routinen – entwickelt und angewendet werden: Es sind Methoden der Berichterstattung *aus der* eigenen Perspektive über die eigene Person bzw. das eigene Tun. Selbstreport-Methoden lassen sich also definieren als jene Methoden, bei denen

- Beforschte explizit in die Datenerhebung mit eingebunden werden,
- indem sie mittels einer durch den Forschenden direkt oder indirekt angeleiteten Selbstbeobachtung und/oder Selbstreflexion¹⁵

14 Da dieses Thema bisher noch nicht systematisch aufgearbeitet wurde, können hierzu lediglich einzelne Werke angeführt werden wie etwa die bekannten Bordjournale von James Cook (2005) oder Charles Darwin (2007), die völlig unstandardisiert sind und eher einem Tagebuch gleichen. Zu nennen sind aber auch zahlreiche unpublizierte Bordjournale aus der frühen Neuzeit und Neuzeit, die entweder nur teilstandardisiert oder sogar völlig unstandardisiert geführt sind und in denen sich ebenfalls persönliche Äußerungen finden. Für diesen und weitere wichtige Hinweise danke ich Dr. Albrecht Sauer und Ursula Feldkamp vom Deutschen Schifffahrtsmuseum Bremerhaven. Außerdem finden sich – mittlerweile auch online – zahlreiche Vorlagen für Schiffs- und Tauchgangslogbücher mit Freitextfeldern für Notizen, Kommentare etc. (die „Spaßrubrik“, wie der Ersteller einer solchen Vorlage sie bezeichnet, vgl. http://www.nautisches-lexikon.de/b_div/logbuch/f.html, letzter Zugriff: 30.03.2014).

15 Meines Erachtens gilt es, die Selbstreflexion als Nachdenken über das eigene Empfinden und Tun zu unterscheiden von Selbstbeobachtung im Sinne einer ‚rein‘ dokumentarischen Beobachtung ohne anschließende – womöglich sogar durch die Dokumentation ausgelöste – Reflexion darüber, warum man zum Beispiel auf diese oder jene Art gehandelt oder gedacht hat. Unter Selbstbeobachtung fallen damit auch prinzipiell von außen beobachtbare Handlungen, die aber z. B. aus forschungspragmatischen Gründen nicht im Sinne einer Fremdbeobachtung erfolgen können (wenn etwa die permanente Anwesenheit eines Forschers erforderlich würde oder wenn etwa der Forscher zwar das Vertrauen einer Person im Feld genießt, aber nicht die aller in relevanten Beobachtungssituationen Anwesenden). In der Psychologie hat sich für diese auch äußerlich beobachtbaren Phänomene der Begriff der Verhaltensbeobachtung etabliert, auf die sich in dieser Disziplin lange Zeit auch der Einsatz von Selbstreportverfahren beschränkte. Wie Seemann (1997, S. 18) hervorhebt, wurden „erst später, mit der sogenannten kognitiven Wende der Verhaltenstherapie, [...] Tagebücher auch für die Aufzeichnung innerer Ereignisse konstruiert.“

- zur Explikation von individuellen Praktiken, Handlungsorientierungen, Erlebnisdaten und Wissensbeständen – schlicht: kaum durch Fremdbeobachtung zu gewinnenden Daten – angeregt werden und
- somit Daten im Sinne ‚fixierter Lebensäußerungen‘ (vgl. Soeffner 2004, S. 68f.) maßgeblich selbst produzieren.

Auf diesem Wege sollen Daten über „hard-to-reach or hard-to-observe phenomena“ (Alaszewski 2006, S. 113) gewonnen werden – und zwar in größerer zeitlicher Nähe zum Ereignis als dies mittels gängiger rekonstruktiver Methoden möglich ist. Denn durch die idealerweise unmittelbar an das Ereignis anschließende Dokumentation helfen sie, Memorierungsprobleme zu überwinden (vgl. ebd.), die gerade bei der Erforschung von Alltagsphänomenen und Routinehandlungen ein Hindernis darstellen (vgl. Rodriguez und Ryave 2002, S. 4f.).

In methodologischer Perspektive lässt sich der Selbstreport als sozialwissenschaftliches Instrument der Datenerhebung vor allem sozialkonstruktivistisch-handlungstheoretisch begründen¹⁶: Zuvor steht die theoretische Annahme, dass die soziale Konstruktion von Wirklichkeit ihren Ausgang an menschlichen Handlungen und dem damit verbundenen subjektiven Sinn nimmt. Diesen (allerdings typischen) Sinn gilt es zu rekonstruieren, wenn man soziales Handeln verstehen will (vgl., im Anschluss an Max Weber und Alfred Schütz, Luckmann 1989, S. 34). Gerade dieser Anspruch wird mittels Selbstreport-Verfahren einzulösen versucht: Mit dem Instrument wird einerseits dezidiert die subjektive Perspektive zum zentralen Datum gemacht. Andererseits wird über den Vergleich unterschiedlicher subjektiver Perspektiven etwa auf das gleiche Ereignis oder Geschehen die Rekonstruktion typischen Sinns möglich.¹⁷

Wiederum grundlegend dafür, dass mittels eines Instruments wie dem Log- oder Tagebuch die subjektive Perspektive dargestellt werden kann, ist die Fähigkeit des Menschen, die ihn umgebende Umwelt, seine Mitmenschen und sich selbst zum Gegenstand seiner Erkenntnis zu machen (vgl. z. B. das Konzept der „ex-

16 Eine theoretische Begründung von Selbstreport-Verfahren kann hier zugunsten eines konkreten Beispiels, an dem Elemente von Selbstreport-Verfahren illustriert und hinsichtlich ihrer Eignung für ethnographische Fragestellungen reflektiert werden sollen, nur in aller Kürze gegeben werden.

17 Selbstverständlich ist das Vergleichen kein erkenntnisgenerierendes Verfahren, das der Auswertung von Log- und Tagebüchern vorbehalten ist. Allerdings können mittels Selbstreportverfahren generierte Daten besonders gut verglichen werden, da z. B. aufgrund der auf einen bestimmten Aspekt fokussierten und häufig auch zeitlich parallelen Aufzeichnung die Berichtenden sich auf ähnliche und mitunter sogar gleiche Ereignisse beziehen, sodass sehr unmittelbare Vergleiche gezogen werden können.

zentrischen Positionalität“ von Plessner 1928). Doch mehr noch: Menschen sind nicht nur prinzipiell dazu in der Lage, sich selbst zu beobachten, sondern sie sind sogar existenziell auf Selbstbeobachtung und -darstellung angewiesen, um überhaupt handeln zu können wie etwa in den Konzepten des „looking glass effect“ (Cooley 1922), des „generalized other“ (Mead 1934) oder der „presentation of self in everyday life“ (Goffman 1969) dargelegt wird. Insbesondere Goffman macht einsichtig, dass „Alltagsdramaturgie keine *außergewöhnliche* Art von Verhalten, Schauspielen keine *spezifische* Form menschlichen Zusammenlebens, sondern eine Grundgegebenheit der ‚conditio humana‘ zum einen, und eine recht banale, alltägliche Angelegenheit zum anderen“ ist (Hitzler 2010, S. 28; Hervorhebungen im Original). Ebenso alltäglich wie die Praxis, sich Anderen in der unmittelbaren Interaktion darzustellen, ist auch die Erstellung von Artefakten, die das eigene Tun und Sein dokumentieren: Vom Arbeitsprotokoll bis zum Lebenslauf, vom Fotoalbum bis zum Facebook-Profil sind wir in zahlreichen Zusammenhängen ganz selbstverständlich gewohnt, unser Tun – mal mehr oder weniger systematisch, fokussiert und selektiv – zu dokumentieren und uns darüber darzustellen. Diese drei Kennzeichen menschlichen Daseins – die Fähigkeit, die Notwendigkeit und die Geübtheit, sich selbst zu beobachten und darzustellen –, die in der Alltagspraxis routiniert und beiläufig geschehen, machen sich Selbstreportverfahren (i. e. ihre Anwender) zunutze, indem sie sie für die Beforschten zur expliziten Aufgabe machen, die dadurch eher den Status eines Untersuchungspartners erhalten (vgl. auch Pulver 1991, S. 39).¹⁸

18 Mit Alfred Schütz gesprochen könnte man auch sagen, dass bei der expliziten Beobachtung des eigenen Tuns eine Verschiebung von den Um-zu-Motiven auf die Weil-Motive stattfindet – insbesondere dann, wenn die Beforschten dazu aufgefordert werden, nicht nur zu dokumentieren, was sie getan haben, sondern auch zu erläutern, warum sie genau dieses oder jenes auf diese oder jene Art und Weise getan (oder gelassen) haben, denn: „Das Weil-Motiv, welches den Handelnden bestimmt, genau das zu tun, was er getan hat oder was er zu tun vorhatte, dieses Weil-Motiv kann der Handelnde nur rückwirkend erfassen, nur in der Rückwendung auf seine ausgeführte Handlung oder auf die vergangenen Anfangsphasen eines noch ablaufenden Handelns, oder auf den bereits festgelegten Entwurf, der die Handlung im *modo futuri exacti* vorwegnimmt. Aber dann handelt der Handelnde nicht mehr; er wird zum Beobachter seiner selbst“ (Schütz 1971, S. 25; Hervorhebungen im Original). Auf ein ähnliches Phänomen weist Mead hin: „The „I“ of this moment is present in the „me“ of the next moment. There again I cannot turn around quick enough to catch myself. [...] As given, it is a „me“, but it is a „me“, which was the „I“ at the earlier time“ (Mead 1934, S. 174). Dies gilt es selbstverständlich beim Einsatz von Selbstreportverfahren zu berücksichtigen, z. B. indem beachtet wird, inwiefern das Dokumentieren einer bestimmten Tätigkeit überhaupt möglich ist, ohne dass das Dokumentieren zum hauptsächlichen Tun wird.

Die letzte, aber mindestens ebenso wichtige theoretische Annahme ist jedoch die, dass „nur der Handelnde weiß, wann sein Handeln beginnt und wo es endet“ (Schütz 1971, S. 27).¹⁹ Das heißt also, dass es für uns als Forschende nicht damit getan ist, dass wir menschliches Verhalten beobachten und dann vor dem Hintergrund unseres eigenen handlungsleitenden Wissensvorrats daraus schlussfolgern, wie und warum jemand auf diese Art und Weise (nicht) gehandelt hat. Wenn wir tatsächlich das Handeln Anderer verstehen wollen, kommen wir nicht umhin, uns so gut wie möglich auf deren Perspektive ein- und den Handelnden womöglich selbst zu Wort kommen zu lassen. Dies gilt insbesondere für Handlungen, die von außen überhaupt nicht beobachtbar sind, da es sich um rein kognitive Vorgänge handelt. Ausgesprochen eindrücklich schildert dies Urs Pulver, der im Sinne einer Arbeitszeiterfassung begann, den eigenen Alltag zu dokumentieren und darüber auf die Potenziale von Selbstreport-Verfahren als Instrument der Datenerhebung aufmerksam wurde:

„Wenn man bedenkt, wie sonnenklar und blitzschnell sich all das für mich, den Selbstbeobachter, voneinander unterscheidet, so kann man das harte Los des Fremdbeobachters (und die dabei verlorene Zeit) nur bedauern. Aber das krasseste Beispiel kommt erst noch. Manchmal ‚arbeitet‘ ich nämlich, ohne dass man es mir ansieht (Vollzug 21).²⁰ Mein äußerlich beobachtbares Freizeitverhalten ändert sich dabei überhaupt nicht. Nur ich weiß, dass sich eben etwas für meine Arbeit Relevantes abspielt“ (Pulver 1999, S. 44).

-
- 19 Bemerkenswerter Weise ist diese Schützsche Äußerung ebenfalls durchaus verträglich mit dem sozialbehaviouristischen Ansatz von Mead, da dieser bei seinem Verhaltensbegriffs auch ‚inneres Verhalten‘ einschließt (vgl. Mead 1934, S. 6ff.) und daher ausdrücklich für den Einsatz so genannter introspektiver Verfahren plädiert (Mead 1934, S. 8ff.). Wie Schröder et al. (2012, S. 9) am Beispiel der Dienstleistungsforschung mittels Kundentagebüchern zeigen, beginnt eine Dienstleistungsepisode aus Sicht des Kunden etwa häufig nicht erst mit dem Betreten des Geschäfts oder dem Kontakt mit einem Dienstleister, sondern mit dem Weg dorthin und somit zu einem früheren Zeitpunkt als dies in der bisherigen Dienstleistungsforschung angenommen wurde. An diesem Beispiel zeigt sich sehr deutlich, dass nur der Handelnde weiß, wo sein Handeln beginnt und endet, und dass solche Handlungsepisoden durch Selbstreportverfahren einsichtig gemacht werden können.
 - 20 „Vollzug 21“ meint das Nachdenken ohne die Anfertigung entsprechender Notizen, wie es z.B. beim Entwerfen einer argumentativen Struktur für einen Artikel während des Spazierengehens der Fall ist.

Praktischer Einsatz eines Selbstreport-Verfahrens

Neben handlungstheoretische treten auch forschungspraktische Aspekte, die einen Einsatz von Selbstreport-Verfahren begründen – wie etwa die Möglichkeit, das Alltagsverhalten größerer Untersuchungsgruppen zu erforschen, da die Verfahren einerseits den Forschenden davon entlasten, sich gleichzeitig an unterschiedlichen Orten aufzuhalten zu müssen (vgl. Eichholz und Kunz 2012, S. 62). Andererseits ersparen sie den Untersuchten die permanente Anwesenheit eines Forschers, wodurch Effekte der sozialen Erwünschtheit bzw. Reaktanzphänomene minimiert (vgl. Kunz und Pfadenhauer 2014, S. 25) und Zugänge zu intimen Situationen eröffnet werden können (vgl. Hirschauer und Hofmann 2011, S. 4f.). Die Gesamtheit dieser methodologischen Aspekte bewog dazu, im Rahmen der gemeinsam von Stadtplanerinnen und Soziologinnen durchgeführten, explorativen Studie „My Campus“ ein Selbstreport-Verfahren in Form eines Campus- und Studienlogbuchs einzusetzen. Ziel der Studie war es, zu erkunden, wie Studierende „ihren“ Campus wahrnehmen und nutzen und wie sie darüber diesen Ort mit definieren (vgl. grundlegend zum „My Campus“-Projekt die Publikation von Gothe und Pfadenhauer 2010). Neben Beobachtungen, Interviews, Gruppendiskussionen und Fragebögen wurde als zentrales Erhebungsmittel ein strukturiertes Paper-Pencil-Logbuch eingesetzt, mit dem rund 60 Studierende mehr oder minder rund um die Uhr ihre Campus(nicht)nutzung dokumentierten: In Tagesplänen gaben sie an,

- wann sie wo mit wem welche (v. a. studienbezogene) Aktivität ausgeübt haben (vgl. Abb. 1),
- wie sie die Räume und Orte, an denen die jeweilige Aktivität stattgefunden hat, wahrgenommen haben (vgl. Abb. 1) und
- welche Orte sie an den einzelnen Tagen als besonders ‚gut‘ oder ‚schlecht‘ empfunden haben (vgl. Abb. 2).

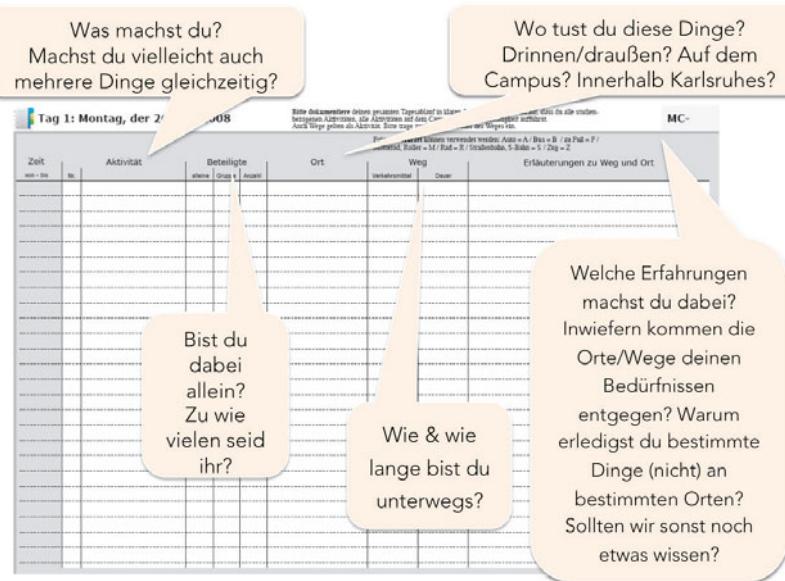


Abb. 1 Tagesplan zur Dokumentation und Kommentierung der Campusnutzung und des Studierverhaltens; anhand der Fragen in den Sprechblasen wurde den Studienteilnehmern vor Aushändigung des Logbuchs die Nutzung des Instruments mündlich erläutert

Ergänzt wurden diese Notizen durch ‚kreative‘ Einträge wie Fotos, Skizzen etc. (vgl. Abb. 2), Kartenmaterial zur Verzeichnung der benutzen Wege (vgl. Abb. 3) sowie eine Zwischenbetrachtung, in der besonders vorbildliche Orte auf dem Campus genauso wie ‚Meideorte‘ benannt und Wünsche hinsichtlich eines idealen Campus artikuliert werden konnten.

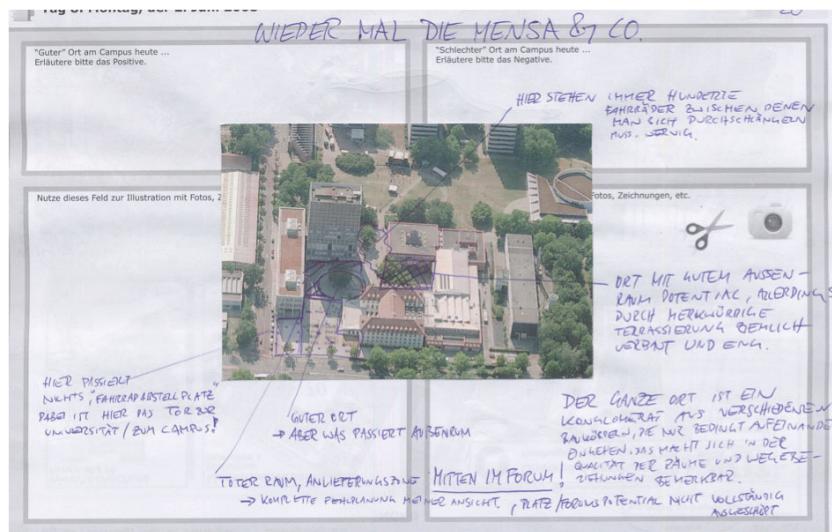


Abb. 2 Logbuch-Seite zur Benennung „guter“ und „schlechter“ Orte – hier wird die Struktur von einem Studienteilnehmer „umgenutzt“, indem nicht verschiedene Orte, sondern ein Ort hinsichtlich positiver und negativer Aspekte erläutert wird. Es handelt sich um einen Architekturstudenten, der das Logbuch insgesamt eher wie ein Skizzenbuch nutzt.

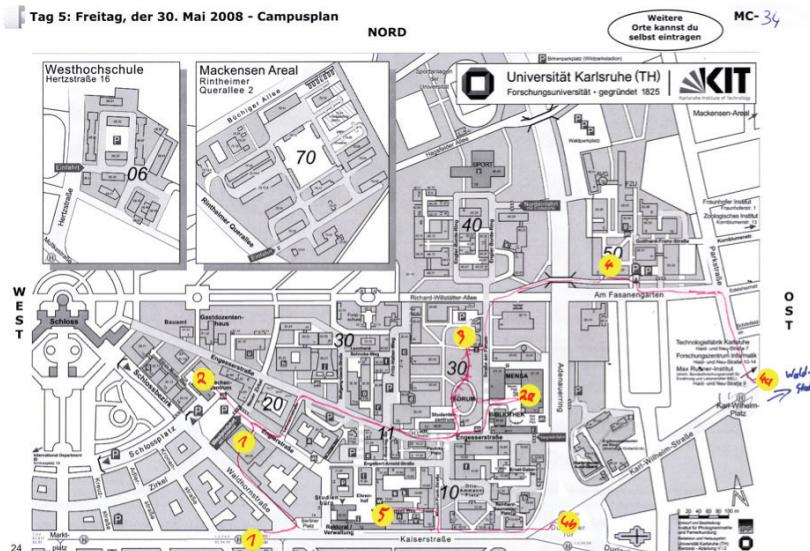


Abb. 3 Logbuchseite zur kartographischen Dokumentation der Aktivitäten, Orte und Wegenutzung an einem Tag

Wie sich spätestens aus den Abbildungen erkennen lässt, handelt es sich bei solchen Logbüchern um Erhebungsinstrumente, mittels derer ausgesprochen komplexe, Schriftlichkeit und Bildlichkeit miteinander kombinierende Daten erzeugt werden, die zudem auf unterschiedliche Erkenntnisdimensionen zielen. Im Sinne einer „Within-Method-Triangulation“ (im Anschluss an Denzin Flick 1992, S. 15; Flick 2007, S. 312f.) werden in einem Instrument unterschiedliche methodische Zugänge systematisch miteinander verbunden. Im Falle des My Campus-Logbuchs wurde etwa das rein dokumentarische Festhalten bestimmter Aktivitäten (das notwendig ist, um bestimmte Nutzungen zu erheben und erste Hypothesen hinsichtlich typischer Nutzungen zu generieren) mit der Explikation subjektiver Bewertungen verbunden (die notwendig ist, um Muster verstehend rekonstruieren zu können). Oder um es an einem Beispiel zu erläutern: Dokumentiert wurde etwa die Aktivität „Übungsblätter rechnen und Praktikumsvorbereitung in der Unibib“ – kommentiert wurde diese mit: „Sind zwar zu zweit hier, arbeiten aber getrennt um andere nicht zu stören, was die gegenüber von mir nicht für nötig halten ☺ außerdem noch Bohrarbeiten...“ (Logbuch 84, S. 10). Entsprechend multimethodisch musste

auch bei der Auswertung der Daten vorgegangen werden: Während sich etwa die Frage, welche Orte für welche Tätigkeiten überhaupt aufgesucht werden, mittels inhaltsanalytischer Auswertungen bearbeiten ließ, bedurfte die Rekonstruktion von Motivlagen und Relevanzhierarchien hermeneutisch-interpretativer Verfahren.

Mittels einer dem Prinzip der systematischen Perspektiven-Triangulation²¹ verpflichteten Auswertung, die zuerst sequenziell am Einzelfall und dann fallvergleichend vorging und neben inhaltsanalytischen vor allem auch interpretative Verfahren wie die ethnographische Semantik oder die (Bild-)Hermeneutik einsetzte, gelang es, Erkenntnisse zu unterschiedlichen Dimensionen der Campuswahrnehmung und -nutzung zu erarbeiten (ausführlich zu den Erkenntnissen der Studie vgl. die Kapitel 3 und 4 in Gothe und Pfadenhauer 2010; kompakt dazu Eichholz und Kunz 2012):

1. fünf Campusnutzertypen: vom ‚Homie‘, der den Campus nur aufsucht, wenn es sich nicht vermeiden lässt, bis zum ‚Flaneur‘, der weitgehend von Studienaktivitäten entpflichtet ist, aber den Campus als angenehmen Aufenthaltsort schätzt;
2. ein intersubjektiv geteiltes Campusbild: z. B. hinsichtlich der Frage, was auf der kollektiven mentalen Landkarte alles (nicht) zum Campus gehört und welche Orte jenseits individueller Präferenzen als besonders geeignet für welche Art des Studierens oder Erholens (oder zur Verknüpfung von beidem) erachtet werden;
3. eine Andeutung von Studienorientierungen: also der Frage, welche Vorstellung von Studium grundsätzlich vertreten wird (Studium als eine Phase, die man sich selbst möglichst angenehm und ‚bereichernd‘ gestalten sollte, vs. Studium als eine möglichst zeiteffizient zu nutzende Phase, um sich zu qualifizieren)
4. eine differenzierte Einsicht in Bewertungskategorien von Raum: nicht nur hinsichtlich funktionaler, ästhetischer und geographischer Aspekte, sondern auch z. B. sozial-kommunikativer und organisationaler Aspekte sowie
5. eine Einsicht in Relevanzhierarchien: also der Frage, welche Bewertungskategorien für welchen Nutzertypus von besonderer Wichtigkeit sind.

Während das ursprüngliche Interesse der Studie also vor allem darin bestand, typische Arten der Campusnutzung verstehend rekonstruieren zu können, war das mittels der Logbücher erhobene Datenmaterial derart reichhaltig, dass ‚tie-

21 Triangulation wird hier also nicht im Sinne einer ‚Methodenkontrolle‘ oder zur Validierung eines Verfahrens durch ein anderes verwendet, sondern zur „Verbreiterung der Erkenntnismöglichkeit über den Forschungsgegenstand“ (Flick 1992, S. 23). In einem für den Nutzer als Einheit erscheinenden Instrument werden eigentlich mehrere Erhebungsmethoden angewendet, die dann auch bei der Auswertung berücksichtigt werden müssen.

fer‘ gehende Ergebnisse erzielt werden konnten. Dafür mussten zwar die genaue Nachvollziehbarkeit des Entstehungskontextes der Daten aufgegeben und alle damit einhergehenden Risiken in Kauf genommen werden. Im Gegenzug konnte jedoch umfangreiches, bereits verschriftlichtes Material gewonnen werden, das für mesoskopische‘ Forschungsinteressen geeignete Daten sowohl zum ‚Wie‘ als auch zum ‚Warum‘ des Handelns liefert (vgl. Kunz und Pfadenhauer 2014, S. 25) sowie zu der Frage, was aus Sicht der Handelnden überhaupt als eine Handlung (z. B. „Lernen“) definiert wird.

Datenerhebung mittels Selbstreport in der Ethnographie?

Macht man Kopräsenz zum zentralen Element ethnographischen Forschens (vgl. Pfadenhauer 2012, S. 292; Breidenstein et al. 2013, S. 40ff.), sind Log- und Tagebücher mit Sicherheit keine genuin ethnographischen Forschungsinstrumente, da man durch sie die parallele Anwesenheit von Forschendem und Beforschten geradezu absichtlich aufgibt. Genau darin liegt jedoch die einzige Möglichkeit, an bestimmte Situationen, innere Vorgänge und im zeitlichen Verlauf aufeinander Bezug nehmende Ereignisse heranzukommen. Je nach Anlage des Instruments – insbesondere mit Blick auf dessen Standardisierungsgrad und auf die Möglichkeit, als Nutzer das Instrument den eigenen Bedürfnissen anzupassen – lassen sich durchaus unerwartete Aspekte (wie etwa die Studienorientierungen) explorieren.²² Aufgrund

22 Im Diskurs der qualitativen, explorativ-interpretativen Sozialforschung ist mit Explorationsprinzip das erkundende Vorgehen (vgl. Kleemann et al. 2009, S. 19ff.) gemeint und zwar „insbesondere dann, wenn über den Untersuchungskontext zu wenig gesichertes Vorwissen existiert, um auf theoretischem Wege plausible Hypothesen bilden zu können, oder wenn es plausible Gründe gibt, den bisherigen (vermeintlich ‚sicheren‘) Wissensstand zum Untersuchungsgegenstand anzuzweifeln“ (ebd., S. 22). Zum Andenken verbindet sich damit das „Leitprinzip der Offenheit“ (ebd.) – und zwar nicht nur einer „Offenheit gegenüber den spezifischen Deutungen und Relevanzsetzungen der Handelnden“ (Meinefeld 2007, S. 256; Hervorhebungen im Original), sondern auch die Annahme einer „Offenheit der Methoden“ (ebd., S. 268). Als ein Instrument, das im Vorhinein entwickelt wird und nach Übergabe an die Logbuch-Schreiber nicht mehr flexibel angepasst werden kann, ist das Logbuch sicher nicht ‚offen‘. Was die individuelle Aneignung des Instruments angeht, lässt jedoch v. a. das Paper-Pencil-Logbuch sehr große Flexibilität zu, was sich aus den völlig unterschiedlichen Handhabungen ablesen lässt, die vom akribischen Einhalten der formalen Vorgaben bis hin zur ‚freien‘ Nutzung des Logbuchs als einer Art Skizzenbuch (vgl. Abb. 2) reichen. Weit geringere Explorationsmöglichkeiten bieten da elektronisch ausfüllbare Instrumente, bei denen die Nutzer lediglich bestimmte Felder anklicken und womöglich nur eine begrenzte

ihres Anschlusses an gängige Alltagspraxen der Selbstdokumentation können Selbstreport-Verfahren den Feldteilnehmern alles andere als fremd erscheinen und sich auch darüber als angemessenes, feldsensibles Forschungsinstrument erweisen. Oder um es am dargestellten Beispiel zu illustrieren: Wenn Studierende Gefallen daran finden, ein Logbuch auszufüllen (z. B. weil sie der Selbstbeobachtungsspektrum daran reizt und sie sich darüber etwa Auskünfte über ihr eigenes Lernverhalten erhoffen) und man ihnen auf diesem Wege die Kopräsenz eines Forschers „erspart“, lassen sich Einblicke in unbeobachtbare, im Subjekt stattfindende Vorgänge (z. B. Erwartungen an Räume oder Studienorientierungen) gewinnen, die wiederum zu beobachtbaren Konsequenzen führen und damit ‚Wirklichkeit‘ herstellen (z. B. die konkrete Raumnutzung oder die Tatsache, warum die eine Cafeteria dezidiert zum Lernort gemacht wird, während eine andere in unmittelbarer Nähe gerade nicht als Lernort gilt).

Unter den gängigen Kriterien für die Auswahl einer Methode²³ spielen bei der Entscheidung für ein Selbstreportverfahren vor allem die Kompetenzen der Beforschten eine besondere Rolle – und zwar einem ‚klassischen‘ Kompetenzverständnis folgend, das nach dem ‚Wollen‘, dem ‚Können‘ und dem ‚Dürfen‘ fragt (vgl. Pfadenhauer 2008, S. 218)²⁴: 1. Sind die Beforschten überhaupt willens, ein solch durchaus arbeitsintensives Instrument zu nutzen? (Wer beispielsweise bereits seine Arbeitszeiterfassung als ausgesprochen lästig empfindet, wird vermutlich sein Arbeitshandeln nicht noch gerne in einem zusätzlichen Logbuch dokumentieren wollen.) 2. Sind die Beforschten beispielsweise sprachlich in der Lage, das Instru-

Zeichenzahl für ‚freie‘ Einträge nutzen können (zum Vergleich von Paper-Pencil und elektronischem Logbuch vgl. Kunz und Pfadenhauer 2014; für eine andere Position zur Frage der Explorationsmöglichkeit mittels Logbuchverfahren vgl. Pfadenhauer 2012). Mittlerweile haben sich in der Marktforschung auch Online-Logbücher etabliert, die während des Erhebungszeitraums immer wieder angepasst werden und sich damit als ausgesprochen flexibles Instrument erweisen. Zudem sollte nicht der Eindruck entstehen, dass mittels eines feststehenden Instruments nicht auch unerwartete Erkenntnisse generiert werden könnten – genauso wenig wie ein nicht-standardisiertes Instrument „*per se* eine inhaltliche Offenheit garantiert: Implizit gebliebenes Vorwissen führt auch bei diesen Methoden zu selektiver Wahrnehmung und Interpretation“ (Meinefeld 2007, S. 273; Hervorhebungen im Original).

- 23 Die Wahl einer Methode orientiert sich an erster Stelle selbststredend an dem Erkenntnisinteresse. Darüber hinaus ist etwa zu bedenken, welche Potenziale und Limitationen (z. B. hinsichtlich Zugänglichkeit, Gefährdungen, zeitlichem und finanziellem Rahmen) eine Methode sowohl für Forschende als auch Beforschte mit sich bringt.
- 24 Wobei mit ‚Dürfen‘ hier nicht die Zuschreibung einer bestimmten Zuständigkeit gemeint ist, sondern eher die Frage, ob die Umstände allgemein es erlauben, ein solches Instrument zu nutzen. Die Zuständigkeitsfrage im ursprünglichen Sinn ist ja dadurch geklärt, dass der Forschende den Beforschten als ‚zuständig‘ erachtet.

ment zu nutzen (was etwa bei ausländischen Studierenden schwerer fällt) und ggf. Selbstreflexionen anzustellen (was eine bestimmte kognitive Leistungsfähigkeit voraussetzt)? 3. Lassen die Bedingungen, unter denen die Beforschten ihren Alltag bestreiten, es zu, ein solches Instrument zu nutzen (oder ist es etwa in bestimmten Situationen zu auffällig)? Gerade in der ernsthaften Befassung mit der Kompetenzfrage liegt eine hervorragende Möglichkeit, sich intensiv mit den Feldteilnehmern auseinander zu setzen und Wissen über sie zu erlangen. Dies wiederum trägt dazu bei, auch andere Verfahren auf ihre Feldsensibilität zu prüfen und – sollte man sich tatsächlich für ein Selbstreportverfahren entscheiden – ein Instrument zu entwickeln, das in besonderem Maße an die Kompetenzen der Feldteilnehmer angepasst ist.²⁵

Wenn sich Methoden für den Einsatz in ethnographischen Forschungsdesigns also daran messen lassen müssen, „ob bzw. in welchem Maße sie geeignet sind, Relevanzen, Wissen und Praktiken der je Untersuchten, kurz: die Arten und Weisen, wie Menschen im Zusammenleben mit anderen ihre jeweilige Welt konstruieren, ihrem typisch gemeinten Sinn nach zu rekonstruieren“ (Hitzler 2007, S. 215), sollte sich aufgrund der vorangehenden Ausführungen gezeigt haben, dass Selbstreportverfahren gewiss nicht als Allheilmittel und in Konkurrenz zu anderen beobachtenden und teilnehmenden Verfahren, sehr wohl aber als potente Ergänzung dazu eingesetzt werden können.

Literatur

- Alaszewski, A. (2006). *Using Diaries for Social Research*. Thousand Oaks: Sage.
- Amann, K., & Hirschauer, S. (Hrsg.). (1997). *Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnografischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (1966). *The Social Construction of Reality: A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Garden City, NY: Doubleday & Co.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2013). *Ethnografie – Die Praxis der Feldforschung*. Konstanz: UTB.
- Bruckner, P., & Finkielkraut, A. (1981). *Das Abenteuer gleich um die Ecke: Kleines Handbuch der Alltagsüberlebenskunst*. München: Hanser.

25 Denkbar wäre z. B. die Entwicklung eines Audio-Logbuchs für Kontexte, in denen eine schriftliche Version zu kompliziert oder auffällig wäre. Auch die Frage nach der kognitiven Leistungsfähigkeit muss nicht nur problematisch gerahmt werden. So nutzen etwa viele Menschen mit Altersdemenz ganz natürlich bestimmte Dokumentationsarten – wie etwa das Anfertigen kurzer Notizen nach einem Gespräch –, so dass auch hier durchaus an die Alltagspraxis anschlussfähige Verfahren des Selbstreports entwickelt werden können.

- Cicourel, A. V. (1974). Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Cook, J. (2005). Entdeckungsfahrten im Pazifik. Die Logbücher der Reisen 1768-1779. Lenningen: Edition Erdmann.
- Cooley, C. H. (1922). Human Nature and the Social Order. New York: Scribner.
- Darwin, C. (2007). Die Fahrt der Beagle. Tagebuch mit Erforschungen der Naturgeschichte und Geologie der Länder, die auf der Fahrt von HMS Beagle unter dem Kommando von Kapitän Fitz Roy, RN, besucht wurden. Hamburg: Marebuchverlage.
- Dellwing, M., & Prus, R. (2012). Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst. Wiesbaden: VS Verlag.
- Ebner-Priemer, U., & Bohus, M. (2008). Echtzeiterfassung von Symptomen. In: Deutsches Ärzteblatt 105, S. A1550–A1553.
- Eichholz, D., & Kunz, A. M. (2012). „My Campus Karlsruhe“ – Zur Rekonstruktion studentischer Raumnutzungsmuster mittels Logbuch-Verfahren. In: H. Schröteler-von Brandt, T. Coelen, A. Zeisig, & A. Ziesche (Hrsg.), Raum für Bildung. Ästhetik und Architektur von Lern- und Lebensorten (S. 61–71). Bielefeld: transcript.
- Flick, U. (1992). Entzauberung der Intuition: Systematische Perspektiven-Triangulation als Strategie der Geltungsbegründung qualitativer Daten und Interpretationen. In: J.H.P. Hoffmeyer-Zlotnik (Hrsg.), Analysen verbaler Daten: Über den Umgang mit qualitativen Daten (S. 11–55). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Flick, U. (2007). Triangulation in der qualitativen Forschung. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), Qualitative Forschung: Ein Handbuch (S. 309–318). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Geertz, C. (1984). From the Native's Point of View. In: R. A. Shweder, & R. A. LeVine (Hrsg.), Culture Theory. Essays on Mind, Self and Emotion (S. 123–136). Cambridge: University Press.
- Goffman, E. (1969). Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Gothe, K., & Pfadenhauer, M. (2010). My Campus. Räume für die ‚Wissensgesellschaft‘? Raumnutzungsmuster von Studierenden. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hammersley, M., & Atkinson, P. (2007). Ethnography: Principles in Practice. London, New York: Routledge.
- Hirschauer, S., & Hofmann, P. (2011). Schwangerschaftstagebücher, Produktionsbedienungen und Nutzungschancen eines Datentyps. In: H.-G. Soeffner (Hrsg.), Transnationale Vergesellschaftungen. Verhandlungen des 35. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Frankfurt am Main 2010, CD-Rom. Wiesbaden: Springer VS.
- Hitzler, R. (2000). Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: U. Beck, & A. Kieserling (Hrsg.), Ortsbestimmungen der Soziologie: Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will (S. 141–150). Baden-Baden: Nomos.
- Hitzler, R. (2002). The Reconstruction of Meaning. The State of the Art in German Interpretive Sociology. Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 3. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/867>.
- Hitzler, R. (2007). Ethnographie. In: R. Buber, & H. H. Holzmüller (Hrsg.), Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R. (2010). Der Goffmensch. Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie. In: A. Honer, M. Meuser, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastler (S. 17–34). Wiesbaden: VS Verlag.

- Hitzler, R., & Eberle, T.S. (2007). Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 109–119). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: *Neue Praxis* 18, S. 496–501.
- Hitzler, R., & Honer, A. (Hrsg.). (1997). *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik*. Opladen: Leske+Budrich.
- Honer, A. (1985). Beschreibung einer Lebens-Welt. Zur Empirie des Bodybuilding. In: *Zeitschrift für Soziologie* 14, S. 131–139.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (2007). Lebensweltanalyse in der Ethnographie. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 194–204). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten: Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., & Zeisel, H. (1960). Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie. Allensbach: Verlag für Demoskopie.
- Kleemann, F., Krähnke, U., & Matuschek, I. (2009). *Interpretative Sozialforschung: Eine praxisorientierte Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Knoblauch, H. (1991). Die Welt der Wünschelrutengänger und Pendler. Erkundungen einer verborgenen Wirklichkeit. Frankfurt a. M.: Campus.
- Knoblauch, H. (1995). Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte. Berlin, New York: de Gruyter.
- Knoblauch, H. (2012). Die Anderen und die Fremden oder: Die zwei Seiten der Ethnographie. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poferl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011* (S. 475–487). Essen: Oldib.
- Kunz, A. M., & Pfadenhauer, M. (2014). One Campus – Many Ways to Go?! A methodological comparison of paper-pencil and electronic logbooks when exploring students' patterns of spatial use. In: *Journal of New Frontiers in Spatial Use* 6, S. 21–27. <http://ejournal.uvka.de/spatialconcepts/archives/1855>.
- Kunz, A. M., Grenz, T., & Eisewicht, P. (2012). Die Kunst des forschenden Handelns: Tagungsbericht zu den 3. Fuldaer Feldarbeitstagen. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poferl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011* (S. 39–65). Essen: Oldib.
- Lavater, J. K. (1771). *Geheimes Tagebuch. Von einem Beobachter Seiner Selbst. Unveränderte Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters seiner Selbst*. Leipzig: bey Weidmanns Erben und Reich.
- Luckmann, Th. (1989). Kultur und Kommunikation. In: M. Haller, H.-J. Hoffmann-Nowotny, & W. Zapf (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentags, des 11. Österreichischen Soziologentags und des 8. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich 1988* (S. 33–45). Frankfurt a. M.: Campus.
- Lüders, C. (2007). Beobachten im Feld und Ethnografie. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 384–401). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Mead, G. H. (1934). *Mind, Self & Society: From the Standpoint of a Social Behaviorist*. Chicago: University of Chicago Press.

- Meinefeld, W. (2007). Hypothesen und Vorwissen in der qualitativen Sozialforschung. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (S. 265–275). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Merton, R.K. (1957). *The Student-Physician: Introductory Studies in the Sociology of Medical Education*. Cambridge: Harvard University Press.
- Nezlek, J. B. (2012). *Diary Methods for Personality and Social Psychology*. Los Angeles: Sage.
- Pfadenhauer, M. (2005). Ethnography of Scenes. Towards a Sociological Life-world Analysis of (Post-traditional) Community-building. *Forum: Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research* 6. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/23/49>.
- Pfadenhauer, M. (2008). *Organisieren. Eine Fallstudie zum Erhandeln von Events*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Pfadenhauer, M. (2012). Dabeisein ist (nicht) alles: Das Logbuch als technische Erweiterung der Lebensweltanalytischen Ethnographie? In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, & A. Poerl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011* (S. 285–293). Essen: Oldib.
- Plessner, H. (1928). *Die Stufen des Organischen und der Mensch: Einleitung in die philosophische Anthropologie*. Berlin: de Gruyter.
- Pulver, U. (1999). Selbstbeobachteter Alltag. In: *Journal für Psychologie* 7, S. 2–46.
- Reichertz, J. (2007). Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. In: Erwägen – Wissen – Ethik 18, S. 1–14.
- Rodriguez, N., & Ryave, A. (2002). *Systematic Self-Observation*. London: Sage.
- Schmitz, B., & Bretz, H. J. (1997). Auswertungsmöglichkeiten für standardisierte Tagebücher. In: G. Wilz, & E. Brähler (Hrsg.), *Tagebücher in Therapie und Forschung. Ein anwendungsorientierter Leitfaden* (S. 61–78). Göttingen: Hogrefe.
- Schröer, N., Hinnenkamp, V., Kreher, S., & Poerl, A. (Hrsg.) (2012). *Lebenswelt und Ethnographie. Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage 2./3. Juni 2011*. Essen: Oldib.
- Schütz, A. (1971). *Gesammelte Aufsätze I. Das Problem der sozialen Wirklichkeit*. Den Haag: Nijhoff.
- Seemann, H. (1997). Tagebuchverfahren – Eine Einführung. In: G. Wilz, & E. Brähler (Hrsg.), *Tagebücher in Therapie und Forschung. Ein anwendungsorientierter Leitfaden* (S. 13–33). Göttingen: Hogrefe.
- Seiffge-Krenke, I., Scherbaum, S., & Aengenheister, N. (1997). Das „Tagebuch“: Ein Überblick über die Anwendung der Tagebuchmethode in Forschung und Therapiepraxis. In: G. Wilz, & E. Brähler (Hrsg.), *Tagebücher in Therapie und Forschung. Ein anwendungsorientierter Leitfaden* (S. 34–60). Göttingen: Hogrefe.
- Soeffner, H.-G. (2004). Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung: Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Konstanz: UVK.
- Steinke, I. (2007). Gütekriterien qualitativer Forschung. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 319–331). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Wilz, G., & Brähler, E. (Hrsg.) (1997). *Tagebücher in Therapie und Forschung. Ein anwendungsorientierter Leitfaden*. Göttingen: Hogrefe.

Videodaten interpretieren

– auf der Suche nach Merkmalen von Kreativität

Felix Albrecht

Ausgehend von Daten aus einem laufenden Forschungsprojekt zu Handlungsmustern der Bestimmung von Kreativität wende ich mich in diesem Text den Problemen der Interpretation von audiovisuellem Material zu. Neben Schwierigkeiten, die aus der Eigenart der verwendeten Technologie entstehen, werden die vielschichtigen Interpretationsebenen thematisiert, auf denen die Forschenden agieren, wenn sie Videodaten produzieren, transkribieren und analysieren. Das Kernproblem, das im vorliegenden Artikel aufgeworfen werden soll, sind die Interpretationsweisen der Forschenden: Wie, vor welchem Hintergrund, mit welchem Wissen wird interpretiert? Welche kulturell geprägten Seh- und Hörgewohnheiten werden beim Interpretieren genutzt? Wie vermengen sich alltägliche und professionelle Interpretationsweisen?

Untersuchungskontext: Kreativitätsprüfungen im Maschinenbaustudium

Im Zusammenhang mit der nahezu allgegenwärtigen Forderung nach Kreativität, die, angeregt durch Richard Florida's „Rise of the Creative Class“ (2002), als Motor für den gesamtgesellschaftlichen Fortschritt und Wohlstand gesehen wird, sprechen Autoren wie Ulrich Bröckling (2004, 2007) und Andreas Reckwitz (2012) von einem „Kreativitätsdispositiv“: Jeder kann, soll und will kreativ sein; Kreativität gilt als allgemein anerkanntes und omnipräsentes Prädikat, das als Etikett zur Hervorhebung vielfältiger Besonderheiten vergeben bzw. genutzt wird.

Kreativität zeigt sich beispielsweise bei der Feststellung der Schulreife für Erstklässler, als Bildungsziel im Hochschulkontext und in Assessment-Centers,

also in Persönlichkeitstestverfahren mit dem Ziel der Personalrekrutierung oder -entwicklung, mit den unterschiedlichsten Ausprägungen.

Dieser geradezu inflationären Verwendung des Begriffs steht eine definitorische Unbestimmtheit gegenüber, die sich darin zeigt, dass es in keiner der hauptsächlich an diesem Gegenstand engagierten Disziplinen, der Psychologie (Hennessey und Amabile 2010; Sawyer 2012) und der Pädagogik (Burow 2005), eine auch nur ansatzweise vorherrschende Definition von Kreativität gibt. Sie wird auf unterschiedliche Arten und Weisen beschrieben:

- a. als eine einer Person zuzuschreibende Eigenschaft, als eine Art Intelligenz oder als Fähigkeit, die es entsprechenden Individuen ermöglicht, über bestehende Grenzen und Regeln hinweg, Neues zu schaffen;
- b. als eine domänen- oder gruppenspezifische Ausprägung, wenn davon ausgegangen wird, dass gewisse, voneinander abgrenzbare (Berufs-)Gruppen eine je spezifische Ausprägung von Kreativität entwickeln;
- c. als (wiederum Individuen ebenso wie Organisationen zugeschriebene) Fähigkeit, Bekanntes in neuartiger Weise anzutunnen;
- d. als für ausschließlich „absolut Neues“ anerkannte Leistung (sogenannte „starke Kreativität“ – Abel 2006, S. 4).

Die Differenzen zwischen den verschiedenen Definitionen von Kreativität zeigen sich also zum einen in Bezug auf die Unterscheidung zwischen kreativen Individuen und kreativen Gruppierungen (Gruppen oder Organisationen), zum anderen in der Unterscheidung von „Neuartigem“ als geringere Form von Kreativität und „absolut Neuem“ als starke Kreativität. Als grundsätzliche Gemeinsamkeit der verschiedenen Ansätze lässt sich lediglich festhalten, dass Kreatives in gewisser Weise neu und zweckmäßig sein muss (vgl. Moran 2010; Funke 2009).

Trotz dieser unterschiedlichen Sichtweisen und impliziten Unsicherheiten hat „Kreativität“, wie das Beispiel des Karlsruher Instituts für Technologie zeigt, bereits Eingang in die universitäre Lehre gefunden, was auch von beteiligten Praxispartnern (hier: Industrieunternehmen) ausdrücklich gelobt wird.

Ausgehend von der Fragestellung, wie in unterschiedlichen Kontexten „Kreativität“ attestiert wird, wurde im Rahmen einer Lehrforschung sowie in den darauf folgenden Semestern eine Veranstaltung der Maschinenbauer am KIT untersucht. In jedem Semester mussten etwa 600 Maschinenbau-Studierende in Fünfergruppen weitgehend selbstständig eine Konstruktionsaufgabe bearbeiten – beispielsweise den vorderen Teil eines Rennrollers. Die Aufgabe war dabei im Hinblick auf die geforderte Kreativität so gestellt, dass erstens eine Mehrzahl von Lösungsansätzen gefordert wurde und zweitens ein Teilbereich der Aufgabe nicht durch die sonst üblichen Kon-

struktionen gelöst werden durfte. Für den Rennroller hieß das, dass die Dämpfung des Vorderrades nicht als sogenannte Öldruckdämpfung ausgeführt werden durfte. Stattdessen mussten die Studierenden ein alternatives Dämpfungssystem entwickeln.

An drei Präsenzterminen, sogenannten „Workshops“, wurden innerhalb von vier Stunden die Studierenden im Hinblick auf ihre Arbeitsorganisation, ihre Fortschritte und ihre fachlichen Fähigkeiten beraten und geprüft. In einem unmittelbar anschließenden Bewertungsgespräch zwischen dem Betreuer („Saalassistent“) und den einzelnen Tutoren (ein Tutor für eine Gruppe sowie ein Betreuer für vier bis fünf Gruppen/Tutoren) wurden die Bewertungen für jeden einzelnen Studenten festgelegt und auf einem Bewertungsbogen festgehalten (s. Abb. 1). Die Beurteilungskategorien waren Fachkompetenz, Methodenkompetenz, Sozialkompetenz (Teamfähigkeit), Elaborationspotential (Durchsetzungsfähigkeit) und Kreativität. Ausgehend von einer „Basispunktzahl“, einem festgelegten Normalwert, wurden dann abweichende Bewertungen begründet. Im Verlauf unserer Forschungen am IPEK (Institut für Produktentwicklung Karlsruhe) wurde dieser Normalwert jedes Semester neu festgelegt und lag erst bei zwei, dann bei vier und liegt aktuell bei drei Punkten (vgl. Abb. 1).

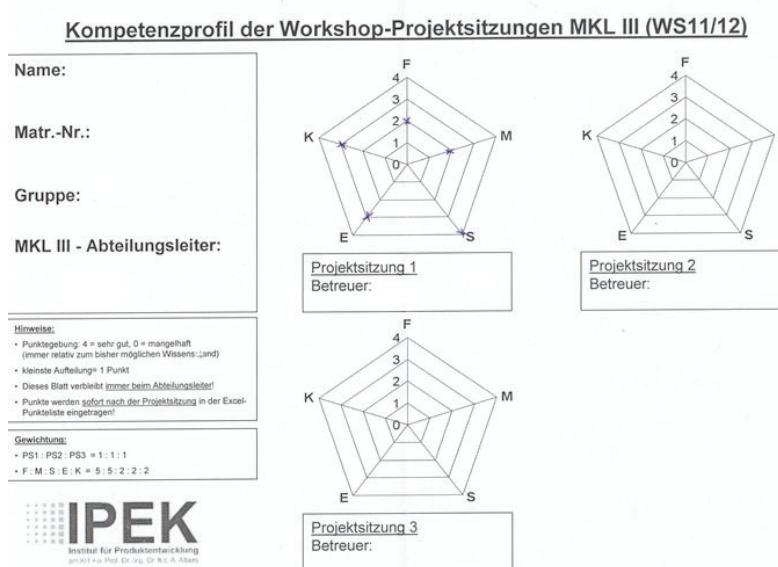


Abb. 1 Bewertungsschema „Kompetenzspinne“

Methodisches Vorgehen: Von der Exploration des Feldes zur ‚Workplace Study‘

Zunächst versuchten wir, mittels teilnehmender Beobachtungen in den Workshops, die Bewertungen der Tutoren und Betreuer nachzuvollziehen, konnten jedoch keine Merkmale identifizieren, die darauf schließen ließen, dass es verbindliche Kriterien für die Prüfung von Kreativität gab. Einziger Hinweis war, dass eine Vielzahl von Vorschlägen die Bewertung der Kreativität erhöhte. Während der jeweils unmittelbar anschließenden zweiten Workshop-Sitzung führten wir kurze leitfadengestützte Interviews im Umfang von 10 bis 25 Minuten mit den Tutoren und Betreuern durch, in denen wir sie nach ihren individuellen Vorstellungen von Kreativität fragten und auch nach den konkreten Kriterien, nach denen sie die Studierenden bewerteten. Im Ergebnis wurden uns weder einheitliche Kriterien genannt, noch konnten wir so etwas wie eine fachkulturelle Einstellung dahingehend feststellen, dass zumindest eine vage, den Interviewten gemeinsame, Vorstellung über Kreativität und die diesbezüglich zu erwartende Leistung der Studierenden bestand.

In der Hoffnung auf einen anderen Zugang zu den Konstruktionsleistungen, die den Bewertungen der Kreativität zugrunde liegen, wurden im darauf folgenden Semester einzelne Workshop-Sitzungen gefilmt und beobachtet. Aus der anfänglich ohne derartigen Technikeinsatz geplanten Ethnographie entwickelte sich also eine Workplace Study (Knoblauch und Heath 1999)¹.

Zwar steht eine detaillierte Sequenzanalyse im Anschluss an die Ethnomethodologische Konversationsanalyse (Bergmann 1988a, 1988b) und an den Ansatz der Videographie (Knoblauch 2011; Tuma et al. 2013) noch aus, jedoch lässt sich bereits ein Auszug aus dem Datenmaterial präsentieren.

1 Die Konnotation durch das Wort ‚Workplace‘ als ein Hinweis auf Arbeit bedarf im vorliegenden Fall bei weiteren Untersuchungen einer gesonderten Betrachtung: inwiefern ist ‚Studieren‘ Arbeit, oder wird lediglich die Arbeit des Personals fokussiert?

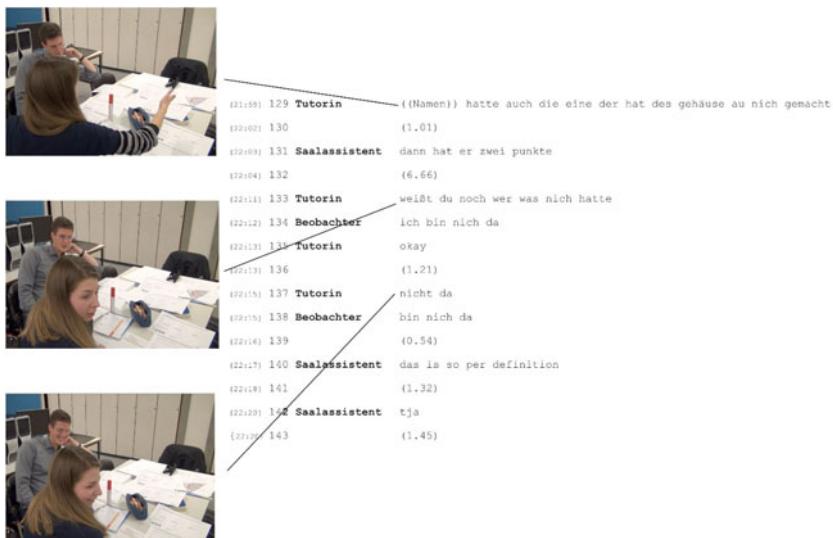


Abb. 2 Transkriptionsausschnitt

Ergänzend dazu können wir die Sichtweise des Beobachters dem folgenden Ausschnitt aus seinem Protokoll entnehmen:

„Die fehlenden Zeichnungen kommen zur Sprache. Die Tutorin bekommt nicht auf Anhieb zusammen, wer letztlich was vergessen hat. Sie dreht sich zu mir um und spricht mich direkt an: „Weißt du das noch?“ Ich muss lachen und erkläre, dass ich überhaupt nicht da bin. Saalassistent und Tutorin lachen, die Tutorin wirkt jedoch etwas verwirrt.“

Dargestellt ist ein kleiner Ausschnitt aus dem Bewertungsgespräch zwischen einer Tutorin und dem zuständigen Betreuer einer Gruppe gegen Ende der Sitzung, also nach ca. dreieinhalb Stunden. Es wird gerade diskutiert, wie viele Punkte den Studierenden im Bereich „Fachkompetenz“ abgezogen werden. Die Tutorin kann sich nicht mehr eindeutig daran erinnern, welcher Student welche Skizzen nicht mitgebracht hatte, und versucht den Beobachter mit einzubeziehen, der sich dem jedoch verweigert und dabei vom Betreuer unterstützt wird.

Das Datenmaterial wurde für eine weitere Analyse zunächst in einer sehr einfachen Notationsweise transkribiert, um eine Übersicht darüber zu bekommen. Anschließend fertigten wir noch ein detaillierteres Transkript an, dem Überlap-

pungen, genauere Pausenzeiten und das tatsächlich Gesprochene zu entnehmen sind (vgl. Abb. 2), da die audiovisuellen Aufzeichnungen für sich genommen ebenso flüchtig sind wie die ursprüngliche Situation – wenn auch wiederholbar. Mit dieser Transkription (einem sogenannten Minimaltranskript nach GAT2, vgl. Selting et al. 2009) wurden die aufgezeichneten Daten für die anstehende Sequenzanalyse aufbereitet, die hier in Kurzform vorgestellt wird:

Zunächst (Z. 129) weist die Tutorin auf eine fehlende Zeichnung eines Studenten hin. Darauf folgt eine eine Sekunde lange Pause. Sie wartet auf eine Reaktion des Saalassistenten, der dann den Punktabzug (die Verringerung der für Fachkompetenz vergebenen Punkte auf zwei) feststellt (Z. 131). Nach einer weiteren, diesmal noch längeren Pause (6,6 sek., Z. 132) wendet sich die Tutorin an den Beobachter und fragt ihn, ob *er* noch wisse, welchem Studenten welche Zeichnungen fehlten. Sie ist sich unsicher, ob der Punktabzug gerechtfertigt ist, und will sich absichern. Mit „ich bin nicht da“ (Z. 134) macht der Beobachter klar, dass er nicht an der Bewertung teilnimmt und ihr bezüglich ihrer ungenauen Erinnerung nicht behilflich sein wird. In Zeile 135-137 zeigt die Tutorin ihre Verwunderung über diese Verweigerung. Vom Wortlaut her zeigt sie zwar ein Akzeptieren der Situation an („okay, nicht da“), jedoch zieht sie dabei die Augenbrauen hoch, setzt eine lange Pause (1,21 sek.) zwischen die beiden Worte und lächelt zum Schluss deutlich (Z. 137). Ihre Mimik zeigt also an, dass sie die Äußerung des Beobachters als Scherz auffasst. Das Irritierende der Situation sowie Amusement zeigt sich auch in der Mimik des Saalassistenten (Z. 137), der ebenfalls lächelt. Der Beobachter insistiert mit einer Wiederholung (Z. 138, „bin nicht da“). Jedoch führt diese Verstärkung der Aussage nicht zur Wiederaufnahme des Bewertungsgesprächs, die beispielsweise durch eine erneute Thematisierung der fehlenden Zeichnungen oder einen Themenwechsel hätte erfolgen können. Stattdessen schaut die Tutorin weiterhin lächelnd zum Beobachter, bis der Saalassistent eingreift und die eingebrachte Situationsdeutung des Beobachters mit „das is so per Definition“ bestätigt (Z. 140). Auch diese Bestätigung ist nicht ausreichend, um die Situation zu reparieren und zum Ursprungsthema zurückzukehren. Die Tutorin ist nachhaltig aus dem Konzept gebracht und das Thema muss durch den Saalassistenten neu aufgegriffen werden. Eingeleitet ist dieses Turn-taking mit „tja“ in Zeile 144 und einer anschließenden Pause, mit der der Saalassistent der Tutorin erneut die Gelegenheit gibt, das Gespräch wieder aufzunehmen.

Die gesamte Passage ist mit untypisch langen Pausen durchsetzt, anhand derer die Irritation der beteiligten Personen über die korrekte Deutung der Situation deutlich wird. Die Tutorin geht selbstverständlich davon aus, dass der Beobachter sie unterstützt, als ihre Erinnerung sie an einer entscheidenden Stelle im Stich lässt, nämlich in einer Situation, in der einem Studenten ein Punkt abgezogen werden

soll. Die Selbstverständlichkeit dieser Erwartung zeigt sich in dem Unglauben der Tutorin über die Verweigerung des Beobachters, ihr die nachgefragten Informationen zu liefern bzw. sich überhaupt involvieren zu lassen. Hieraus kann also geschlossen werden, dass der Tutorin über den gesamten Beobachtungszeitraum hinweg bewusst war, dass sie beobachtet wird. Dass sie sich der Beobachtung (und nicht nur der Anwesenheit des Beobachters) bewusst ist, zeigt sich in ihrer Annahme, dass er ihr die gewünschten Informationen über die Anzahl der von einem bestimmten Studenten mitgebrachten Zeichnungen geben kann.

Interpretieren

Die Interpreten beobachten das Geschehen durch das Objektiv der Kamera. Beobachtet wird: ein Raum, ausgestattet mit diversen Artefakten; zwei Personen; das gesprochene Wort; der zeitliche Verlauf; Einflüsse wie z. B. Geräusche. Interpretiert wird also alles, was die Kamera und das in diese integrierte Mikrofon aufgezeichnet haben. Der Fokus der Betrachtung liegt auf möglichen Bewertungskriterien, auf Mustern, die auf solche hindeuten, oder auf Ansätzen von Handlungen, durch die sich die definitorische Unbestimmtheit des Begriffs „Kreativität“ zumindest teilweise auflösen lässt.

Nachdem im Verlauf einer längeren Datensitzung Videomaterial von insgesamt etwa dreieinhalb Stunden Dauer angeschaut wurde, wird der außerhalb des Kamerablickwinkels sitzende Beobachter – bis hierhin weder zu hören, noch zu sehen – angesprochen.

Die Anwesenheit des Beobachters wird thematisiert. Sie war offensichtlich nicht in Vergessenheit geraten, obwohl derartige Hinweise im sonstigen Datenmaterial, abgesehen von einer Eingewöhnungszeit zu Beginn der Workshop-Sitzung (etwa 10 Minuten), nicht ersichtlich waren – weder seitens der Tutorin, noch seitens der von ihr betreuten Studierenden, die nicht etwa mit dem Rücken zu der auf einem Stativ montierten und deutlich sichtbaren Kamera saßen. Im Gegenteil, der Beobachter wurde als selbstverständlicher Teil der Situation in die Bewertung eingeholt, auch wenn er sich dem dann verweigert hat. Das Faszinierende daran ist, dass wir plötzlich erkannten, wie sehr wir, die Interpreten, die ganze Zeit davon ausgegangen waren, dass wir es mit einer fixierten natürlichen Situation zu tun hatten – genau genommen also mit einer Situation, die auch ohne die Anwesenheit des Beobachters und der Kamera genauso hätte stattgefunden haben könnte (vgl. Bergmann 1985).

Zur Präzisierung: Bei dem Versuch, dem Datenmaterial zu entnehmen, wie die beiden Akteure sich auf eine Bewertung der Gruppenmitglieder einigen, irritierte

uns in der beschriebenen Szene, dass der Beobachter in die Konversation einbezogen werden sollte. Beim „Sehen und Mitlesen“ des Materials hatte eine Gewöhnung an die Aufzeichnung im Sinne einer „authentischen“ Wiedergabe der ursprünglichen Situation eingesetzt; das eigentlich entfremdende Transkript begünstigte dies sogar noch, da es gleichsam als Untertitel ermöglichte, dass auch aufgrund von Nebengeräuschen schwer verständlichen Passagen flüssig gefolgt werden konnte.

Die Ansprache des Beobachters durch die Tutorin zeigt jedoch sehr deutlich, dass das Videomaterial offensichtlich nicht mit der „natürlichen“ Situation gleichzusetzen ist. In mehrfacher Hinsicht handelt es sich um einen ‚unnatürlichen‘ Ausschnitt der Wirklichkeit: zunächst aufgrund von Einschränkungen, die durch technische Parameter bestimmt werden, wie die Größe des Ausschnitts, die Charakteristik des Mikrofons, den Verlust der Tiefe, sowohl „im Sehen“ als auch „im Hören“, und die fehlenden nicht vorhandenen Sinneseindrücke wie Raumtemperatur oder Gerüche. Darüber hinaus wird die Wirklichkeit durch die Kamera beschnitten: diese fokussiert (im vorliegenden Fall nach Maßgaben einer Software) und kann somit nicht analog zu einer umherschweifenden Aufmerksamkeit eines menschlichen Betrachters geführt werden. Auch wenn die Kamera durch den Beobachter mit der Hand geführt würde, könnte sie nicht die weiterreichende Aufmerksamkeit des menschlichen Auges und die damit verbundenen Sinne sowie die Subjektivität des Beobachters ersetzen. Selbst wenn man dies als Möglichkeit zuließe, würden sich wiederum andersartige Probleme bei der Betrachtung des Materials ergeben.

Methodologische Betrachtungen

Die hier andeutungsweise vorgestellte Untersuchung steht in der Tradition verschiedener ethnographischer Ansätze, die unter dem Einfluss des Forschungsprogramms der Ethnomethodologie entwickelt wurden. Zunächst sei das Konzept der „Institutional Ethnography“ (Smith 1984, 2005) genannt, das vornehmlich die alltägliche Manifestation von Institutionen und damit einhergehende Herrschaftsverhältnisse zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht hat. Ausgehend von der Fokussierung auf die Produktion und Verwendung von Texten in organisationalen Kontexten wurde eine kritische, insbesondere auch feministisch inspirierte Perspektive auf den alltäglichen Vollzug von etablierten Machtverhältnissen entwickelt (vgl. DeVault und McCoy 2006).

Aus den von Harold Garfinkel so genannten „studies of work“ (1986) wurden die „Workplace Studies“ entwickelt (Knoblauch und Heath 1999). Diese nahmen die Fokussierung von Arbeitsprozessen auf und ergänzten sie um einen konsequenten

Einbezug der Verwendung von Technologie in die Analyse von Interaktionen. Vor dem Hintergrund der zunehmenden Technisierung auch einfacher Arbeitstätigkeiten und gleichzeitig steigender Komplexität der verwendeten Technologien wird in den Workplace Studies unter anderem die damit einhergehende Normalisierung von Technik in Interaktionen thematisiert.

Die zunehmenden Möglichkeiten audiovisueller Aufzeichnungen sind aktuell Gegenstand allgemeiner Entwicklungen im Rahmen qualitativer bzw. interpretativer Methoden (vgl. Cisneros-Puebla et al. 2012; Schnettler und Baer 2013). Durch die Fokussierung auf den Vollzug von sozialer Ordnung in Interaktionen sowie durch den Einfluss der Konversationsanalyse (Sacks 2011) mit ihrer Maxime „Order at all Points“ und die damit einhergehende kleinteilige Untersuchung von Interaktionen besteht im ethnomethodologischen Forschungsprogramm diesbezüglich jedoch eine lange Tradition. Diese Einflüsse finden sich auch in dem von Hubert Knoblauch, Bernt Schnettler und René Tuma entwickelten Ansatz der Videographie wieder (Tuma et al. 2013), der wiederum die Möglichkeiten technischer Aufzeichnungen mit den Methoden ethnographischer Feldforschung kombiniert (vgl. Knoblauch 2001).

Audiovisuelle Aufzeichnungen über einen jeweiligen Forschungsgegenstand bieten die Möglichkeit, während der Interpretationssitzungen immer wieder in das Geschehene ‚einzutauchen‘. Die Dichte des zur Verfügung stehenden Materials wird im Vergleich zu einem Beobachtungsprotokoll enorm erhöht (vgl. Hirschauer 2001, S. 433). Wenn auch die Form der Datenaufzeichnung (Gerätschaft, Reaktivität, Feldkontakt) immer Bestandteil einer solchen Forschung ist und auch parallel zu den Erkenntnissen aus dem aufgezeichneten Material immer wieder ethnographisch – und das meint durch den Forschenden und dessen Erleben – erhobene Daten berücksichtigt werden, geht, auch im Zuge einer zunehmenden „Soziologie der Praktiken“ (Schmidt 2012), der Trend hin zu ‚natürlichen Daten‘; im Gegensatz zu Rekonstruktionen über Situationen, wie sie denn einmal stattgefunden haben und erlebt wurden (vgl. Bergmann 1985; Hirschauer 2001, S. 430).

Im Interpretationsprozess setzt der Forscher bzw. die Forscherin die eigene subjektive Wahrnehmung instrumentell ein, um sich das Material und die darin ‚abgebildeten‘ Sinnzusammenhänge zu erschließen. Hierbei wird üblicherweise das Vorwissen der forschenden Person reflektiert und expliziert, wie es etwa im Programm der Grounded Theory festgehalten ist (vgl. Glaser et al. 2005; methodenübergreifend dazu auch Steinke 2005).

Der ‚Werkzeugkasten‘ der forschenden Person beinhaltet die eingesetzten Methoden, das eingesetzte Equipment sowie die dem bzw. der Forschenden eigene Subjektivität. Dass mit der Datenproduktion Konstruktionsleistungen einhergehen, haben bereits Hitzler und Honer (1997, S. 11f.) gezeigt. Um nun zu untersuchen, wie geforscht wird, wie diese Konstruktionsleistungen des Forschenden zustande

kommen, müsste also die „künstliche Dummheit“ (Hitzler 2001), bzw. die „Befremdung der eigenen Kultur“, wie Hirschauer und Amman (1997) dies nennen, auf diese drei Elemente angewendet werden.

Anders und ein wenig zugespitzt ausgedrückt: Für den Ethnographen stellt das verwendete technische Equipment, die verwendete Methode sowie seine eigene Subjektivität (notwendigerweise) das im Heideggerschen Sinne „zuhandene Zeug“ (1963) dergestalt dar, dass über das Werkzeug und dessen Bedeutung sowie den Sinnzusammenhang kaum mehr nachgedacht wird – es sei denn im Falle eines Versagens eben dieses Werkzeugs. Das gleiche gilt für Situationen der sozialwissenschaftlichen Auswertungspraxis. Bei der Interpretation von Daten muss diese Selbstverständlichkeit jedoch wieder aufgebrochen werden.

Bekannt ist in diesem Zusammenhang der Aspekt der Reichweitenbetrachtung, wie er beispielsweise in der Grounded Theory üblich ist (vgl. Dey 2010): im Sinne einer Befragung der eigenen Untersuchung danach, welche Daten vorliegen, was diese aussagen und für wie weitreichend den aus diesen Daten gewonnenen Erkenntnissen Geltungsanspruch zugeschrieben werden kann. Hinzu kommt m. E. jedoch die Interpretationsleistung als Gegenstand: Was wird angeregt? Welche sozialisierten Wahrnehmungsmuster werden „stimuliert“, wenn man bestimmtes Material in die Hände nimmt (hier Videomaterial, Transkripte und Beobachtungsprotokolle)? Dem Fragenkomplex nach dem Verstehen u. a. in Interpretationsrunden gehen bereits verschiedene Autoren und Autorinnen nach – aus kommunikationssoziologischer Perspektive z. B. Reichertz (2013), aus der Perspektive linguistischer Pragmatik, z. B. Depermann et al. (2010). Im Anschluss an Raab (2007, S. 302; vgl. auch Raab 2008) wird hier nach den „Sehgemeinschaften“ gefragt oder in anderer Formulierung nach den „Wissenskulturen“ und epistemischen Praktiken (Knorr-Cetina 2002, S. 19ff.) der sozialwissenschaftlichen Forschung.

Während jedoch Schindler und Liegl (2013) lediglich anmahnen, dass einem „impliziten Abbildungsrealismus“ (ebd., S. 51) durch eine Professionalisierung des Umgangs mit audiovisuellem Datenmaterial sowie dessen Kontextgebundenheit unter Hinzunahme ethnographischer Methoden entgegen zu wirken sei, sollen eben diese in zunehmendem Maße „praxisgeschulten Sehfähigkeiten“ (ebd., S. 51) auf die Frage hin untersucht werden, worin dieses Sehen besteht. Zunächst werden Forschende durch qua Sozialisation bereits auf vielfältige und stark vom jeweiligen kulturellen Kontext abhängige Rezeptionsweisen und Deutungsgewohnheiten von visuell aufbereitetem Wissen geprägt. Auf dieser Grundlage wird im Laufe ihrer beruflichen Sozialisation und eben der Ausbildung von spezifischen Sehfähigkeiten eine Metabetrachtung von medialen Produkten geschult – seien dies nun Produkte der Massenmedien oder eigene Forschungsdaten.

Die hier formulierte (und an dieser Stelle eher markierte als beantwortete) Fragestellung bezieht sich nun auf eben jene Alltäglichkeitsunterstellung in der wissenschaftlichen Konstruktion zweiter Ordnung, die wir als „künstliche Dummheit“ oder alternativ als „professionelles Sehen“ bezeichnen. Wie kommen wir an diese Natürlichkeitsunterstellungen? Wie lassen sich die eigenen Gewissheiten in der durchsystematisierten und ohnehin hochgradig anspruchsvollen Situation eines Auswertungsprozesses bestimmen? Mögliche Antworten für diese Fragestellung liegen m. E. darin, die kulturellen Praktiken zu untersuchen, die im Vorgang der Dateninterpretation genutzt werden; ähnlich den Untersuchungen zum Verstehen in Interpretationsrunden (Reichertz 2013), jedoch nicht fokussiert auf die Konstruktionsleistungen einer intersubjektiv geteilten Interpretation, sondern auf die hierzu herangezogenen (subjektiven) Relevanzsetzungen und Deutungsmuster. Die lebensweltanalytische Ethnographie (Honer 2011) könnte ein methodischer Ansatz sein, die Erfahrung des Sehens, des Hörens und des Interpretierens von Daten der methodologischen Betrachtung zugänglich zu machen.

Literatur

- Abel, G. (2006). Die Kunst des Neuen: Kreativität als Problem der Philosophie. In: Ders. (Hrsg.), Kreativität. Kolloquiums-Vorträge des XX. Deutschen Kongresses für Philosophie, 26. – 30. September 2005, Technische Universität Berlin (S. 1–21). Hamburg: Meiner.
- Bergmann, J. R. (1985). Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit: Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: W. Bonß, & H. Hartmann (Hrsg.), Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Soziale Welt, Sonderband (3), S. 299–320.
- Bergmann, J. R. (1988a). Ethnomethodologie und Konversationsanalyse: Kurseinheit 1. Hagen: Fernuniversität.
- Bergmann, J. R. (1988b). Ethnomethodologie und Konversationsanalyse: Kurseinheit 2. Hagen: Fernuniversität.
- Bröckling, U. (2004). Über Kreativität: Ein Brainstorming. In: U. Bröckling, A. T. Paul, & S. Kaufmann (Hrsg.), Vernunft, Entwicklung, Leben: Schlüsselbegriffe der Moderne: Festschrift für Wolfgang Essbach (S. 235–243). München: W. Fink.
- Bröckling, U. (2007). Regime des Selbst: Ein Forschungsprogramm. In: T. Bonacker, & A. Reckwitz (Hrsg.), Kulturen der Moderne: Soziologische Perspektiven der Gegenwart (S. 119–139). Frankfurt, New York: Campus.
- Burow, O.-A. (Hrsg.). (2005). Die Organisation als kreatives Feld: Evolutionäre Personal- und Organisationsentwicklung. Kassel: Kassel Univ. Press.
- Cisneros Puebla, C. A., & Davidson, J. (2012). Qualitative computing and qualitative research: addressing the challenges of technology and globalization. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 13(2), <http://nbn:de:0114-fqs1202285>.

- Deppermann, A., Reitemeier, U., Schmitt, R., & Spranz-Fogasy, Th. (Hrsg.). (2010). *Verstehen in professionellen Handlungsfeldern*. Tübingen: Narr.
- DeVault, M. L., & McCoy, L. (2006). Institutional Ethnography: Using Interviews to Investigate Ruling Relations. In: D. E. Smith (Hrsg.), *Institutional ethnography as practice* (S. 15–44). Lanham, Md: Rowman & Littlefield.
- Dey, I. (2010). Grounding Categories. In: A. Bryant, & K. Charmaz (Hrsg.), *The SAGE handbook of grounded theory* (S. 167–190). Los Angeles: Sage.
- Florida, R. L. (2002). *The Rise of the Creative Class and How It's Transforming Work, Leisure, Community and Everyday Life*. New York: Basic Books.
- Funke, J. (2009). On the Psychology of Creativity. In: P. Meusburger, J. Funke, & E. Wunder (Hrsg.), *Milieus of Creativity: An Interdisciplinary Approach to Spatiality of Creativity* (S.11–24). Dordrecht: Springer.
- Garfinkel, H. (Hrsg.). (1986). *Ethnomethodological studies of work*. London [u. a.]: Routledge & Paul.
- Glaser, B. G., Strauss, A. L., & Paul, A. T. (2005). *Grounded Theory: Strategien qualitativer Forschung*. 2., korrigierte Aufl. Bern: Huber.
- Heidegger, M. (1963). *Sein und Zeit*. 10., unveränd. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Hennessey, B. A., & Amabile, T. M. (2010). Creativity. In: *Annual Review of Psychology* 61(1), S. 569–598.
- Hirschauer, S. (2001). Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen: Zu einer Methodologie der Beschreibung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 30(6), S. 429–451.
- Hirschauer, S., & Amann, K. (Hrsg.). (1997). *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (2001). Künstliche Dummheit: Zur Differenz von alltäglichem und soziologischem Wissen. In: H. Franz, W. Kogge, & T. Möller (Hrsg.), *Wissensgesellschaft: Transformationen im Verhältnis von Wissenschaft und Alltag* (S. 157–169). Institut für Wissenschafts- und Technikforschung.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1997). Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: R. Hitzler, & A. Honer (Hrsg.), *Sozialwissenschaftliche Hermeneutik: Eine Einführung* (S. 7–27). Opladen: Leske + Budrich.
- Honer, A. (2011). *Kleine Leiblichkeiten: Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Knoblauch, H. (2001). Fokussierte Ethnographie: Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie. In: *Sozialer Sinn* 2(1), S. 123–141, <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/693>.
- Knoblauch, H. (2011). Videoanalyse, Videointeraktionsanalyse und Videographie – zur Klärung einiger Missverständnisse. In: *Sozialer Sinn* 12(1), S. 139–145.
- Knoblauch, H., & Heath, C. (1999). Technologie, Interaktion und Organisation: Die Workplace Studies. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 25(2), S. 163–181.
- Knorr-Cetina, K. (2002). *Wissenskulturen: Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Moran, S. (2010). The Roles of Creativity in Society. In: J. C. Kaufman (Hrsg.), *The Cambridge handbook of creativity* (S. 74–90). Cambridge: Cambridge University Press.
- Raab, J. (2007). Die ‚Objektivität‘ des Sehens als wissenssoziologisches Problem. In: *Sozialer Sinn* 8(2), S. 287–304.
- Raab, J. (2008). *Visuelle Wissenssoziologie: Theoretische Konzeption und materiale Analysen*. Konstanz: UVK.

- Reckwitz, A. (2012). *Die Erfindung der Kreativität: Zum Prozess gesellschaftlicher Ästhetisierung*. Berlin: Suhrkamp.
- Reichert, J. (2013). Gemeinsam interpretieren: Die Gruppeninterpretation als kommunikativer Prozess. Wiesbaden: Springer VS.
- Sacks, H. (2011). Notes on Methodology. In: M. Lynch, & W. Sharrock (Hrsg.): *Ethnomethodology* (S. 101–107). Los Angeles, Californian: Sage.
- Sawyer, R. K. (2012). *Explaining creativity: The science of human innovation*. 2. Aufl. Oxford: Oxford Univ. Press.
- Schindler, L., & Liegl, M. (2013). Praxisgeschulte Sehfertigkeit: Zur Fundierung audiovisueller Verfahren in der visuellen Soziologie. In: *Soziale Welt* 64(1–2), S. 51–67.
- Schmidt, R. (2012). *Soziologie der Praktiken: Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin: Suhrkamp.
- Schnettler, B., & Baer, A. (2013). Perspektiven einer visuellen Soziologie: Schlaglichter und blinde Flecken einer aktuellen soziologischen Debatte. In: *Soziale Welt* 64(1–2), S. 7–15.
- Selting, M. et al. (2009). Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402, <http://www.gespraechsforschung-ozs.de/heft2009/px-gat2.pdf>.
- Smith, D. E. (1984). Textually mediated social organization. In: *International Social Science Journal* 36(1), S. 59–75.
- Smith, D. E. (2005). *Institutional ethnography: A sociology for people*. Walnut Creek, CA: AltaMira Press.
- Steinke, I. (2005). Gütekriterien qualitativer Forschung. In: U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (S. 319–331). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Tuma, R., Schnettler, B., & Knoblauch, H. (2013). *Videographie: Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Wiesbaden: Springer VS.

Ethnographie und Bildhermeneutik

Visuelle Daten im Rahmen lebensweltanalytischer Forschung¹

Babette Kirchner und Gregor Betz

Einleitung

Visuelle Daten stellen bedeutende und eigenständige Quellen sozialwissenschaftlicher Erkenntnis dar. Daher lohnt es, sich auch in lebensweltanalytischen Forschungskontexten mit den je spezifischen Erzeugungs-, Betrachtungs- und Interpretationspraktiken im Umgang mit visuellen Daten auseinander zu setzen. Aufbauend auf insbesondere seit der letzten Jahrtausendwende zahlreichen beschriebenen und begründeten Verfahren und Herangehensweisen der Bildinterpretation plädieren wir für einen methodischen Dreischritt aus (1) der aus dem Bild heraus begründeten Segmentierung des Materials, (2) der sequenziell vorgehenden hermeneutischen Rekonstruktion des Bildes und (3) der Interpretation des Entstehungs- und Verwendungskontextes im Feld. Wir verfolgen dabei den Anspruch, die diversen bereits erprobten und zum Teil nebeneinander stehenden Methoden der Bildinterpretation systematisch und integrierend in die wissenssoziologisch orientierte ethnographische Forschung einzubeziehen.

Zur Relevanz von Bilddokumenten im Rahmen ethnographischer Forschung

Bereits 1995 hebt Stefan Müller-Dohm die bedeutende Aufgabe hervor, die im Rahmen der hermeneutischen Auswertung von Bilddaten bewältigt werden solle:

-
- 1 Da der vorliegende Text ‚eingelebten‘ Lesegewohnheiten nicht zuwider laufen soll, haben wir uns für die maskuline Schreibweise sämtlicher im Text genannter Individuen entschieden.

Die Rekonstruktion manifester und latenter Deutungs- und Orientierungsmuster visueller Präsentationen. Bilddaten – im vorliegenden Beitrag verstanden als *von* Akteuren im Feld produzierte und verwendete visuelle Dokumente im weitesten Sinne – jedoch lediglich darauf zu beschränken, dass Individuen im Feld diese nutzen, um sich im Sinne von sozialen Regeln an ihnen zu orientieren (so z. B. Bohnsack 2003; Pilarczyk und Mietzner 2005), erachten wir in der Tradition des Sozialkonstruktivismus (vgl. Berger und Luckmann 1966) als verkürzt. Denn Menschen sind auch an der Konstruktion von Regeln und gemeinsamen Vorstellungen (z. B. zu Ästhetik, Inszenierung und Symbolik) beteiligt. Das heißt, zum einen werden visuelle Produkte zur Orientierung für eigene Handlungen (auch Bilderzeugungen) genutzt (Internalisierung). Zum anderen stellen visuelle Daten Objektivierungen der sozialen Wirklichkeit des Feldes dar (Objektivierung). Und des Weiteren verwenden Menschen Bildprodukte als Interaktionsartefakte im Feld und schreiben ihnen damit Sinn zu (Externalisierung) (vgl. Raab 2008b, 2008c; Kurt 2008). Welchen je feldspezifischen Sinn Menschen visuellen Daten in der (Wieder)Verwendung zuschreiben, kann hinlänglich nur durch eine Einbettung der *hermeneutischen* Analyse von Bilddaten im Rahmen ethnographischer Forschung rekonstruiert werden. Den vorliegenden Beitrag verstehen wir deswegen als ein zweifaches Plädoyer: Für die Kombination von Bildhermeneutik und lebensweltanalytischer Ethnographie und für die Weiterentwicklung der Bildinterpretation in der Logik ethnographischer Forschung – das heißt unter Berücksichtigung der Agenda des Feldes beziehungsweise der Bildproduzenten, die stets in zahlreichen sozialen Kontexten eingebunden sind.²

Bilder stellen – laut Jürgen Raab (2008b) – eine eigene symbolische Form dar, weswegen besondere Sinnzusammenhänge existieren, die ausschließlich über Bilder expressiv vermittelt werden. Die Jedermann bekannte ‚Alltagsweisheit‘, der zufolge „ein Bild mehr als tausend Worte“ sage, verdeutlicht, dass Menschen Bildern weit mehr Bedeutung beimessen, als lediglich das oberflächlich Dargestellte darin (wieder) zu erkennen. Sozialwissenschaftlich Forschende können in Bildern dementsprechend weit mehr als das vermeintlich ‚Offensichtliche‘ finden: Visuelle Daten zeichnen sich insbesondere (a) durch die ‚Quasi-Natürlichkeit‘ der Datenart, (b) durch eine hochgradige Verdichtung von Wissen im Bildprodukt und (c) durch die im Feld zugeschriebene Funktion bei der Verwendung als Artefakt aus.

„Quasi-Natürlichkeit“ der Datenart: Grundsätzlich sieht sich der Sozialwissenschaftler im Rahmen von Forschungsprojekten stets mit der Frage konfrontiert,

2 So betonen beispielsweise Raab et al. (2010) in ihrer empirischen Studie der Internetplattform „YouPorn“ in Anlehnung an Goffmans Rahmenanalyse, dass Bilder stets in soziale Kontexte eingebettet sind.

welche Daten erhoben, welche ‚lediglich‘ registriert und welche für eine rekonstruierende Interpretation von Sinn heran gezogen werden sollen. Insbesondere Anne Honer und Ronald Hitzler sprechen sich für die Kombination von ethnographisch gewonnenen mit unabhängig von der Forschungssituation generierten Daten aus (vgl. z. B. Hitzler und Honer 1991, 1997), um die Forschungsfragen – idealerweise – an der Agenda des Feldes auszurichten und nicht den Blick durch eng gefasste Vorannahmen zu trüben. Während ethnographisch gewonnene Daten bereits in der Erhebungssituation – entsprechend der Forschungsfragen – ‚gefiltert‘ werden, die Erhebung also als Teil des Datums und dessen Aussagekraft berücksichtigt werden muss (vgl. Soeffner und Hitzler 1994), sind unabhängig vom Forscher und von der Forschungssituation entstandene Daten eben deshalb so interessant, weil Letztere ‚ungefiltert‘ erhoben werden können. So wird diese Art von Daten oftmals auch als quasi-natürlich bezeichnet. ‚Natürlich‘ sind sie lediglich insofern, als der Forschende weder an der Entstehung beteiligt war, noch irgendeinen anderen Einfluss auf das ‚Was‘ oder das ‚Wie‘ des dauerhaften Fixierens der Daten hatte (vgl. auch Soeffner 1999, S. 46).

Die Agenda des Feldes zu berücksichtigen, ist insofern bedeutsam, als darüber wichtige Aspekte des Untersuchungsphänomens herausgefunden werden können. So erweisen sich im Zuge ethnographischer Erkundungen ‚eingesammelte‘ visuelle Daten (Fotos und grafische Produkte wie Flyer, Plakate o. ä.) als ‚vom Feld‘ als relevant erachtete Artefakte. Auf der Basis empirischer Einblicke aus einem laufenden Forschungsprojekt lässt sich beispielsweise feststellen, dass Kletterprofis mitunter täglich Fotos von sich in ihrem persönlichen Facebook-Profil hochladen, Organisierer Wettkämpfe auf Flyern anpreisen und Klettermagazine Neuigkeiten über Klettergebiete, -routen und -stars stets mit bildhaften Darstellungen verbinden. Die „Mega-Event-Macher“ der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010 entwickelten im Zuge der Planung und Umsetzung eine ausgeklügelte, professionell erstellte Bildsprache (vgl. Betz 2014; Hitzler et al. 2013). Ebenso verwenden die Organisierer von Protestereignissen sehr bewusst und gezielt sowohl Fotos als auch Plakate, um spezielle Erwartungen bei der Mobilisierung zu evozieren oder ihre jeweiligen Deutungen politischer Entscheidungen zu inszenieren (vgl. Betz und Hitzler 2015). Aufgrund der Vielzahl täglich erzeugter und immer aufwändiger ‚ausgeschmückter‘ visueller Dokumente, zu denen eine exponentiell anwachsende ‚Flut‘ an online veröffentlichten Daten hinzukommt, ist eine auf Feldrelevanzen basierende Auswahl vorzunehmen. So können zum Beispiel der Produktions- und Inszenierungsaufwand, Klickzahlen, Verlinkungen oder die Bedeutung bestimmter dargestellter Feldakteure, -situationen oder -artefakte hilfreiche Eingrenzungskriterien sein. Vermutete Relevanzsetzungen können zudem über die Teilnahme im Feld herausgefunden werden. Damit erweist sich (nicht nur) für die Auswahl der

zu interpretierenden Bilddaten der ‚Rückgriff‘ auf ethnographisch angeeignetes Wissen als fruchtbar.

Verdichtung von Wissen im Bildprodukt: Weil Bilder eine hochgradige Verdichtung von feldspezifischem Wissen und damit eben der Wirklichkeit des Feldes darstellen, sind sie für die soziologische Forschung besonders interessant (vgl. zur Komplementarität von Wissen und Wirklichkeit wieder einmal Berger und Luckmann 1966). Bildproduzenten beziehungsweise Bild(nach)bearbeiter können sich für ihre bildhaften Produktionen Zeit lassen. Streng genommen müssen sie auch viel Zeit und Arbeit investieren, da diese materialen Produkte weniger flüchtig, sondern – mehr oder minder – dauerhaft in den sozialen Zusammenhang eingestellt und potentiell auch kritischer berücksichtigt werden (können), als zum Beispiel die Handlungen eines Akteurs in einer Face-to-Face-Situation. Bilder sind demnach – analog zu im Feld produzierten Texten (vgl. Soeffner und Hitzler 1994, S. 42f.) – zu verstehen als Interaktionsprodukte beziehungsweise als Produkte sozialen Handelns. Deswegen ist bei der Interpretation quasi-natürlicher visueller Daten davon auszugehen, dass dem Endprodukt zahlreiche Prozesse vorgelagert sind, die es zu erforschen gilt. Bis also ein Bild im Feld tatsächlich als Artefakt verwendet wird, durchläuft es in aller Regel einen komplexen Zyklus, beginnend mit der Motivwahl, über die Bilderzeugung, die Auswahl des Abzuges aus einer Serie oder mehreren Serien von Bildern, bis hin zum Bearbeiten und letztendlichen In-Szene-Setzen. In diesen Prozess, in dem ständig nachjustiert, verworfen und neu entschieden wird, sind häufig mehrere Personen in mehreren sozialen Situationen involviert. Dabei ist davon auszugehen, dass Bildproduzenten kollektiv geteilten Vorstellungen von zum Beispiel Ästhetik entsprechen, widerstreben oder diese variieren wollen.

Was letztendlich mit den Bildern ausgedrückt werden soll, kann hinreichend nur in der Kombination von Bildhermeneutik und Ethnographie herausgefunden werden. Denn die Wirklichkeit des Feldes ist nicht ausschließlich in Bilddaten zu finden, sondern unter Berücksichtigung möglichst vieler unterschiedlicher Aspekte von Handlungen, Handelnden und deren (Umgang mit beziehungsweise Wiedereinsatz von) Handlungsprodukten. Wirklichkeit soll im Folgenden als soziale Konstruktion verstanden werden, die ausschließlich im Bewusstsein und im Handeln von Akteuren existiert. Im Rahmen unserer Forschung verorten wir uns in der „verstehenden Soziologie“ Max Webers, mittels derer soziales Handeln verstanden und erklärt werden soll. In dieser Tradition wird methodologisch den Prämissen der hermeneutischen Wissenssoziologie gefolgt und unter anderem ethnographisch untersucht, was Menschen in verschiedenen sozialen Kontexten ‚da eigentlich tun‘ (vgl. vor allem Soeffner 1999). Die Weltdeutungen der Menschen im Feld („Konstruktionen erster Ordnung“) und deren Rekonstruktion durch den sozialwissenschaftlich Forschenden („Konstruktionen zweiter Ordnung“; Schütz

2010) bauen „auf einem gemeinsamen Rahmen (dem der conditio humana) und auf einem weithin gemeinsamen Repertoire aus Erfahrungen, sozialisatorisch vermittelbarer und erlernbarer Fertigkeiten und Verfahren [...] auf“ (Soeffner 1999, S. 42).

In der hermeneutischen Wissenssoziologie wird das alltägliche, allgemeinmenschliche Vermögen des Verstehens genutzt, dabei aber reflektiert, dass dem Deutenden der subjektive Sinn anderer Menschen grundsätzlich verborgen bleibt, also ‚lediglich‘ sein Tun gedeutet werden kann. Die wissenssoziologische Hermeneutik hebt sich insofern vom alltäglichen Deuten ab, als hierbei danach gestrebt wird, das Deuten zum einen methodisch kontrolliert zu tun und damit zum anderen für Dritte nachvollziehbar darzulegen (vgl. zum beispielhaften Interpretieren einer Textpassage: Soeffner 2004; allgemein Honer 1989, S. 297; Hitzler 1993). „Sozialwissenschaftliche Hermeneutik als methodologisches Fundament von Interaktionstheorie zielt ab auf die Interpretation des ‚Sinnes‘ von Interaktionsbedingungen, Interaktionsabläufen und Interaktionsrepertoires (Muster, Strategien, Taktiken, Möglichkeiten)“ (Soeffner 2004, S. 212). Sinn existiert nicht ‚an sich‘ in Interaktionskontexten, sondern wird von Menschen interaktiv – in Abstimmung mit anderen – hergestellt. Die dafür erforderliche Interaktions- und Interpretationskompetenz wie auch die soziale Geltung von Sinnzuweisungen werden in Prozessen der Sozialisation erlernt. Diese feldspezifischen Prozesse auch als Forscher zu durchlaufen, verspricht für die ethnographische Herangehensweise besonders ‚fruchtbar‘ zu sein (vgl. ebd.; auch Honer 1999).

Zur Rekonstruktion der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit haben Honer und Hitzler vor allem mit dem Forschungsprogramm der lebensweltanalytischen Ethnographie beigetragen (vgl. gesammelte Schriften: Honer 2011, und exemplarisch: Hitzler 2007). Mittels lebensweltanalytischer Ethnographie kann das ‚Dilemma‘ der Unüberschreitbarkeit der „mittleren Transzendenzen“ (so zum Beispiel: Ich kann nicht die gleiche Erfahrung wie mein Mitmensch machen; vgl. Schütz und Luckmann 2003, S. 602ff.) zwar nicht negiert, aber zumindest insofern kompensiert werden, als „der Feldforscher versucht, mit der zu erforschenden Welt hochgradig vertraut zu werden, indem er an dem in Frage stehenden sozialen Geschehen praktisch teilnimmt, indem er so etwas wie eine temporäre Mitgliedschaft erwirbt“ (Honer 1993a, S. 244) und damit die feldtypischen Relevanzen kennengelernt beziehungsweise erlernt.

Für ethnographische Untersuchungen sozialer Lebenswelten wird „prinzipiell das gesamte Methodenarsenal empirischer Sozialforschung“ (Hitzler 2007, S. 213) – unter besonderer Berücksichtigung der nichtstandardisierten Verfahren – genutzt (vgl. auch Honer 1989, 1993a). „Die grundlegenden Techniken bestehen darin, das Geschehen zu beobachten, Dokumente zu beschaffen und zur Kenntnis zu nehmen, sowie mit den Leuten zu reden“ (Hitzler und Honer 1997, S. 13; vgl. auch Hitzler und Honer 1991). Mit der Kombination unterschiedlicher Datenarten

sollen jedoch nicht – wie sonst im Sinne der viel beschworenen Triangulation (so vor allem Flick 2011) – Daten (vermeintlich) validiert, sondern soll ein weiterer interessanter Aspekt des zu untersuchenden Phänomens berücksichtigt werden (vgl. zum Problem der Triangulation: Kalthoff 2010). Im Forschungsverlauf muss der Ethnograph dann geschickt zwischen existenziellem Engagement und analytischer Distanz changieren, um nicht Gefahr zu laufen, im Feld zu „verkaffern“ (vgl. Honer 1993b; Hitzler 2007). Das heißt, er sollte im Feld engagiert teilnehmen und am Schreibtisch distanziert analysieren. Die Interpretation der gewonnenen Daten sollte idealerweise in einem zirkulären Prozess erfolgen, in dem Kontextwissen *zunächst* ausgeblendet wird. Mit der sukzessiven Verdichtung von Seharten kann durch die Berücksichtigung von ethnographisch gewonnenen Erkenntnissen im späteren Verlauf der Interpretation eine ‚feldnahe‘ Deutung erzielt werden.

Da im Bildprodukt Wissen hochgradig verdichtet vorliegt, empfiehlt es sich in der Logik der lebensweltanalytischen Ethnographie, diese Daten hermeneutisch auszuwerten. Im Gegensatz zur hermeneutischen Analyse von visuellen Daten (in der Tradition der phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann), wird mittels dokumentarischer Methode (in der Tradition von Karl Mannheims Wissenssoziologie) der Prämissen nachgegangen, dass Bildproduzenten die in einem sozialen Kontext gültigen Kompetenzen und ästhetischen Kriterien reproduzieren (vgl. Bohnsack 2003, 2009; allgemein zur dokumentarischen Methode Bohnsack 2001). So ‚dokumentiere‘ sich in Bildern – an Mannheim anschließend in Erwin Panofskys kunsthistorischen Analysen³ – die soziale Struktur, die sich (mithin unweigerlich und unwissentlich) bis zum handelnden und wahrnehmenden Individuum ‚durchschlägt‘ (zur kritischen Auseinandersetzung mit, keineswegs aber grundsätzlichen Ablehnung von Bourdieu, Mannheim, Panofsky und Bohnsack vgl. vor allem Raab 2008b; auch Müller und Raab 2014).

Verwendung von Bildern als Artefakte im Feld: Werden in ethnographisch angelegten Projekten unterschiedliche Erhebungsverfahren kombiniert, muss stets reflektiert werden, dass es sich bei den erhobenen Daten um verschiedene Datenarten handelt. So können mittels existenzieller Teilhabe soziale Interaktionen in Form von Beobachtungsprotokollen und Erlebensdaten gewonnen und später in analytischer Distanz hermeneutisch beziehungsweise phänomenologisch interpretiert werden. Bilddaten hingegen sind *Darstellungen* (von etwas oder jemandem). Sie weisen weniger eine Dokumentationsfunktion (z. B. ‚So ist es tatsächlich im Feld‘), als vielmehr eine Inszenierungsfunktion (im Sinne von: ‚So möchten wir einen Ausschnitt der Wirklichkeit darstellen‘) auf. Dies analytisch zu berücksichtigen,

3 Zu den Verknüpfungen und gegenseitigen konzeptionellen Bezugnahmen von Mannheim und Panofsky vergleiche ausführlicher: Bohnsack 2009.

macht Bilddaten keineswegs zu Daten minderer Güte, sondern als Artefakte sogar zu einem weiteren erkenntnisträchtigen Aspekt des zu untersuchenden Feldes, denn bildhafte Darstellungen sind bedeutende Objektivationen sozial konstruierter Wirklichkeit; darin sind sich – wenn auch theoretisch unterschiedlich verortet – mit Bildanalysen befassste Sozialwissenschaftler einig (vgl. bereits Müller-Dohm 1990; Raab 2008a; Kurt 2008; Breckner 2010).

Visuelle Dokumente werden wiederum im Feld als Artefakte eingesetzt und dabei wird ihnen subjektiver wie auch objektiver (feldspezifischer) Sinn zugeschrieben. Akteure verwenden Bilddaten bewusst und intendierter Maßen, um bestimmte Zielgruppen auf eine spezifische Art und Weise zu adressieren und mitunter auch zu überzeugen. Bilder werden also als *Kommunikationsartefakte* in diverse Situationen eingebunden. (a) Akteure verwenden sie bewusst und mitunter auch ganz gezielt, um spezifische Zielgruppen auf eine bestimmte Art und Weise anzusprechen und damit eben auch ein wie auch immer geartetes Handlungsproblem zu bewältigen (Um-Zu-Motive). (b) Bilder werden zudem in Situationen – zum Beispiel beim Be- trachten einer Webseite, eines Werbeplakats oder eines Buchcovers – einbezogen und damit auch in die alltägliche Deutung von Situationen, Handlungen und Akteuren integriert. (c) Auch die – mitunter aus dem Ursprungskontext herausgelöste – Verwendung des Bildes und Wiedereinbindung in andere Kontexte ist denkbar und stellt damit einen weiteren relevanten Aspekt dar, der im Rahmen der Bildanalyse Berücksichtigung finden sollte.⁴ Insbesondere im Rahmen lebensweltanalytischer Ethnographie ist es daher unumgänglich, über die Konstruktion im Zuge der Bilderzeugung hinaus auch die Verwendung der visuellen Dokumente in ihren jeweiligen Kontexten in der Interpretation zu berücksichtigen (vgl. Burri 2008).

Wissenssoziologische Bildhermeneutik

Zieht sich der Ethnograph mit den gewonnenen Daten analytisch distanzierend aus dem Feld zurück, stehen methodische Überlegungen zu deren Interpretation an. Für Textinterpretationen wurde bereits hinlänglich geklärt, dass „sozialwissenschaftliche Hermeneutik [...] auf der ‚Alltagshermeneutik‘ [basiert]“ (Soeffner 2004, S. 216; vgl. bereits Soeffner und Hitzler 1994; zur Ergänzung von Text- und Bildanalyse Peez 2006, S. 121), jedoch methodisch kontrolliert erfolgen muss,

4 So wird online die Bedeutung von zahlreichen Bildern (mithin mehrmals täglich) um- geschrieben, indem sie als ‚Memes‘ mit kurzen Schriftzügen ober- und unterhalb eines zentral dargestellten Charakters versehen werden. Vgl. einführend dazu Moskopp und Heller 2013.

um eben nicht alltägliche Selbstverständlichkeiten zu ‚verdoppeln‘ (vgl. hierzu Soeffner und Hitzler 1994). Zwar unterscheiden sich Bild- und Textdokumente als Datenarten erheblich voneinander und sind hinsichtlich ihrer je spezifischen Formen der Sinnrepräsentanz zu reflektieren (vgl. exemplarisch zum Diskurs der ‚Vertextlichung‘ von Bildern im Interpretationsprozess Müller-Dohm 1995; Breckner 2003; Bohnsack 2003; Müller 2012; Boehm 2014; Müller 2014; Soeffner 2014); dennoch muss berücksichtigt werden, dass insbesondere der methodisch kontrollierte Rekonstruktionsprozess (und nicht nur die spätere Vertextlichung der Interpretation) sich notgedrungen *immer in einer zeitlichen Abfolge von verschiedenen Fokussierungen und dem Springen zwischen Details und dem Gesamtbild vollzieht*.

Um die „Zeichenwelten“ (Kurt 2004, S. 239) welchen Datums auch immer zu analysieren, ist es notwendig, sich den „Verweisungszusammenhang zwischen Zeichen und Bezeichnetem, [dem] Verhältnis zwischen Teil und Ganzem“ (ebd.) sukzessive zu nähern. Auch Bilder werden „nie nur als Ganzes gesehen“, vielmehr wird die Wahrnehmung eines Bildes im Alltagsverständ erschlossen, „indem das Auge über das Bild wandert“ (Breckner 2003, S. 37, Hervorhebung im Original). *Methodisch kontrolliertes Verstehen* hingegen bedeutet, „ein Verstehen wie üblich“ unmöglich [...] zu machen]. Normalerweise fließt das Verstehen mit dem Strom des Geschehens – jetzt [beim Interpretieren, BK/GB] staut es sich an einer Stelle“ (Kurt 2004, S. 243). Dazu ist es bei der Bildinterpretation notwendig, das Verstehen des Bildes „in alltagsweltlicher Einstellung“ (ebd.) zu unterbinden. Aufgabe der methodisch kontrollierten Bildinterpretation ist es daher, aus dem Bild heraus formale Strukturen zu definieren, anhand derer ein Deutungsprozess begründet werden kann. Hierdurch soll eine sukzessive Annäherung an das Bild ermöglicht werden, durch die „Deutungen kumuliert“ (Hitzler 1991, S. 300) und Sinnebenen eines Bildes systematisch eingegrenzt werden. Dazu soll – für den Interpretationsprozess eines Bildes – eine „Attitüde der künstlichen Dummheit“ (Hitzler 1986, S. 53) erzeugt werden.

Schritt 1: Segmentierung des Bildmaterials

Durch ein *aus dem Bild heraus* begründetes schrittweises Aufdecken des Bildes ist es möglich, die alltäglichen Wahrnehmungsweisen von visuellen Daten wie auch bei anderen zu interpretierenden Daten „absichtsvoll aus[zu]klammer[n] und [...]uns] möglichst ‚naiv‘“ (Hitzler 1991, S. 297) zu stellen. Obwohl es keinen allgemeingültigen ‚Königsweg‘ bei der Segmentierung eines Bildes gibt, lassen sich dennoch (formale) Ansatzpunkte formulieren, um eine maximal am Bild orientierte

Segmentierung vorzunehmen. Diese sollten dann jeweils bildspezifisch entschieden und für das jeweilige Bild umgesetzt werden. Ferner gehen wir davon aus, dass die Interpretation in einer Gruppe erfolgt, in der möglichst offen, kontrovers und ohne Handlungsdruck diskutiert werden kann. Dabei sollte lediglich *eine* Person das Bild kennen und sich – am besten mit zeitlichem Abstand zur Interpretationssitzung – mit der Segmentierung des Bildes im Voraus befasst haben.

Wir schlagen einen Interpretationsprozess und damit eine Segmentierung des Bildes von unkonkreten (Rahmungen und Hintergründen) zu konkreten und symbolisch dichten Bildelementen vor. Dabei hilft es, das Bild zunächst nach Ebenen zu segmentieren: Da der Bildhintergrund stets den Kontext für davor gelagerte Ebenen darstellt, ist dieser in aller Regel der geeignete analytische Ausgangspunkt, um alltägliche Sehgewohnheiten – vom Auffälligsten zum weniger Auffälligen – zu durchbrechen. In unserer Interpretationspraxis ließen sich Bilder auf diese Weise in bis zu sechs Bildebenen unterteilen. Dennoch sind die extrahierten Bildebenen oftmals noch sehr komplex und können weiter vom Möglichkeitsoffensten zum Konkretesten hin segmentiert werden. Hinweise auf prägnante, beziehungsweise – wie auch immer – hervorgehobene Elemente einer Ebene können große, scharfe, helle, kontrastreiche, besonders farblich markierte Darstellungen oder andere Stilmittel der Bildgestaltung sein. Ebenso sollten symbolisch stark verdichtete Bildelemente – wie beispielsweise besondere Gebäude, politische oder religiöse Symbole, Markenzeichen und Textelemente – später interpretiert werden.

Durch eine solche Segmentierung des Bildes vom Unspezifischen zum immer konkreteren Werdenden beziehungsweise für den Betrachtenden immer spezifischer Wahrnehmbaren lässt sich ein sequenzieller Interpretationsprozess begründen. Die hervorgehobenen Elemente einer Ebene werden anfangs verdeckt; aufgedeckt werden zunächst nur die diese umgebenden Elemente. Dadurch können analog zur sequenziellen Textanalyse zunächst für einzelne Bildausschnitte möglichst viele Lesarten bzw. „Seharten“ (Kurt 2008, S. 375) entwickelt werden, die im Laufe des Interpretationsprozesses – also im Abgleich aller gebildeten Seharten mit dem aufzudeckenden Kontext – bestätigt oder ausgeschlossen werden können. Wenn die Interpretation umgekehrt vom symbolisch Verdichteten, vom inszenierten Fokus und Vordergrund eines Bildes ausgeinge, würden die Seharten von Beginn an bereits stark eingegrenzt und so im Verlauf viele Deutungen durch das ‚Offensichtliche‘ überlagert – und dementsprechend gar nicht erst in Betracht gezogen – werden. Obwohl Bilder aus dem Feld quasi-natürliche Daten sind und wir uns mit unserem Plädoyer für eine aus dem Bild abgeleitete Segmentierung aussprechen, muss berücksichtigt werden, dass es sich bei der Segmentierung dennoch um eine Relevanzsetzung durch den oder die Forscher handelt. Diese sollte im Anschluss an jede Interpretation unbedingt

rückblickend reflektiert und gegebenenfalls in Frage gestellt werden, um beispielsweise idiosynkratische Einstellungen des segmentierenden Forschers aufzudecken.

Schritt 2: Sequenziell vorgehende Entwicklung von Seharten

Im zweiten Schritt lassen sich für jedes Segment – im Sinne der wissenssoziologischen Hermeneutik (vgl. Soeffner und Hitzler 1994; Soeffner 2004; Kurt 2004) – zunächst möglichst viele Seharten sammeln, bevor der Blick auf die bereits interpretierten Segmente der Ebene und anschließend im Kontext der dahinter liegenden, ebenfalls bereits interpretierten Ebenen erweitert wird. Auf diese Weise wird das Bild sukzessive aufgedeckt und vom Bildhintergrund ausgehend die Sinngestalt des kompletten Bildes rekonstruiert. Für jeden dieser Schritte – insbesondere aber dann, wenn das komplette Bild aufgedeckt ist – lassen sich die vielfältigen in der Literatur begründeten Methoden der Bildinterpretation auf den jeweils betrachteten Bildausschnitt anwenden. Die mannigfaltigen Ansätze stehen sich keineswegs exkludierend gegenüber, sondern lassen sich für einen möglichst erkenntnisreichen Interpretationsprozess kombinieren:

- Planimetrische Analyse eines einzelnen Bildsegments und der aufgedeckten Bildebene (vgl. Bohnsack 2009, S. 61f.)
- Vor-ikonografische Beschreibung und ikonografische Interpretation des aufgedeckten Bildsegments (vgl. Müller-Dohm 1995; Kurt 2008; Bohnsack 2003)
- Ikonologische Interpretation (vgl. Bohnsack 2003, S. 64f in Anlehnung an Imdahl)
- Variation von Farben, Formen, Objekten und Positionen der aufgedeckten Bildkomposition und die Variation des Bildausschnitts („Kompositionsvariation“) (vgl. Müller 2012; Kurt 2008)
- Variation der Betrachtungsperspektive durch die Interpretierenden (vgl. Kurt 2008)
- Komparative Analyse zu anderen bildhaften Darstellungen („Parallelprojektion“) (vgl. zur Komparation ganzer Bilder: Bohnsack 2009; Müller 2012; Müller und Raab 2014)
- Assoziativ freie Vervollständigung der aufgedeckten Bildsegmente zu einem fiktiven Bildganzen, wodurch das „Mögliche durch das Wirkliche einer permanenten Überprüfung“ (Kurt 2004, S. 253) unterzogen wird (vgl. Breckner 2003, 2010).

In Ergänzung schlagen wir vor, zusätzlich die folgenden drei Aspekte stärker in Bildanalysen zu berücksichtigen:

- Mimetisches Nachahmen dargestellter Mimik, Positionen und Szenerien (*Bildproduzenten vor der Kamera*). Hieraus lässt sich beispielsweise schließen, ob die dargestellten Situationen aus natürlichen Bewegungsabläufen entstanden sein könnten oder (beispielsweise für ein Foto) „gestellt“ wurden.
- Technische Rekonstruktion der Darstellung für Rückschlüsse auf potentiell genutzte Aufnahmegeräte, eingenommene Aufnahmepositionen und vollzogene Blickrichtungen (*Bildproduzenten hinter der Kamera*; vgl. dazu auch die anschließende exemplarische Bildinterpretation).
- Aufmerksames Reflektieren von evozierten Stimmungen in der Interpretationsgruppe lassen auf intendierte (und mitunter auch nicht intendierte) Wirkungen auf *Bildbetrachter* schlussfolgern. So fühlen sich Menschen meist zunächst von Farben und Formen und erst später von symbolischen Deutungen angesprochen, ergriffen oder auch abgestoßen.

Schritt 3: Interpretation der Bildproduktion und der Bildverwendung im Feld

Angelangt bei den (vorläufigen) Seharten des Gesamtbildes, wird nun der Kontext des Bildes in zweierlei Hinsicht einbezogen: Zunächst wird der konkrete Kontext berücksichtigt, in dem das Bild im Feld auftaucht, wo und mit welcher Funktion es verwendet wird und wie es in diesem Kontext auf den Betrachter wirkt (zum Beispiel ironisch brechend, kontrastierend, verdeutlichend, moralisierend, akzentuierend, emotionalisierend etc.). Visuelle Daten stellen in aller Regel sehr reflektiert ausgewählte Kommunikationsakte dar, denen die spezifische Konstruktion einer zu adressierenden Zielgruppe zugrunde liegt. Durch die Ansprache soll bei der Zielgruppe etwas ausgelöst werden. Den Verwendungskontext eines Bildes zu berücksichtigen, eröffnet deswegen weitere entscheidende Hinweise auf diesem im Feld zugeschriebene Bedeutungen. Wird ein Foto in einem privaten Facebook-Profil verwendet, lassen sich andere Schlüsse daraus ziehen als wenn es an prominenter Stelle auf einer offiziellen Firmen-Homepage positioniert ist. Ebenso wird einem in einem Club oder in einer Kneipe angebrachten Werbeplakat eine gänzlich andere Bedeutung zugeschrieben, als wenn es überwiegend im öffentlichen Straßenraum oder in einem Supermarkt aufgehängt ist.

In einem letzten Schritt lässt sich abschließend nach der Entstehungs- und Auswahlsituation des visuellen Datums fragen, denn Bilder und grafische Dokumente werden stets zu einem gezielten Zweck gestaltet und ausgewählt. Dabei

soll eine Antwort auf die Frage gefunden werden, wie die Bildproduzenten ihre Handlungssituation gedeutet haben („Weil-Motive“, vgl. Soeffner 2004) und was sie mit ihrem Handeln – also der bewussten Gestaltung und Auswahl von Bildern – bezeichnen wollten („Um-Zu-Motive“, vgl. Soeffner 2004). Mit anderen Worten: Es gilt herauszufinden, „welches Problem dieser Handlungsprozess [die Gestaltung und Auswahl des Bildes; BK/GB] auf welche Weise gelöst hat beziehungsweise lösen sollte beziehungsweise lösen könnte“ (Kurt 2004, S. 240f.).

Fotomontage für den Blick in die Zukunft – Exemplarische Bildinterpretation

Um exemplarisch die Relevanz von Bildinterpretationen im Rahmen ethnographischer Forschung sowie konkret unsere soeben vorgestellte Methode vorzuführen, haben wir in einer fünfköpfigen Interpretationsgruppe⁵ ein visuelles Dokument aus einem unserer Forschungskontexte analysiert. Ausschließlich einer der Autoren verfügte über ethnographisch gewonnene Feldkenntnisse, kannte das Dokument vor der Interpretationssitzung und hat es ausgewählt, da es im Feld so eingesetzt wurde, dass auch ohne systematische Analyse eine große Bedeutungszuschreibung zu vermuten war.⁶ Im Folgenden wird der Interpretationsprozess nachvollzogen. Aus Platzgründen kann dies notwendigerweise lediglich verdichtet und verkürzt geschehen. Bedingt durch diese Komprimierung zu einem – die eigentliche, oftmals verworren verlaufende Interpretation lediglich schematisch – rekonstruierenden Text mögen einige Seharten und Schlussfolgerungen im Folgenden mitunter überraschend erscheinen. Zudem ist es schwer möglich, die im Anschluss an die Interpretationssitzung durchlaufenden Deutungszyklen – etwa im Zuge der Verschriftlichung – angemessen widerzuspiegeln. Die Ausführungen stellen einen Kompromiss zwischen zwei Polen dar: einerseits den Interpretationsprozess getreu und nachvollziehbar wiederzugeben und andererseits eine vorläufige, systematisch durchdachte, mit ethnographisch gewonnenem Wissen angereicherte Interpretation eines Bilddokuments ohne allzu viele Redundanzen darzulegen.

5 Wir danken Christine Striffler, Friederike Windhofer und Katharina Neuhaus für ihr konzentriertes Durchhaltevermögen und ihre zahlreichen Seharten.

6 Näheres zum Dokument wird im Laufe der hier darzulegenden Interpretationsschritte erläutert.

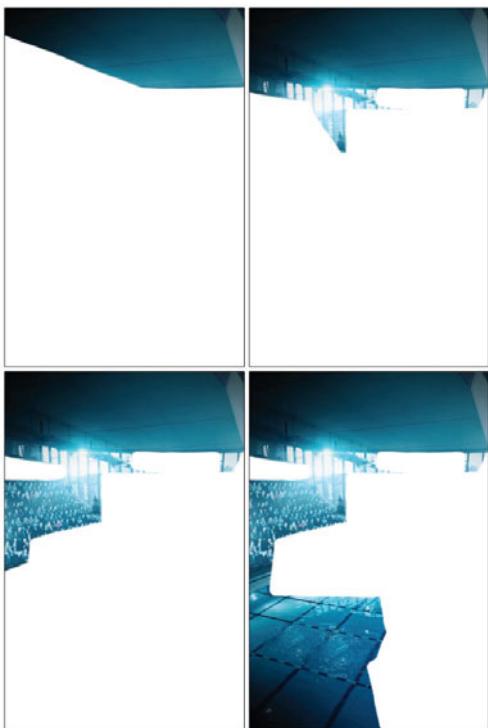
Schritt 1: Segmentierung des Bildmaterials

Das Dokument wurde von einem der Autoren zur Interpretation alleine vorbereitet. Auf den ersten Blick waren drei Bildebenen erkennbar, die mit einem Bildbearbeitungsprogramm aufgrund (vermuteter) symbolischer Verdichtungen jeweils weiter unterteilt wurden, sodass letztendlich zwölf Segmente entstanden. Die Konturen der jeweiligen Segmente wurden bewusst lediglich grob umrissen, um möglichst wenig Hinweise auf die noch verdeckten Bildelemente zu geben. Ergänzend wurde Komparationsmaterial recherchiert und im Interpretationsprozess ein Bildelement komparativ interpretiert.

Schritt 2: Sequenziell vorgehende Entwicklung von Seharten

Unter Kollegen ist zumindest grob der Forschungsfokus der Anderen bekannt. Davon abgesehen, wurden weitere Informationen zur Art und zum Kontext des Dokuments jedoch nicht gegeben. Mitunter ist im kollegialen Miteinander ein gewisses Maß an ‚Geheimniskrämerei‘ durchaus ratsam, sodass beispielsweise auf Erzählungen über einen als spannend empfundenen Feldaufenthalt oder interessantes Material verzichtet werden sollte.

Segment 1: Das erste Segment zeigt eine türkisblaue Fläche mit einem Farbverlauf von sehr dunkel, fast schwarz in der linken oberen Bildecke bis hin zu helleren Blautönen. Assoziationen von Wasser, Meer, Schwimmbad, (Turn)Halle, auch Gewitter oder Dämmerung kommen rasch auf. Da die Dimensionen und die Perspektive hier nicht klar erkennbar sind, sind auch Turnmatten oder eine hochfahrende Markise denkbar. Rechts oben ist ein nicht zu definierendes Element zu sehen, das einen räumlichen Eindruck verstärkt. Die Gerautlinigkeit der vermuteten Elemente lässt auf ein Gebäude oder ein Monument schließen.



Tafel 1 Segmente 1 bis 4.

Segment 2: Im folgenden Bildsegment erscheint etwas Kranartiges beziehungsweise etwas, das sich als ein Gerüst, eine Abblendlamelle, eine Leiter oder ein Dreimetersprungturm (wie in einer Schwimmhalle üblich) deuten lässt. Eine Fensterfront und die einstrahlende Sonne oder ein künstlich gesetzter – während der Aufnahmesituation vorhandener, an der Decke installierter oder nachträglich ins Bild eingefügter – Lichtspot werden sichtbar. Gegen die Deutung von natürlicher Sonneneinstrahlung „spricht“ der Blaustich des Bildes, was allerdings auch nachträglich durch das Herabsetzen der roten und gelben Farbkanäle mittels Bildbearbeitungsprogramm erzielt worden sein könnte. Die Farben und Formen wirken sehr kühl, hart und geradlinig. Es lassen sich im Folgenden eine große, sehr hohe Halle, ein Hörsaal, eine Schulaula oder eine „Multifunktionshalle“ vermuten. Hinter der dargestellten Fensterfront – also außerhalb des Gebäudes, von dem

aus das Bilddokument entstanden zu sein scheint – ist ein ‚Plattenbau‘ (wegen des Flachdachs vermutlich in der Mitte des 20. Jahrhunderts erbaut) zu sehen.

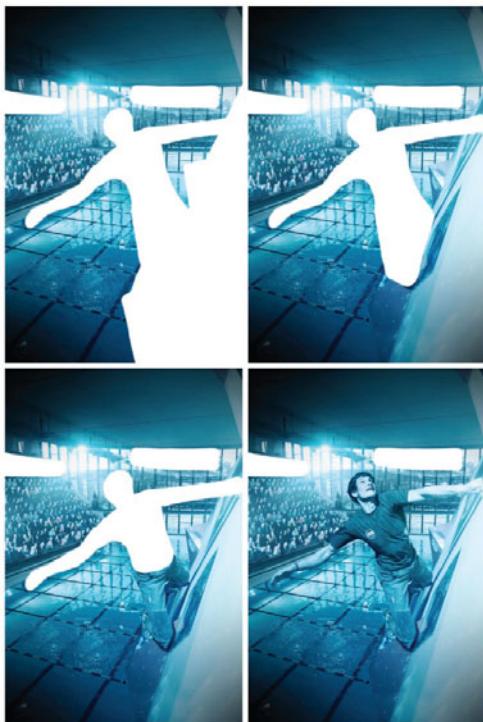
Segment 3: Auch auf dem nächsten Bildsegment dominiert der türkis-blaue Farbton. Eine hohe, sehr steil aufsteigende Zuschauertribüne ist zu erkennen. In den Reihen sitzen Menschen dicht aneinander gedrängt, was auf eine besonders nachgefragte Veranstaltung („ausverkauftes Haus“) schließen lässt. Die Darstellung ist fast schon impressionistisch: Weder die Gesichter, noch die Blickrichtung lassen sich erkennen. Das Publikum ist ein Kollektiv, eine anonymisierte Öffentlichkeit. Zu erwarten ist, dass ‚Etwas‘ passiert, gezeigt oder dargestellt wird. Aufgrund des nichtabgedunkelten Raumes erscheint eine klassische Theater- oder Opernveranstaltung als unwahrscheinlich. Ebenso wenig lässt die – sofern überhaupt sichtbare – Kleidung (vom Stil eher ‚casual-leger‘) hierauf schließen. Die vermutete Halle erscheint durch die lückenlos besetzten Zuschauerränge insgesamt sehr groß. Der Tribüne gegenüber liegend auf der rechten Bildseite muss wohl die eigentliche Attraktion stattfinden. Eine Sportveranstaltung, ein Auftritt eines ‚Comedians‘ oder ein populärwissenschaftlicher Vortrag könnten derart viele Menschen interessieren. Ein populäres Musikevent erscheint wegen der Helligkeit ebenso unwahrscheinlich wie eine Klassikveranstaltung.

Segment 4: Die Verdunkelung der linken oberen Bildecke wiederholt sich links unten, was entweder objektivbedingt oder einer nachmaligen Bildnachbearbeitung als stilistisches Mittel zur optischen Fokussierung geschuldet sein kann. Mit zunehmender Sichtbarkeit weiterer Bildbereiche besticht immer wieder der dominante Blaufilter des Bildes, der auch den Blick durch eine Schwimmbrille imitieren könnte. Ein Wasserbecken mit unter Wasser gekennzeichneten Bahnen und auf der Wasseroberfläche gezogenen Absperrungen ist zu sehen. In der so entstandenen Rasterung ist in zwei Feldern eine ‚unruhige‘ Wasseroberfläche zu erkennen. Die Bewegung könnte von einem plantschenden Menschen stammen, der selbst jedoch nicht im Bildsegment zu sehen ist. Ein kurz vor der Aufnahme vollzogener Sprung ins Wasser ist daher unwahrscheinlich. Bei längerer Betrachtung der gebrochenen Wasseroberfläche fällt auf, dass eine wahrscheinlich in der Aufnahmesituation tatsächlich stattgefundene Bewegung im Wasser – beispielsweise mit Hilfe der ‚Stempelfunktion‘ eines Bildbearbeitungsprogramms – nachträglich verdoppelt wurde. Die identischen Verläufe von Lichtbrechungen und Schattierungen lassen keinen Zweifel daran. Da im rechten Bereich zusätzlich klein konzentrisch verlaufende Wellen zu erkennen sind, muss dies das Original sein. Insgesamt wird der Eindruck einer Schwimmhalle, genauer einer Wettkampfhalle mit Zuschauerrängen, erweckt. Der irritierende Verlauf von längsgezogenen Schwimmbahnen zu quergespannten Absperrungen kann mittels nachmaliger Recherche als typisch für Kurzbahnwettkämpfe erklärt werden. Wenngleich die Deutung als Wettkampfhalle

plausibel erscheint, wird es bei längerer Betrachtung des schemenhaft dargestellten Publikums zunehmend schwieriger, eindeutig zu sagen, ob dieses tatsächlich in der Aufnahmesituation anwesend war, ja ob die Tribüne überhaupt an dieser Stelle existiert oder ob sie als Fotomontage eingefügt wurde.

Segment 5: Als fünftes Segment wurden den Interpretierenden sehr grobe Umrisse des (vermutlich symbolisch stark verdichteten) Geschehens im rechten Bildteil vorgelegt. Beispielsweise lassen sich nun ein Mensch, ein Vogel oder gar ein Rettungsanker vermuten. Abgesehen von durchaus ironischen Kommentaren zu den „Segmentierungskünsten“, bei denen ja gar nicht zu ahnen sei, was wohl außerdem noch im Bild dargestellt ist (nämlich allem Anschein nach ein Mensch), ergab dieser Zwischenschritt durchaus interessante Deutungen. Die Seharten der schwer nachvollziehbaren, ja paradoxen Körperhaltung der – vermeintlichen – Person reichten von der Absprungs situation beim Bungeejumping oder Basejumping mittels ‚Wingsuit‘⁷ über die berühmte Pose der Schauspielerin Kate Winslet in der Verfilmung „Titanic“, in der sie meint, sie könne fliegen, bis hin zu King Kong, der das New Yorker Empire State Building hinauf klettert. Unklar bleibt auch, wohin die Person wohl schaut, ob (kurz vor dem Absprung oder Fallen) zum Wasser hinunter, zum Publikum links hinüber, nach rechts hinauf (zur Planung der nächsten Bewegung) oder direkt in die Kamera.

7 Beim ‚Basejumping‘ – dem Fallschirmspringen von festen Objekten (wie Felsen, Brücken oder Türmen) – oder dem Fallschirmspringen aus einem Flugzeug heraus werden mitunter ‚Wingsuits‘ (Flügelanzüge) verwendet, mit denen jeweils zwischen Armen und Beinen ein Stoff aufgespannt wird, der beim Fall einen Gleitflug ermöglichen soll.



Tafel 2 Segmente 5 bis 8.

Segment 6: Auch in diesem Ausschnitt erhärtet sich die Vermutung, dass die Rot-Gelb-Kanäle nachträglich komplett heruntergefahren wurden, sodass die Blautöne dominieren. Aufgrund der Blautöne, der Unschärfe und der pinselstrichartigen Farbübergänge äußerten einige Interpretierende zuweilen den sie irritierenden Eindruck, ein Gemälde vor sich zu haben. Das aufgedeckte Segment sieht wie eine Wand oder eine voluminöse, glatte Gummimatte mit zwei großen, darauf befindlichen Dreiecken oder Pyramiden aus. Oben rechts ist ein rundliches Logo zu erahnen, aber nicht deutlich zu erkennen. Die hellen Punkte auf dem unteren, eckigen Element irritieren die Deutung zusätzlich. Die (vermutliche) Wand wirkt aufgrund der Schattierungen rundlich-ästhetisch, funktional, der Raum dadurch nach oben hin größer. Mit jedem weiteren sichtbaren Segment wechselt nun der Blick stets zwischen dem ‚neuen‘ Bildbestandteil und der bereits bekannten Was-

seroberfläche. So fällt auf, dass ohne die Ausweitung des Musters (Verdopplung der ‚unruhigen‘ Wasseroberfläche) das Bild optisch nach rechts kippen könnte, da ansonsten im linken Bildteil kaum etwas passierte. Hier und da wurde ein wenig retuschiert (z. B. hinten rechts unterhalb der Achsel des potentiellen Bildprotagonisten), um die Rasterung eventuell nicht allzu perfekt und damit ‚künstlich‘ erscheinen zu lassen. Diesen erheblichen Eingriffen ins Bild müssen demnach einige Überlegungen zur Bildästhetik und zur potentiell beim Betrachtenden erzeugten Wirkung vorausgegangen sein. Obwohl noch nicht alle Bildsegmente aufgedeckt sind, ist zu erwarten, dass der symbolisch verdichtete Teil bald zu sehen sein wird und dass er nahezu exakt mittig im Bild dargestellt sein wird.

Segment 7: Im nächsten Segment wird der Unterkörper einer Person sichtbar. Der fast ausschließlich notierenden und moderierenden Person fällt auf, dass als erste Deutung des aufgedeckten Bildelements ein Mann erkannt wird. Der kräftig-muskulöse Unterkörper, die Proportionen von Hüften zu Beinen sowie die locker sitzende Hose werden als Begründungen hierfür heran gezogen. Die weiß-staubig bekleckte Hose erinnert an eine Jeans im ‚used look‘⁸ oder eine Arbeitshose für handwerkliche Tätigkeiten mit verstärkten Stellen. Ein kleiner weißer Fleck unterhalb des Schrittes irritiert, da dieser weder als Hintergrundelement, noch als helle Reflexion der Hose plausibel erklärt werden kann. Weder die Hose noch die Schuhe passen zu einem Bade- oder Schwimmkontext, was jedoch die Interpretierenden nicht unbedingt stört oder gar irritiert. Stattdessen wird diese Darstellung von einigen als eine witzige Marketingidee gedeutet. Widersprüchlich erscheint dennoch, dass an der Wand sehr wenige Greifmöglichkeiten und am Menschen keine Sicherung zu sehen sind, also ein Fall – und zwar samt Kleidung und Schuhen – ins Wasser kurz bevor steht. Die Situation gewinnt an zusätzlicher Dramatik, da sich der in – geschätzt – circa zehn Meter Höhe befindliche, potentiell fallende Mensch zum einen lebensbedrohliche Verletzungen beim Aufprall auf die gespannten Bahnabsperrungen zuziehen könnte und zum anderen auch gefährliche Läsionen durch den Beckenboden denkbar sind, da keine Sprunggrube erkennbar ist. Durch den Abstand zwischen inszeniertem Mann und den Zuschauern erscheint die (Kletter-)Wand spektakulär hoch, wodurch wiederum ein Erlebnis (im Sinne von ‚mitfeiern‘) für die weit unten, sicher sitzenden Zuschauer evoziert wird beziehungsweise werden kann. Andererseits wirkt das Publikum derart klein und weit weg, dass es sicherlich keine Details der Person (wie körperliche Anspannung und Mimik) erkennen oder die potentiell nächste Bewegung antizipieren kann. Paradoxe Weise ist die Wand

8 Kleidungsstücke im sogenannten used look werden im Herstellungsprozess künstlich erzeugte Gebrauchsspuren (wie Farbauswaschungen, zerrissene Stellen oder Löcher) zugefügt.

zudem leicht weggeneigt, womit weder das Erklimmen eine große Herausforderung darstellt, noch eine spektakuläre Inszenierung der (potentiellen) Kletterleistung für das lokal bezeugende Publikum ermöglicht wird. Die Vermutung, dass das Bild keine tatsächlich so stattgehabte Veranstaltung dokumentiert, sondern durch Fotocollage von mindestens zwei Situationen entstanden ist (eine ‚gut besuchte‘ Veranstaltung in einer Schwimmhalle und eine aus dem ursprünglichen Kontext ‚gerissene‘ Situation eines Mannes in einer Wand), erhärtet sich.

Segment 8: Das aufgedeckte Segment zeigt einen 20 bis 25 Jahre alten, nach oben blickenden Mann. Er hält sich mit einer (der rechts sichtbaren) Hand an etwas fest, das derart klein ist, dass lediglich seine ersten Fingerglieder auf dem Gegenstand Platz haben. Während sich der Bildhintergrund durch geringe Schattierungen und wenige Kontraste auszeichnet, ist das Gesicht des Mannes sehr stark und deutlich gezeichnet. Kontraste durch Licht und Schattenwurf, aber auch durch dunkle Haare auf hellem Hintergrund der Halle verstärken den Eindruck, dass der Mann im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen soll. Obwohl lediglich *eine* Lichtquelle im Bild zu sehen ist (im Hintergrund nah an der Fensterfront), kann auf eine weitere, den Mann beleuchtende starke Lichtquelle von oben (leicht nach rechts ausgerichtet) geschlossen werden, durch die Schattierungen am Körper und auf der Wand entstehen. In der Perspektive des Bildbetrachters wird der Protagonist damit deutlich erkennbar. Ein weiterer Spot von der Decke in Richtung rechter Wand müsste in der dargestellten Gesamtszenerie existieren, um ebendiese für das vor Ort anwesend zu sein scheinende Publikum zu beleuchten. Auch weisen die Wasserreflexionen auf mehrere Lichtquellen hin. Irritierenderweise fehlen von den vermuteten Lichtquellen Schattenwurf oder umrisse auf dem Mann sowie auf der Wand. Ein weiteres Indiz für die Fotocollage lässt sich unter Berücksichtigung von potentiell verwendetem Fotografie-Equipment finden: Da sowohl im Bildvordergrund der Kletterkörper als auch im Hintergrund die Häuser außerhalb des Gebäudes scharf zu erkennen sind, müsste der Fotograf eine sehr kleine Blende verwendet haben. Dem widerspricht der klare Schärfeverlauf der Wand vom verschwommenen Wandvordergrund in der rechten unteren Ecke hin zum scharfen Bereich auf Höhe des etwa zwei Meter entfernten Bildprotagonisten. Auch das Publikum ist deutlich verschwommener als die es umgebende Halle. Die verschiedenen Schärfe- und Unschärfebereiche sind daher nur damit plausibel zu erklären, dass mehrere unabhängig voneinander entstandene Bildelemente nachträglich zusammengefügt wurden.

Der Oberkörper des Abgebildeten ist deutlich zur Kamera hin ‚geöffnet‘; der Blick ist nach oben gerichtet. Am dunklen Shirt (vermutlich ein „Sport-Funktionsshirt“) zeichnen sich die Brust- und Bauchmuskulatur ab. Die Muskulatur des (vom Betrachter aus) rechten Armes tritt deutlich hervor. Es kann zum einen auf eine erhebliche Anstrengung im Aufnahmemoment und zum anderen auf ein regelmä-

ßiges Sportpensum geschlossen werden. Während die unteren Extremitäten nah an der Wand gehalten werden, ist der Abstand zwischen Oberkörper und Wand relativ groß. Die Hüfte ist am Weitesten entfernt. Der eine haltende Arm wird komplett aus- und damit von der Wand weggestreckt. Die Körperhaltung erscheint für andere (mithin) alltägliche Verrichtungen in großen Höhen unnatürlich, ja paradox: In dieser Höhe eine Hand von der Wand zu nehmen und dann auch noch den linken Arm ausschweifend mit dem gesamten Oberkörper seitlich von der Wand weg zu lehnen, kann zu einer ungünstigen Gewichtsverlagerung führen, die einen Sturz nahezu unvermeidbar provoziert. Die Aufnahme könnte bei dieser Sehrt sogar den Moment des nach-hinten-Kippens dokumentieren. Der sehr weit nach oben gerichtete Blick vermittelt jedoch den Eindruck von konzentrierter Anspannung, sicherem Stand und ebensolcher Haltung.

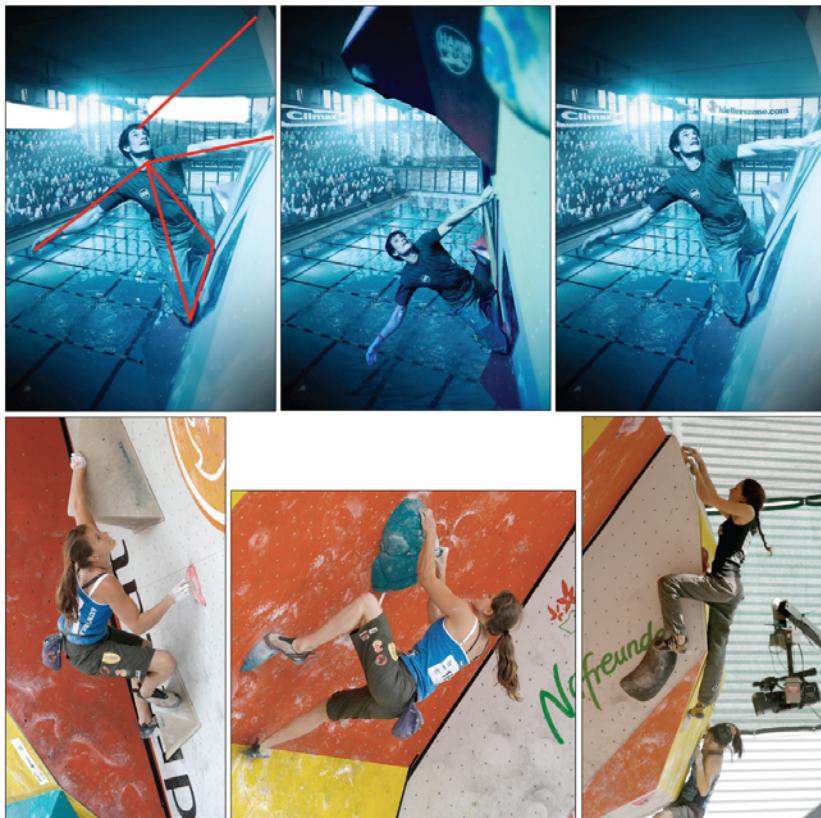
Das Tun des Mannes kann als Klettern bezeichnet werden, da er offenbar versucht, eine Wand zu erklimmen oder sich zumindest an dem dargestellten Punkt festzuhalten. Aufgrund fehlender Sicherungen (wie einem klettertypischen Gurt und einem mit der Wand verbundenen Seil) handelt es sich hier mit großer Wahrscheinlichkeit um eine spezielle Art des Kletterns, nämlich um Bouldern⁹. Des Weiteren kann nicht nur das abgebildete Tun des Mannes als Klettern, sondern auch noch der Mann selbst als erfahrener, trainierter Kletterer identifiziert werden, da er aufgrund seiner – zwar angespannten, aber ruhig wirkenden – Körperhaltung ‚Herr der Lage‘ zu sein scheint. Ein (aufgrund mangelnder Kletter- und Höhenerfahrung) ängstlicher Mensch klammert sich typischerweise an jede Halterungsmöglichkeit, hält sich sehr nah an der Wand und schaut selten weit nach oben, um beispielsweise strategisch eine Route gedanklich durchzugehen. Die deutlich hervortretende Muskulatur insbesondere an den Unterarmen und deren starke Durchblutung (sichtbare Adern) sind Indizien für kräftige Finger, die typisch für Menschen sind, die seit mehreren Jahren regelmäßig klettern. Da das sichere Halten an ‚Leisten‘¹⁰ Erfahrung und jahrelanges Training voraussetzen, kann davon ausgegangen werden, dass der hier abgebildete Kletterer seit circa fünf bis zehn Jahren mehrmals wöchentlich klettert. Andernfalls würden weder seine Fingergelenke und Bänder (insbesondere die ‚Ringbänder‘) der Belastung standhalten, noch könnte er muskulär sein gesamtes Körpergewicht mit einer Hand und nur einem Fuß halten.

Planimetrische Analyse von Segment 8: In einer – hier stark zusammengefassten – Analyse der zentralen Linien im Bildprotagonisten fällt auf, dass er seinen

9 Bouldern ist eine Art des Kletterns, bei der ohne Sicherung über polsternden Matten an weniger hohen Wänden (in Absprunghöhe) geklettert wird.

10 Als Leiste wird im Klettern ein Griff bezeichnet, auf dem lediglich die ersten Fingerglieder Platz haben.

Körper ab den Knien aufwärts von der Wand weg positioniert. Lediglich die Knie und der rechte Arm weisen auf einen engen Bezug zur Wand hin. Der rechte Arm, die Körperspannung und sein zielfokussierender Blick nach oben verdeutlichen seine Willens-Kraft. Zudem treffen sämtliche Arm- und Beinlinien im Kopf zusammen, womit das Zusammenspiel von Muskelkraft, strategischem Denken und höchster Konzentration betont werden: Trotz der Dramatik über dem Abgrund, in dessen Richtung der linke Arm bereits zeigt, bleibt der Kletterer stoisch und fest entschlossen auf den Moment fokussiert.



Tafel 3 Oben: Planimetrische Analyse von Segment 8; Kompositionsvariation von Segment 8; Segment 9. Unten: Komparationsbilder 1 bis 3 von Segment 8.

Komparationsmaterial: Unter Berücksichtigung von Komparationsmaterial vom IFSC¹¹ Boulder-Weltcup 2010 in Wien erscheint in dem hier zu interpretierenden Segment die weit von der Wand entfernte Position des Oberkörpers paradox. An einer senkrecht nach oben verlaufenden Wand wäre eine derartige Körperposition denkbar, um sich unter Einsatz von minimaler Kraft und maximaler Reibung an der kleinen Leiste zu halten und weit vorausschauend den Routenverlauf zu inspirieren (vgl. Komparation 1) oder um mit einem Arm Schwung für einen Sprung an einen hoch oben befindlichen Griff zu holen. An einer Wand mit Überhang (negativ geneigte Wand) wäre das Klettern am gestreckten Arm mit weit von der Wand entfernter Hüfte die Methode, sich möglichst kraftsparend zu halten (vgl. Komparation 2), um dann „dynamisch“ (im Aufstehen) Schwung zu holen und tendenziell rasch zum nächsten Griff zu gelangen. Die hier abgebildete Wand ist jedoch eine „Platte“ (positiv geneigte Wand), an der die Hüfte und der gesamte Oberkörper eher nah gehalten werden, um nicht ‚aus der Wand‘ heraus zu fallen (vgl. Komparation 3).

Kompositionsvariation: Da der Kletterer – wie oben bereits dargelegt – als erfahren verstanden werden kann, ist es unwahrscheinlich, dass er nicht weiß, wie er sich bei den jeweiligen Gegebenheiten (Wandneigung, Griff- und Trittgröße und anzahl) am günstigsten halten und bewegen sollte. Wahrscheinlicher hingegen ist auch hier eine Bearbeitung des ursprünglichen Bildes, und zwar ein Einfügen in einen anderen Kontext sowie eine zusätzliche Drehung der Wand nach rechts hin zu einer positiv geneigten Wand (Platte) (vgl. hierzu die Kompositionsvariation). Diese ‚Entdramatisierung‘ der Kletterwand könnte ästhetische Gründe haben, da hierdurch Publikum und Kletterer am besten aufmerksamkeiterregend bildhaft in Szene gesetzt werden. Hinzu kommt, dass dem spezifischen Raum – der Schwimmhalle mit großer Fensterfront – nach der Drehung optisch mehr Platz gegeben und damit potentiell eine imposantere Wirkung ermöglicht wird. In Abgleich mit dem Komparationsmaterial irritiert zusätzlich der ungewöhnliche Ort für einen potentiellen Boulderwettkampf, da üblicherweise Kletter- und Boulderhallen genutzt werden, die also auch an Tagen außerhalb von Wettkämpfen die entsprechende Ausstattung für diese Tätigkeit enthalten. Auf eine polsternde Matte zu fallen oder zu springen ist normal. Hingegen ist ein ‚Platschen‘ ins Wasser – auch in Anbetracht der dabei entstehenden, weit sichtbaren Wasserbewegungen – für den jeweiligen Kletterer wie für das Publikum ungewöhnlich, mithin spektakulär. Insgesamt wird deutlich, dass die Schwimmhalle als Örtlichkeit und im Spannungsverhältnis zu Publikum und Kletterer betont wird.

11 International Federation of Sport Climbing. Vgl. <http://www.ifsc-climbing.org>. Zuletzt abgerufen am 27.06.2014.

Segment 9: Zwei Werbebanner, „Climax“ und „Kletterszene.com“, werden sichtbar. Climax – unter anderem als rhetorisches Mittel verwendet – verweist auf eine geografische, emotionale oder symbolische Steigerung bis hin zum Höhepunkt. Worauf mit dem Climax-Banner aufmerksam gemacht werden soll, erschließt sich dem kontextfernen Betrachter nicht. Da dieses Banner im Rücken des potentiell informierten Publikums angebracht wurde, ist wohl eine ‚medienwirksame‘ Inszenierung von Climax¹² beabsichtigt, allerdings für eine Öffentlichkeit, die sich bereits – irgendwie – mit Klettern beschäftigt, sich darüber informiert hat oder selbst klettert. Das Kletterszene.com-Banner hingegen ist so angebracht, dass es eine via Medien teilhabende wie auch die lokal anwesende Öffentlichkeit lesen kann und potentiell auch versteht, dass es sich wohl um eine Internetseite für Kletternde und vielleicht auch Kletterinteressierte handelt. Während die Climax-Werbung als Schild fest an der Hallenwand angebracht zu sein scheint, ist beim luftig-dünnen, durchhängenden Kletterszene.com-Banner die situative Flüchtigkeit offensichtlich: Mit Ende der Veranstaltung wird symbolisch wie physisch die Kletterszene (beziehungsweise werden deren Anhänger) die Halle – und zwar ohne Spuren – verlassen. Dass beide Banner jedoch irgendwie thematisch zusammenhängen müssen, darauf lässt sich aufgrund der szenischen Choreografie schließen: Der an der Decke angebrachte Lichtspot wie auch die ungehinderte Sichtbarkeit beider Banner verbinden diese auch inhaltlich.

Zwischenfazit: Die Interpretation bis hierhin zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das Dokument nach einer offenbar intensiven Auseinandersetzung mit einem sozial geteilten Verständnis von Ästhetik und ‚Bildharmonie‘ gezielt und unter Einbezug ganz bestimmter Bildelemente montiert wurde. Die Fotocollage ist technisch derart sauber ausgeführt, dass lediglich nach eingehender Betrachtung vielfältige Unstimmigkeiten auffallen (wie das verschwommen abgebildete Publikum, ‚gefährliche‘ Bahnabsperrungen auf der Wasseroberfläche, kontrastreiche Darstellung des Protagonisten etc.). Dadurch stellt das vorliegende Datum keine ‚bloße‘ Fotografie im Sinne einer Momentaufnahme dar, sondern ein infolge eines Reflexionsprozesses hochgradig verdichtetes, aufwändig erzeugtes visuelles Dokument, das den Eindruck einer Fotografie allerdings imitieren soll. Keines der Bildelemente kann daher als zufällig verstanden werden. Stattdessen sollen hiermit ein anonymer, dicht gedrängter ‚Publikumsblock‘ und ein talentierter Kletterer in der ungewöhnlichen Szenerie eines Schwimmbades in maritimem Blau inszeniert werden. Während das lokale Publikum eher die Dramatik der Höhe nachempfinden

12 Climax ist ein Online Klettermagazin. Vgl. www.climax-magazine.com, zuletzt abgerufen am 26.06.2014.

kann, wird dem – wie auch immer zugeschalteten – (Bild)Betrachtenden Spannung durch (fast) hautnahes Dabeisein am Geschehen des Kletternden versprochen.

Im Zuge der ethnographischen Erkundungen konnte einer der Autoren Kontakt zu mehreren Feldprotagonisten aufnehmen. Auf Anfrage nach den Bildrechten und dem visuellen Dokument in hoher Auflösung stellte der Bildproduzent sogar mehrere Dokumente zur Verfügung. Durch den Zugang zu Dokumenten, die weder einem feldexternen Bildbetrachter noch einem ‚normalen‘ Szenegänger zugänglich sind, wurden neue Deutungsmöglichkeiten eröffnet. Die Segmente eins bis neun der Fotocollage sind sozusagen ein ‚Vorprodukt‘ (im Sinne eines Zwischenschrittes bei der Erzeugung) des veröffentlichten Dokuments. Erst ab Segment zehn wird nun das ‚Jedermann‘ zugängliche Produkt schrittweise aufgedeckt.

Segment 10: Die interpretierte Fotocollage wird im Feld als Grundlage für ein grafisches Produkt verwendet. Die unten im Dokument mittig zu sehende Comic-hafte Darstellung ist beim Aufdecken das erste Bildelement, das mit den bisherigen Blau-Grau-Tönen bricht. In tief dunklem Rot erinnern die abgebildeten Figuren an Marvel-Superhelden (wie Spiderman, Captain America, Wonderwoman und Savage Hulk) und erwecken Assoziationen von Stärke, Kampf, Gut gegen Böse und heldenhaften Taten. Mit dem verstärkenden Schriftzug „Super Heroes“ wirkt dies im Gesamtensemble des Dokuments widersprüchlich: Bei Comics kommen Assoziationen wie spielerisch, spaßig oder auch grotesk auf. Die Situation des kletternden Mannes hingegen an einer Wand ungesichert hoch über dem Wasser wirkt eher dramatisch. Der Kletterer weist muskulär, gestisch und mimisch wiederum einige Ähnlichkeiten mit dem bildhaften Anführer des Superhelden-Teams – höchstwahrscheinlich dem temperamentvollen Einzelkämpfer Hulk – auf. Die mittels Ausleuchtung zentral gesetzte Person hat etwas ‚Übermenschliches‘. Der ‚übermenschliche‘ Kletterer bezwingt die Wand in schwindelerregender Höhe. Nach jahrelangem Training ist sein Körper gestählt, sein Geist trotz drohender Gefahr hochkonzentriert, was auch an der markanten und strengen Mimik in einem ansonsten jugendlich frisch wirkenden Gesicht ‚abgelesen‘ werden kann. Welcher Bezug zwischen kletterndem Einzelkämpfer und dem Superheldenteam besteht, ob der Mann der furchtlose Anführer sein soll oder ob die Helden erst im Team unbesiegbar seien, bleibt offen. Wer letztendlich die realen Furchtlosen sein werden, steht zum bildaktuellen Zeitpunkt noch nicht fest: Die Gesichter des glorifizierend von hinten beleuchteten Heldenteams werden dunkel-mystifizierend anonym dargestellt. Während die Deutungen von Ähnlichkeiten zwischen Mann und Hulk schnell aufkommen, ist ein engerer Bezug zum Kletterkontext – über das potentielle Abenteuer hinaus – nur insofern möglich, als der Kletterer (infolge der entdramatisierenden Wanddrehung) in dieselbe Richtung wie der furchtlose Anführer blickt. Ansonsten scheinen weder das Temperament, noch der unbeholt-

fene Umgang mit dem eigenen Körper des Hulk für ein konzentriert-kontrolliertes Fortbewegen in der Wand – zumal an derart kleinen Griffen und Tritten – hilfreich zu sein.



Tafel 4 Segmente 10 bis 12.

Segment 11: Im unteren Teil des Dokuments ist nun eine Abbildung eines Metallgehäuses, von etwas Verspiegeltem oder einer großen Glasfront, zu sehen. Neben und unter dem Superhelden-Team sind Schriftzüge zu lesen, mit denen eine abendliche Veranstaltung, eine daran anschließende „Aftershow-Party“ inklusive Uhrzeit und Ort (in kleinster Schriftgröße) angekündigt und auch eine Internetadresse für die Ticketbestellung gezeigt werden. Während das Metallgehäuse passend zum bereits analysierten Bild in Blautönen erscheint, sind die Schriftzüge ausschließlich in Weiß und Rot gehalten und mit halbtransparenten grau-schwarzen Rechtecken unterlegt. Irritierend wirken die fünf verschiedenen Schriftgrößen der drei aufgedeckten Schriftzüge.

Segment 12 – das originale Datum: Im nun komplett aufgedeckten Dokument sind ganz oben und fast exakt mittig Schriftzüge und ganz unten am Rand verschiedene Logos zu sehen. Oben wird in der zweitkleinsten Schriftgröße „Europas größter Kletter-Wettkampf“ angekündigt, was paradox erscheint: Unter Verwendung des Superlativs und mit Hinweis auf ganz Europa wird etwas Großes, vielleicht sogar nie zuvor Stattgehabtes angekündigt, was jedoch optisch eher vorsichtig umgesetzt wird. Unsicherheit der Organisierer, ob es tatsächlich die größte Veranstaltung wird, oder lediglich eine ergänzende Erklärung, um unwissende, kontextferne

Nichtkletterer oder Kletterneulinge zu informieren, könnten Gründe für diese Zurückhaltung sein.

Nahezu mittig – und damit optisch zentral in das gesamte Dokument gesetzt – ist zu lesen, dass das Finale der wohl laufenden Boulder-Liga am 2. März 2013 stattfinden wird. Auch hier werden ausschließlich Rot und Weiß für die Schrift verwendet, und zwar – wie zuvor – in mehreren Schriftgrößen. Durch Schriftgröße, Farbe und zentrale Anordnung wird am auffälligsten das „Superfinale“ in der „Schwimmoper“ inszeniert. Hierbei wird nicht, wie bei sportlichen Wettkämpfen üblich, ein „bloßes“ Finale, sondern ein „Superfinale“ angekündigt. Mittels rhetorischer Steigerung wird die Erwartung eines – auch für Zuschauer noch nie dagewesenen – Superlativs angekündigt. Die Bezeichnung „Oper“ lässt etwas Hochkulturelles, künstlerisch Anspruchsvolles erwarten. Dass es sich hierbei um das Finale einer Boulder-spezifischen Liga handelt, die wiederum „Hardmoves“ genannt wird, ist ebenso voraussetzungsvoll wie die Nennung des Wettkampfortes unter der lediglich lokal bekannten, volkstümlichen Bezeichnung „Schwimmoper“¹³. Die tatsächliche Adresse der Schwimmhalle ist derart klein abgebildet, dass zum einen die Organisierer wohl davon ausgehen, dass sowieso Jedermann diese Halle kennen müsste und zum anderen nur tatsächlich Interessierte weiter recherchieren oder eben genauer auf das Plakat schauen. Erst mit der nachträglichen Recherche zur Schwimmoper kann der untere Bildteil als stilisierte Darstellung des Gebäudes in der Außenansicht sowie die Örtlichkeit in der montierten Fotografie als Innenperspektive derselben identifiziert werden.

Die nun sichtbaren Schriftzüge in Rot und Weiß rücken farblich und szenisch-choreografisch den dunkel-düsteren bildlich-assoziativen Teil des Dokuments in den Hintergrund. Die Aufmerksamkeit des Betrachtenden wird nun auf zahlreiche rahmende Schriftkästen fokussiert. Auffällig unspektakuläre Bildflächen (wie zuvor der untere Wasserbereich), aber auch das Kletterszenen.com-Werbebanner werden von textlichen Informationen (in insgesamt sieben verschiedenen Schriftgrößen) zur Ankündigung des Kletter-Wettkampfes verdeckt. Ebenso wenig fällt der als Kopie enttarnte „Wasserstrudel“ im Endprodukt auf, sondern fügt sich vielmehr „passend“ in die Gesamtkomposition ein. Von der Fotomontage bleiben insbesondere

13 Nach Bombardierungen im Zweiten Weltkrieg wurde an der Stelle der ehemaligen Oper nach mehreren Diskussionen letztendlich das gegenwärtig für die Deutschen Kurzbahnmeisterschaften genutzte Stadtbad errichtet. Auch wegen der großen Glasfronten auf zwei Seiten und der ungewöhnlichen architektonischen Form des Gebäudes wird die Opernmetaphorik weiterhin verwendet. Für die Wuppertaler Bevölkerung erscheint diese Bezeichnung als so selbstverständlich, dass nicht einmal eine Erläuterung auf der Internetseite des Tourismusverbandes oder der Schwimmhalle selbst zu finden ist. Vgl. Leiendecker & Leiendecker 2013.

drei zentrale Elemente übrig: Der Kletterer, die Schwimmhalle und das Publikum. Kletterer und Raum versprechen durch die ungewöhnliche Verknüpfung (Klettern in einer Schwimmhalle) ein besonderes Erlebnis. Dieses ‚Versprechen‘ wird durch die lückenlos gefüllte Tribüne weiter verstärkt. Diese drei Elemente können als die zentralen Motive der Fotomontage zusammengefasst werden: „Wir veranstalten ein Kletterereignis an außergewöhnlichem, spektakulärem Ort, bei dem die Ränge gewiss voll und dadurch auch die Stimmung bombastisch sein wird!“ (vgl. zur medialen Inszenierung von Events Betz 2014).

An der unteren Kante wird das Erlebnisse versprechende Plakat durch eine Sponsorenleiste mit einer beachtlichen Zahl an Logos abgeschlossen. Da diese, abgesehen von der Targo Bank, weder kletterkontextfernen Zuschauern noch außerhalb der Wuppertaler Stadtgrenzen bekannt sein dürften¹⁴, verstärkt das die hier entstehende Paradoxie, dass etwas Großartiges stattfinden wird, die Ankündigung dann allerdings in Lokalität ‚verpufft‘.

Schritt 3: Interpretation der Bildproduktion und der Bildverwendung im Feld

Das gesamte, in der Hardmoves Facebook-Gruppe¹⁵ veröffentlichte Dokument weist zahlreiche Stufen der Veränderung von mehreren Originalfotos bis hin zu einem Ankündigungsplakat auf: (1) Der Kletterer wurde samt Wand aus einer anderen Aufnahmesituation (eventuell ein kleinerer lokaler Wettkampf) ausgeschnitten und im Uhrzeigersinn leicht nach rechts gedreht, sodass aus einer ursprünglich geraden Wand mit hervorstehenden und überhängenden Elementen eine positiv geneigte Wand wurde. (2) Die Klettersituation wurde in eine Schwimmhalle, allem Anschein nach in bereits bestehende Bilder der Schwimmoper, eingefügt. Die Wasseroberfläche mit den Bahnabsperrungen sieht einigen Aufnahmen von den jährlich stattfindenden Deutschen Kurzbahnmeisterschaften zum Verwechseln ähnlich. Die lückenlos besetzten Zuschauerränge müssen in das Plakat hinein montiert worden sein, da die tatsächlichen Ränge in der Schwimmhalle mit Sicherheitsgeländern und Glasabtrennungen für die Zuschauer versehen sind. Also selbst

14 Abgebildet sind die Logos von T-Wall (Hersteller von Kletterwänden und -griffen), Bänfer (Hersteller von Sportmatten und Turngeräten), BSW (Hersteller von Fallschutzbelaugen), WSW (Wuppertaler Stadtwerke), Targo Bank, Stadt Wuppertal/Sport- und Bäderamt und Wirtschaftsförderung Wuppertal.

15 Die Hard-Moves Boulderleague Facebook-Gruppe hat – für eine kletterspezifische Gruppe der europäischen Szene – eine beachtliche Anzahl von ca. 2.900 Likes.

der Hintergrund – die thematische Rahmung, der Ort des Wettkampfes – wurde verändert. Trotz der Entdramatisierung der Wand erscheint das Klettern aufgrund des außergewöhnlichen Kontextes nun spektakulär(er). Der montierte Hintergrund wurde zusammen mit dem Kletterer mit einem Blaufilter versehen. Die Kletter- wie auch die Schwimmhallensituation wurden durch nachträgliche Farbregulierungen in Blau- und Grautönen stilisiert. (3) Abschließend wurden die textlichen Informationen als Bildvordergrund kontrastreich (zahlreiche Schriftgrößen in Weiß und Rot) eingefügt, um ein Szeneevent anzukündigen.

Der immense Aufwand, mit dem dieses Dokument offenkundig erstellt wurde, lässt darauf schließen, dass die Bilderzeuge ein für sie gewichtiges Handlungsproblem zu bewältigen hatten. Dessen Lösung bestand womöglich darin, dass sich die Organisierenden des Kletterwettkampfs mit erheblichen Unsicherheiten konfrontiert sahen. Auf den Punkt gebracht: Das Plakat erweckt den Eindruck, dass die Organisierenden zumindest zum Zeitpunkt der Plakatgestaltung selbst nicht wussten, was zu erwarten war. Fest stand lediglich, dass der Ort des Kletterwettkampfs in der Schwimmoper – über oder neben einem Schwimmbecken – ungewöhnlich und daher spektakulär sein wird und dass den zuschauenden Besuchern ein ‚volles Haus‘ versprochen werden sollte. Damit kann das Plakat als Ankündigung von etwas auch für die Organisierer noch nie Dagewesenen gedeutet werden, das als ‚Orakel‘ für den Blick in die Zukunft inhaltlich komponiert wurde. Letztendlich wurden selbst die Organisierer vom Gelingen der gesamten Veranstaltung überrascht, mithin überwältigt¹⁶: Eine bei YouTube hochgeladene halbstündige filmische Zusammenfassung des Finales wurde mehr als 300.000 Mal aufgerufen.¹⁷ Die stattgehabte Veranstaltung kann im Nachhinein als ein Event ‚par excellence‘ bezeichnet werden (vgl. zu verschiedenen Events: Hitzler 2010; Betz et al. 2011; Kirchner 2011; Hitzler et al. 2013).

Fazit

Wissenssoziologische Bildhermeneutik – dies haben wir versucht, in dem vorliegenden Aufsatz zu verdeutlichen – stellt im Rahmen ethnographischer, lebensweltanaly-

16 Die Hardmoves Boulderleague wurde in der Saison 2012/13 zum dritten Mal durchgeführt. Mittlerweile nahmen fünfzehn Kletterhallen aus vier Ländern an den jeweils lokalen Vorentscheiden teil. In Ermangelung von Sponsorengeldern musste 2013/14 die Liga unterbrochen, soll jedoch nicht gänzlich abgebrochen werden, so einer der Initiatoren und Organisierer der Hardmoves Boulder League im Gespräch.

17 Siehe: http://www.youtube.com/watch?v=1wvHy7C_8T0, zuletzt abgerufen am 19.06.14.

tischer Forschung eine ausgesprochen gewinnbringende Methode dar. Erstens kann dadurch der in visuellen Daten hoch verdichtet ‚eingeschriebene‘ Handlungssinn sukzessive rekonstruiert werden, den Akteure aufgrund ihrer eigenen Position im Feld den Daten zuschreiben. Visuelle Dokumente stellen dabei hoch komplexe Daten dar, bei denen es sich lohnt, sich ihnen mit einer erkenntnistheoretisch fundierten und ausgereiften, die Datenart angemessen berücksichtigenden Methode verstehend zuzuwenden. Zweitens haben wir auch zu zeigen versucht, dass ethnographisch gewonnenes Handlungswissen des Forschers bei der Interpretation von Bilddokumenten bedeutend für den Verstehensprozess visueller Daten ist und eine erhebliche Deutungserweiterung ermöglicht. In unserem exemplarischen Fall wäre ohne das in die Interpretation eingeflossene ethnographische Wissen über Klettern und Events bei weitem nicht die gleiche Erkenntnistiefe erzielt worden. Drittens war es unser Anliegen, die Vorteile eines methodisch ‚breit‘ vorgehenden, aus dem Dokument heraus begründeten, integrierten Interpretationsprozesses aufzuzeigen. Die diversen Methoden haben sich auch in anderen Interpretationskontexten als einander ergänzend erwiesen, weshalb wir für die sensible Anwendung der vollen Methodenvielfalt bei der Interpretation von Bilddokumenten plädieren.

Bilderverzeichnis

Interpretationsbild: Nicolas Altmaier (Vertical Axis). *Stefan Danker, Hardmoves Boulder-League 2013 Superfinale*.

Tafel 3

Unten links: Manfred Werner. *Anna Stöhr, IFSC Boulder World Cup 2010 Wien*. http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boulder_Worldcup_Vienna_29-05-2010a_semifinals081_Anna_St%C3%B6hr.jpg [Zuletzt abgerufen am 27.06.2014].

Unten Mitte: Manfred Werner. *Anna Stöhr, IFSC Boulder World Cup 2010 Wien*. http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boulder_Worldcup_Vienna_29-05-2010a_semifinals058_Anna_St%C3%B6hr.jpg [Zuletzt abgerufen am 27.06.2014].

Unten rechts: Manfred Werner. *Egle Kirdulyte und Risa Ota, IFSC Boulder World Cup 2010 Wien*. http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boulder_Worldcup_Vienna_28-05-2010_quali-w056_Egle_Kirdulyte,_Risa_Ota.jpg [Zuletzt abgerufen am 27.06.2014].

Literatur

- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (1966). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Betz, G. (2014). „Auf die Erzählung kommt es an...“ Mediale Prä- und Rekonstruktion von Events. In: T. Grenz, & G. Möll (Hrsg.), Unter Mediatisierungsdruck. Änderungen und Neuerungen in heterogenen Handlungsfeldern (S. 51–67). Wiesbaden: VS Verlag.
- Betz, G., Hitzler, R., & Pfadenhauer, M. (Hrsg.). (2011). Urbane Events. Wiesbaden: VS Verlag.
- Betz, G., & Hitzler, R. (2015). Spaß macht mobil. Positive Emotionen bei rezenten Protestereignissen. In: J. Rössel, & J. Roose (Hrsg.), Empirische Kultursoziologie. Wiesbaden: VS Verlag. Im Erscheinen.
- Boehm, G. (2014). Bildbeschreibung. Über die Grenzen von Bild und Sprache. In: M. R. Müller, J. Raab, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Grenzen der Bildinterpretation (S. 15–37). Wiesbaden: VS Verlag.
- Bohnsack, R. (2001). Dokumentarische Methode. Theorie und Praxis wissenssoziologischer Interpretation. In: Th. Hug (Hrsg.), Wie kommt Wissenschaft zu Wissen? Einführung in die Methodologie der Sozial- und Kulturwissenschaften. Bd. 3 (S. 326–345). Baltmannsweiler: Schneider.
- Bohnsack, R. (2003). Qualitative Methoden der Bildinterpretation. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft 2, Jahrgang 6, 239–256.
- Bohnsack, R. (2009). Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Breckner, R. (2003). Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton. Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung 1, 33–60.
- Breckner, R. (2010). Sozialtheorie des Bildes. Zur interpretativen Analyse von Bildern und Fotografien. Bielefeld: transcript.
- Burri, V. B. (2008). Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. Zeitschrift für Soziologie 37, Heft 4, 342–358.
- Flick, U. (2011). Triangulation. Eine Einführung. 3., aktualisierte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R. (1986). Die Attitüde der künstlichen Dummheit. Zum Verhältnis von Soziologie und Alltag. Sozialwissenschaftliche Informationen 3, 53–59.
- Hitzler, R. (1991). Dummheit als Methode. Eine dramatologische Textinterpretation. In: D. Garz, & K. Kraimer (Hrsg.), Qualitativ-empirische Sozialforschung: Konzepte, Methoden, Analysen (S. 295–318). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hitzler, R. (1993). Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Th. Jung, & S. Müller-Dohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß (S. 223–240). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (2007). Ethnographie. In: R. Buber, & H. H. Holzmüller (Hrsg.), Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R., Betz, G., Möll, G., & Niederbacher, A. (2013). Mega-Event-Macher. Zum Management multipler Divergenzen am Beispiel der Kulturhauptstadt Europas RUHR.2010. Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1991). Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse. In: U. Flick (Hrsg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung (S. 382–385). München: Psychologie Verlags Union.

- Hitzler, R., & Honer, A. (1997). Einleitung: Hermeneutik in der deutschsprachigen Soziologie heute. In: Dies. (Hrsg.), Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung (S. 7–27). Opladen: Leske + Budrich.
- Honer, A. (1989). Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie. Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 18, Heft 4, 297–312.
- Honer, A. (1993a). Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. Bemerkungen zur lebensweltlichen Ethnographie. In: Th. Jung, & St. Müller-Dohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften (S. 241–257). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Honer, A. (1993b). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (1999). Bausteine einer lebensweltorientierten Wissenssoziologie. In: R. Hitzler, J. Reichertz, & N. Schröer (Hrsg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation (S. 50–67). Konstanz: UVK.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kalthoff, H. (2010). Beobachtung und Komplexität. Überlegungen zum Problem der Triangulation. *Sozialersinn* 11, 353–365.
- Kirchner, B. (2011). Eventgemeinschaften. Das Fusion Festival und seine Besucher. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kurt, R. (2004). Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz: UVK.
- Kurt, R. (2008). Vom Sinn des Sehens. Phänomenologie und Hermeneutik als Methoden visueller Erkenntnis. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher, & B. Schnettler (Hrsg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzung (S. 369–378). Wiesbaden: VS Verlag.
- Leiendecker, Th., & Leiendecker, N. (2013). Wuppertal: Die schönsten Seiten – at its best. Erfurt: Sutton.
- Moskopp, N. D., & Heller, Ch. (2013). Internet-Meme: kurz und geek. Beijing, Köln: O'Reilly.
- Müller, M. R. (2012). Figurative Hermeneutik. Zur methodologischen Konzeption einer Wissenssoziologie des Bildes. *Sozialersinn* 1, Jahrgang 13, 129–161.
- Müller, M. R., & Raab, J. (2014). Die Produktivität der Grenze – Das Einzelbild zwischen Rahmung und Kontext. In: M. R. Müller, J. Raab, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Grenzen der Bildinterpretation (S. 197–221). Wiesbaden: VS Verlag.
- Müller, W. W. (2014). Text und Bild: eine komplexe Beziehungsgeschichte. Anmerkung eines Theologen. In: M. R. Müller, J. Raab, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Grenzen der Bildinterpretation (S. 39–54). Wiesbaden: VS Verlag.
- Müller-Dohm, S. (1990). Aspekte einer kultursoziologischen Bildhermeneutik. In: K. Neumann, & M. Charlton (Hrsg.), Spracherwerb und Mediengebrauch (S. 205–219). Tübingen: Günter Narr.
- Müller-Dohm, S. (1995). Visuelles Verstehen. Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik. In: T. Jung, & S. Müller-Dohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften (S. 438–457). 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Peez, G. (2006). Fotoanalyse nach Verfahrensprinzipien der Objektiven Hermeneutik. In: W. Marotzki, & H. Niesyto (Hrsg.), Bildinterpretation und Bildverständen. Methodische Ansätze aus sozialwissenschaftlicher, kunst- und medienpädagogischer Perspektive (S. 121–141). Wiesbaden: VS Verlag.

- Pilarczyk, U., & Mietzner, U. (2005). Das reflektierte Bild. Die seriell-ikonografische Fotoanalyse in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Raab, J. (2008a). Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen. Konstanz: UVK.
- Raab, J. (2008b). Die ‚Objektivität‘ des Sehens als wissenssoziologisches Problem. Sozialer Sinn, Heft 1/2008, 1–18.
- Raab, J. (2008c). Präsenz und mediale Präsentation. Zum Verhältnis von Körper und technischen Medien aus Perspektive der phänomenologisch orientierten Wissenssoziologie. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmaier, J. Dreher, & B. Schnettler (Hrsg.), Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen (S. 233–242). Wiesbaden: VS Verlag.
- Raab, J., Egli, M., & Stanisavljevic, M. (2010). Purity and Danger 2.0. Grenzüberschreitungen und Grenzziehungen der Internetpornografie. In: J. Metelmann (Hrsg.), Porno-Pop II. Im Erregungsdispositiv (S. 191–210). Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schütz, A. (2010). Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: A. Schütz, Zur Methodologie der Sozialwissenschaften (ASWIV) (S. 329–400). Konstanz: UVK.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (2003). Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK.
- Soeffner, H.-G. (1999). Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. In: R. Hitzler, J. Reichertz, & N. Schröer (Hrsg.), Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation (S. 39–49). Konstanz: UVK.
- Soeffner, H.-G. (2004). Überlegungen zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik am Beispiel der Interpretation eines Textausschnittes aus einem ‚freien‘ Interview. In: H.-G. Soeffner, Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik, 2., durchgesehene und ergänzte Aufl. (S. 210–238). Konstanz: UVK.
- Soeffner, H.-G. (2014). Zen und der ‚kategorische Konjunktiv‘. In: M. R. Müller, J. Raab, & H.-G. Soeffner (Hrsg.), Grenzen der Bildinterpretation (S. 55–75). Wiesbaden: VS Verlag.
- Soeffner, H.-G., & Hitzler, R. (1994). Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: N. Schröer (Hrsg.), Interpretative Sozialforschung: auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie (S. 28–55). Opladen: Westdeutscher Verlag.

Teil 4

New School?

Zurück in den Lehnstuhl

Lebensweltliche Ethnographie in interaktiven Medienumgebungen

Heiko Kirschner

Einleitung

Die Forschungspraxis der Ethnographie ist streng genommen keine für sich stehende Methode der ‚qualitativen‘¹ Sozialforschung. Ethnographisches Forschen beschreibt viel mehr eine „auf gegebene Feldbedingungen sensibel reagierende Vorgehensweise“ (Hitzler 2013, S. 1). Sensibel meint in diesem Fall, dass das, was erforscht werden soll, und die dabei eintretenden Situationen maßgeblich sein sollen dafür, worauf bei der Forschung aus dem Fundus des „gesamten Methoden-Arsenals“ (ebd.) zurückgegriffen wird. Dabei verfolgen Ethnographierende nicht das Ziel, eine wie auch immer geartete „Wahrheit über das Feld zu erfassen“ (Dellwing und Prus 2012, S. 54). Vielmehr erkunden sie die „Fremde in der Nähe“ (Honer 1989, S. 297) gegenwärtiger „Multioptionsgesellschaften“ (Gross 1994). Diese Fremde lässt sich bisweilen als Teilkultur beschreiben, in der zugehörige Praktiken beobachtbar werden. Zumeist sind diese eingebettet in eine auf bestimmte Themen konzentrierte „Sinnwelt“ (Hitzler 1988), wie beispielsweise die des Bodybuildings (vgl. Honer 1983) oder die der Hochenergiephysik (vgl. Knorr-Cetina 2002).

Im Zuge der fortschreitenden Durchdringung des Alltags mit internetfähigen Geräten zeigt sich, dass die mit dieser Entwicklung einhergehenden, mehr oder weniger neuen Kommunikationsformen über das Internet mitunter neue Sinnwelten hervorbringen oder bereits bestehende Sinnwelten modifizieren. Mit Hilfe der Nutzung dieser Kommunikationsformen bietet sich für Ethnographierende die Möglichkeit eines Zugangs zu sich anhand dieser Kommunikationsformen abbildenden „kleinen sozialen Lebenswelten“ (Honer 1993, S. 28). Für eine solche

1 Im Zuge eines ethnographischen Forschungsverlaufes und dem zugehörigen stetigen Erkunden des Feldes wird im Anschluss vor allem von explorativ-interpretativen Methoden gesprochen.

Untersuchung spielt insbesondere die „Interaktivität“ (Sutter 2010) neuer Medien eine tragende Rolle, da diese eine Voraussetzung dafür darstellt, dass Anwender diese Medien als dynamischen „Möglichkeits- bzw. Handlungsraum“ (Hitzler 2005) nutzen können. Ein über diese Medienumgebungen hergestellter Zugang zu kleinen sozialen Lebenswelten bietet Forschenden die Chance, medienvermittelt dort anwesend zu sein, „where the action is“ (Goffman 1969). Bevor sich allerdings eine solche Chance ergibt, kommen auf die Forschenden grundlegende Einstieghürden zu. Um diese zu meistern, gilt es zunächst einen mehr oder weniger kompetenten Umgang mit diesen Medien und der diesen zu Grunde liegenden Technologie zu erlernen, um die in der kleinen sozialen Lebenswelt typischen Praktiken im Umgang mit diesen überhaupt nachzuvollziehen. Anhand der Reflexion dieses Lernprozesses lässt sich zeigen, dass Forschende besonders im Zuge voranschreitender Medienkonvergenz (vgl. Bolter und Grusin 1999; Jenkins 2006) vor neuen methodischen aber auch methodologischen Herausforderungen stehen. Inwieweit sich diese Herausforderungen über einen lebensweltlich-ethnographischem Zugang zu interaktiven Medienumgebungen meistern lassen, soll anhand von Untersuchungen in online-Livestreams aufgezeigt werden. Zu Grunde liegen dabei zwei Fragestellungen: a) Welche spezifischen Wissensbestände setzt die Nutzung dieser interaktiven Medienumgebungen voraus? und b) Wie können Forschende diese Medienumgebungen nutzen, um in „delokalisierte Kopräsenz“ (Kirschner 2013, S. 162) Einblicke in eine kleine soziale Lebenswelt zu erhalten? Die abschließenden methodologischen Ausführungen verdeutlichen, welche Chancen in einer durch subjektive Erlebensdaten angereicherten Untersuchung für die mediatisierte Praxis des Ethnographierens liegen.

Ethnographische Grundannahmen vor dem Hintergrund fortschreitender Mediatisierung

Grundsätzlich sollen Ethnographierende ihr Forschungsfeld erkunden ohne ihre vorgängigen subjektiven Moralvorstellungen in das Feld hineinzutragen (vgl. Hitzler 2007, S. 213). Aus ethnographischer Sicht gilt es vielmehr herauszuarbeiten, was Feldteilnehmende in einem durch sie gesetzten Kontext für wichtig erachten. Ethnographierende beobachten, inwieweit sich Handlungen an spezifischen Wissensbeständen ausrichten, und sollten, im Zuge lebensweltanalytischer Ethnographie, darüber hinaus – wenn möglich – an in ihrem Feld auftretenden Situationen teilnehmen, um anhand eigener Erfahrungen und Handlungen nachzuspüren, welche Relevanzen und Wissensbestände die jeweilige kleine soziale Lebenswelt

konstituieren (vgl. Honer 1993, S. 44). Was sich in den jeweiligen Feldern beobachten lässt, das sind zunächst „Wahrheiten im praktischen Sinne“ (Dellwing und Prus 2012, S. 54). Gemeint ist damit, dass sich anhand der beobachteten bzw. selbst erlebten Praxis des Feldes, diejenigen Relevanzen und dahinter liegenden Wissensbestände identifizieren lassen, welche die Rahmen (vgl. Goffman 1980) und die zugehörige Sinnwelt der sich in der jeweiligen sozialen Situation manifestierenden kleinen sozialen Lebenswelt konstituieren.

Diese theoretischen Grundannahmen werden nachfolgend auf die Bedingungen fortschreitender Mediatisierung übertragen. Im Zentrum dieser Überlegungen steht dabei die wohl populärste Frage der Feldforschung: „Was geht hier eigentlich vor?“. Infolge einer zunehmenden Durchdringung des Alltags mit internetfähigen Geräten zeigt sich, dass sich für Menschen über die Nutzung dieser Geräte eine stetige ortsunabhängige Erreichbarkeit einstellt. Insofern spannen sich soziale Situationen mitunter nicht mehr (ausschließlich) über einen lokal eindeutig bestimmmbaren Rahmen. Damit gewinnt das scheinbar banal anmutende, jeweils situierte *Hier* neue, mitunter weitreichende Implikationen. Während *Hier* prototypisch in der Beschreibung von sozialen Situationen als deren lokal erfassbarer Rahmen angesehen wird (vgl. Goffman 2009a), kann gegenwärtig konstatiert werden, dass sich diese lokale Gebundenheit durch den Einsatz neuer Medien mitunter verflüchtigt (vgl. Couldry 2004; Auslander 2008). Beschreiben lassen sich die daraus resultierenden „synthetischen Situationen“ (Knorr-Cetina 2009) als durch den Einsatz von Medien „lokal entgrenzt“. *Hier* beschreibt dann keinen lokalen Rahmen, innerhalb dessen alle Beteiligten physisch anwesend sind, sondern eine von unterschiedlichen Beteiligten aus verschiedenen Blickwinkeln über eine Vielzahl von Kommunikationskanälen medial geteilte ortsunabhängige Umgebung. Diese, unter massiver Verwendung von Medien erzeugte lokale Entgrenzung der sozialen Situation, zieht ebenfalls eine Delokalisierung des Handlungsräums für beteiligte Akteure nach sich (vgl. Kirschner 2012). Eine ethnographische Untersuchung interaktiver Medienumgebungen sollte daher mit einem möglichst „breiten methodischen Sensorium“ (Honer 1989, S. 300) darzustellen versuchen, welche technologischen Voraussetzungen und praktischen Wissensbestände ein jeweils situiertes *Hier* im Handeln der Beteiligten konstituiert.

Die Erkundung kleiner sozialer Lebenswelten mittels „Lehnstuhl-Ethnographie“

Wie sich ein solches Forschungsvorhaben empirisch darstellen lässt, soll im Rekurs auf das nachgezeichneten werden, was gemeinhin unter dem Begriff der „Lehnstuhl-Ethnologie“ bekannt ist. Der Lehnstuhl, so die These, kann im Zuge medientechnologischer Entwicklungen als ein Ort gesehen werden, an dem ein, für die lebensweltliche Ethnographie ausschlaggebendes, „existenzielles Engagement“ (Meuser und Pfadenhauer 2010, S. 12; Honer 1993, S. 57; Honer 2012) über die Arbeit ‚am Schreibtisch‘ eingegangen werden kann. Dieses dient im besten Falle dazu, als Forscherin bzw. Forscher einen „natives point of view“ (Malinowski 1922, S. 25), also eine ethnographische Innensicht, im jeweiligen Feld einnehmen zu können. Die Grundlage hierfür bieten Kommunikationstechnologien, die es erlauben, an jenen im Alltag von Menschen immer häufiger auftretenden synthetischen Situationen teilzuhaben. Beispielhaft wird eine solche Teilnahmesituation des Forschenden an einer für die sich darin manifestierende kleine soziale Lebenswelt typischen, synthetischen Situation expliziert.

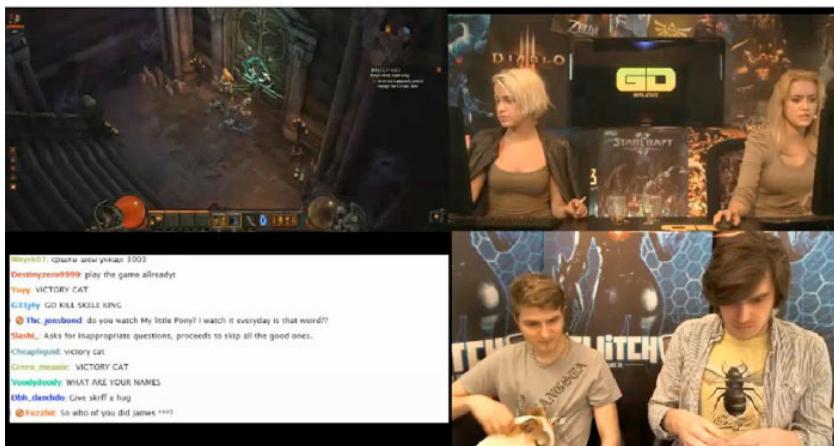


Abb. 1 Der user-Livestream als fokussierter Ausschnitt einer kleinen sozialen Lebenswelt (Quelle: <http://www.twitch.tv/thegstudio/b/318866981>)

Dieser Bildausschnitt lässt sich als fokussierter Blick auf eine kleine soziale Lebenswelt beschreiben. In diesem Untersuchungsfall beziehen sich die Interessen und Relevanzen und damit die zu Grunde liegende geteilte Sinnwelt der Beteiligten offensichtlich auf Videospiele. Die vier unterschiedlichen Motive, die auf Abbildung 1 zu sehen sind, resultieren aus Aufnahmen mittels zweier Kameras (rechte Bildseite), einer Videospieloberfläche und der Visualisierung eines Chats, welche gemeinsam das gebündelte Videosignal dieses online-Livestreams bilden.² Dieser Ausschnitt, der eine sichtbare Zusammenführung mehrerer unterschiedlicher, gleichzeitig ablaufender Videokanäle sowie darin zu findender kommunikativer Verweise über und auf die jeweiligen Kanäle darstellt, illustriert augenfällig die Beschreibung einer kleinen sozialen Lebenswelt als interaktives und kommunikatives Konstrukt. Diese Aufzeichnung liefert einen Anhaltspunkt dafür, welche Herausforderungen auf Ethnographierende zukommen, die an der gestalt medienkonvergenten, synthetischen Situationen teilnehmen wollen. Aufgrund der Vielfalt an gleichzeitigen Eindrücken stellen diese natürlichen Daten Forschende vor die Herausforderung, die sich ihnen darbietenden Inhalte der unterschiedlichen Bildausschnitte und die mitunter zugehörigen Tonsignale zunächst einmal nachzuvollziehen. In einem zweiten Schritt gilt es anschließend, diese so weit zu ordnen, dass Aussagen über die entsprechend herauskristallisierten Handlungen und zu Grunde liegenden Relevanzen der in dieser kleinen sozialen Lebenswelt Agierenden methodisch abgesichert möglich werden.

Die Konstitution des Feldes und der Feldeinstieg

Um sich einem solchen Feld ‚hinter dem Bildschirm‘ (vgl. Kozinets 2009) zu nähern, gilt es, wie zu Beginn jedweder ethnographischen Untersuchung, dieses zunächst einmal zu konstituieren. Bei diesem Vorhaben zeigt sich schnell, dass entsprechende Felder weder als allein *hinter dem Bildschirm befindlich* noch als rein virtuell (vgl. Hine 2009) begriffen werden können. Vielmehr zeigt sich bereits anhand des Umgangs mit der zur Konstitution des Feldes notwendigen Technik, welche entscheidende Rolle der Forschungsperson und dem Prozess ihrer Aneignung dieser Technik zuzurechnen ist. Technische Anforderungen und zugehörige Sonderwissensbestände stellen eine nicht zu unterschätzende Variable sowohl für die Konstitution des Feldes als auch für einen gelingenden Feldeinstieg dar.

2 Dieser Ausschnitt wurde als solcher vom Forschenden aufgenommen und hat durch ihn keine weitere Manipulation erfahren.

In einem ersten Schritt gilt es zu identifizieren, wo und wie sich ein Zugang zu einem derartigen Feld überhaupt realisieren lässt. Die hier untersuchten online-Livestreams beispielsweise finden sich typischerweise auf sogenannten Livestream-Plattformen, die wiederum auf einschlägigen Webseiten im Internet zu finden sind. Auf diesen Portalen kann prinzipiell jede Person einen eigenen ‚Channel‘ und daran angeschlossen einen online-Livestream produzieren und anbieten.³ Das jeweilige Portal (z. B. ustream.tv, Livestream.com oder twitch.tv) bietet darüber hinaus einen an diesen Channel angeschlossenen Chat an. Den Inhalt ihres Channels, das Videosignal des Livestreams, produzieren Streamerinnen und Streamer mit Hilfe von spezieller Software. Mit deren Hilfe wählen Streamende aus, ob ihr gesamter Bildschirminhalt, die Aufnahme einer Webcam, ein Teil eines Bildschirm Inhalts (beispielsweise Spiele, Browser, Bilder, Kameraausschnitte etc.) oder mehrere Signale gleichzeitig als Videosignal an das jeweilige Portal gesendet werden. Inhalte dieser Übertragung, wie beispielsweise Computerspiele oder Audiokommunikationssoftware, können mitunter mediale (Rück-)Kanäle besitzen. Über deren Nutzung bietet sich Beteiligten die Möglichkeit, innerhalb des Streams kommunikativ aufeinander zu verweisen. Je nachdem, ob und in welcher Form Streamende diese Kommunikationsangebote in ihrer Übertragung zulassen, bieten sie für Beteiligte eine konvergente und interaktive Medienumgebung an.⁴

Mein ethnographischer Zugang zu sich innerhalb dieser Medienumgebungen abzeichnenden kleinen sozialen Lebenswelten ist nun insbesondere dadurch gekennzeichnet, dass ich an entsprechenden synthetischen Situationen verstärkt (beobachtend) *teilzunehmen* versuche. „User-Livestreams“ (Kirschner 2013) eignen sich besonders für eine solche teilnahmegestützte Untersuchung, da diese aufgrund ihrer inhärenten medialen Rückkanäle für Beteiligte eine „medienkonvergente Präsentationsbühne“ (ebd.) bieten. User-Livestreams zeichnen sich dadurch aus, dass Zuschauer aufgrund der von Streamenden zur Verfügung gestellten Kommunikationskanäle (voneinander unabhängige Chatkanäle, Videospielaus schnitte, Audiokommunikationssoftware, etc.) zu inhalteschaffenden Beteiligten werden können. Beteiligte generieren somit die sicht- und hörbaren Inhalte eines User-Livestreams gemeinsam. Inwieweit aus der Nutzung dieser Kanäle eine medienkonvergente Präsentationsbühne emergiert, lässt sich deutlich anhand eines

3 Derzeit finden sich auf dem populärsten Livestream-Plattform der Welt bereits über 900.000 Nutzer pro Monat, die 45 Mio. Zuschauer pro Monat anlocken. Der Zuschauerrrekord eines einzelnen Kanals liegt bei knapp über 300.000 Zuschauern für eine Übertragung. (<http://www.twitch.tv/year/2013> eingesehen 14.01.2013).

4 Anhand der jeweils bereitgestellten Rückkanäle für das Publikum und die daran angeschlossenen Interaktionsmöglichkeiten konnte bereits eine Typisierung von online-Livestreams erstellt werden (vgl. hierzu ausführlich Kirschner 2013).

Beispiels anführen. Wenn Streamende ein Mehrspieler-Videospiel übertragen, bietet zunächst das Spiel sowohl Mitspielern als auch Streamenden eine Präsentationsbühne über das von ihnen geteilte virtuelle Spielfeld. Zudem erweitert sich diese Präsentationsbühne über den Videoausschnitt des Streams. Dergestalt wird es über das Videospiel für Zuschauende des Streams möglich, sich als Mitspielende zu engagieren. Dementsprechend generieren die Mitspieler des Videospiels, welche zur gleichen Zeit Zuschauer des Streams sein können, über ihre Spielaktionen nicht nur das Spielgeschehen auf dem virtuellen Spielfeld, sondern auch den Inhalt des Streams. Den Beteiligten wird es also möglich, über die unterschiedlichen Kanäle hinweg aufeinander zu verweisen, beispielsweise indem auf eine Aktion im Spiel von den Beteiligten ein Kommentar im Streamchat folgt.

Anhand solcher durchaus feldtypischer Situationen zeigt sich, inwieweit online-Livestreams als medienkonvergente Bühne für beteiligte Akteure beschrieben werden können, wobei sich innerhalb dieser synthetischen Situationen das Rollenspektrum der Beteiligten, je nach zur Verfügung stehenden und genutzten Medienkanälen, vom anonymen Publikum bis hin zum engagierten (Mit-)Spielenden im Ensemble (Goffman 2009b, S. 73) erstreckt. Das bedeutet, dass je nach Streamtypus und dessen variierendem Angebot an medialen Rückkanälen (Videospiele, Chatrooms, Audiokommunikationssoftware, Webcam, etc.) Forschende in online-Livestreams als Teilnehmende agieren können. Über das damit verbundene Engagement wird es möglich, in den jeweiligen synthetischen Situationen „mehr zu erleben und mehr zu erfahren“ (Honer 1989, S. 300) als es ihnen als bloße Zuschauende bzw. Lurkende⁵ möglich wäre.

Als Forschende lässt sich ein Zugang zu diesen medial vermittelten „öffentlichen Zusammenkünften“ (Goffman 2009a, S. 33) über das namensgebende Attribut der „Lehnstuhl-Ethnologie“ herstellen. Für meine Untersuchung in der kleinen sozialen Lebenswelt von Videospielenden saß der Forschende typischerweise in seinem Lehnstuhl vor seinem Schreibtisch. Im Zuge der Untersuchung stellte sich heraus, dass ein feldtypischer Aufbau von zwei oder mehr Bildschirmen für die Untersuchung von Vorteil ist. Die Monitore sind typischerweise so angeordnet, dass der erste frontal gut einsehbar ist, während die anderen sich links- bzw. rechts daneben befinden. Auf dem erstgenannten Bildschirm steuert der Forschende als mehr oder weniger typischer Feldteilnehmer seinen Videospiel-Charakter und den zugehörigen Bildausschnitt des Videospiels,⁶ welches er im Moment gemeinsam mit anderen

5 Als „Lurker“ bezeichnet man gemeinhin alle diejenigen an einer sozialen Situation im Internet Beteiligten, die sich über keinerlei Kommunikationsmöglichkeiten sichtbar machen, sondern nur das Geschehen als anonyme Zuschauende verfolgen.

6 Zur Praxis des Spielens, zumindest in Multiplayer-Videospielen, kommt typischerweise hinzu, mit Mitspielenden über Audiokommunikation und/oder anderweitigen Kanälen

Mitspielern spielt. Auf dem zweiten Bildschirm wird ein online-Livestream abgerufen, der den von der Streamerin bzw. dem Streamer ausgewählten Bildausschnitt zeigt. Oftmals ist auf diesem Ausschnitt die übliche, je nach Videospiel variierende Spielerperspektive der Streamerin bzw. des Streamers zu sehen. Dieser Ausschnitt kann zur gleichen Zeit zwar auf das Spiel verweisen, welches der Forschende im Moment spielt, allerdings kann sich das entsprechende Spielgeschehen auch auf einem anderen virtuellen Spielfeld abspielen. Die forschende Person bewegt sich in diesem feldtypischen „Setup“ als engagiert Mitspielende auf einem virtuellen Spielfeld und ist zur gleichen Zeit, abhängig von ihrem jeweiligen Aufmerksamkeitsfokus und Engagement, Zuschauende bzw. Beteiligte des von ihr aufgerufenen Livestreams auf dem Bildschirm *nebenan*.



Abb. 2 Die schematische Darstellung einer typischen Situation „im Feld“⁷

Viele der mitgespielten und über online-Livestreams verfolgten Spiele bieten den Beteiligten immer wieder kürzere oder längere Ruhephasen, in denen es diesen ohne spielrelevante Konsequenzen möglich wird, ihr Engagement vom Spiel abzu-

Absprachen für ein erfolgreiches Zusammenspielen zu treffen. Da diese Kanäle nicht immer offensichtlich sind, bedürfen sie in der nachfolgenden Analyse besonderer Berücksichtigung.

7 Alle hier gezeigten Symbole von Programmen sind frei zugängliche Software und unterliegen den jeweiligen Copyrightbedingungen.

wenden und den Blick auf einen anderen Monitor zu richten.⁸ Als Beteiligte nutzt man diese Pausen eben mitunter dafür, die eigene Spielpraxis anhand des *nebenan* aufgerufenen Streams, sichtbarer Chatkommentare oder einschlägiger Webseiten zu reflektieren, oder um auf Kommentare aus den angeschlossenen Chats oder verwendeter Audiokommunikationssoftware zu reagieren⁹ (vgl. Woermann und Kirschner 2014). Außerdem besteht für Beteiligte die Möglichkeit, über die Chatfunktionen des *nebenan* ablaufenden Livestreams oder des Videospiels mit anderen Beteiligten und/oder der Streamerin bzw. dem Streamer zu chatten. Falls es sich bei dem verfolgten Livestream um einen User-Livestream handelt, schaffen die Beteiligten über ihre Spielaktionen oder Chatkommentare sogar die *dort* übertragenen Inhalte mit. Wenn Forschende an diesem mitunter chaotischen Treiben erkennbar teilnehmen wollen, gilt es, die genannten Kommunikationsmöglichkeiten im Feld zu nutzen. Idealtypisch reicht somit auch ihr Rollenspektrum von der „Rolle des distanzierten Zuschauers bis zu der des engagierten Mitspielers“ (Honer 1989, S. 300). Dieses Spektrum wird insbesondere in Situationen deutlich, in denen die durch Forschende gesteuerten Charaktere des Videospiels das virtuelle Spielfeld mit den Charakteren von Streamenden teilen. In diesem Fall teilen Forschende und Streamende eine synthetische Situation auf dem virtuellen Spielfeld und via Livestream. Die Situation wird über die Nutzung angeschlossener Kanäle – Videospiel, Audiokommunikationssoftware, Livestreamchat, etc. – durch die Beteiligten synthetisiert, indem diese anhand ihrer jeweiligen Bildausschnitte kommunikativ aufeinander verweisen und darüber hinlänglich sicher miteinander interagieren. Daraus lässt sich ableiten, dass die Teilnahme an diesen feldtypischen Ereignissen zum einen ein hohes Maß an technischem Vorwissen, zum anderen ein hinlängliches Verständnis der feldspezifischen Handlungsfolgen für die Forscherin bzw. den Forscher voraussetzt. Schließlich bilden diese Eigenschaften die Grundvoraussetzung für die Herstellung, Aufrechterhaltung und, daran angeschlossen, die mehr oder weniger kompetente Teilnahme an diesen synthetischen Situationen.

-
- 8 Bei Streamenden, die keinen zweiten Monitor nutzen, zeigt sich oftmals in diesen Ruhphasen, dass sie auf dem Monitor zwischen unterschiedlichen Programmen wechseln. Typischerweise ist dies der Wechsel von Videospiel zu Livestream, um auf Kommentare der Zuschauenden bezüglich des Spielgeschehens zu reagieren.
- 9 Zu diesen Kommentaren gehören oftmals neben spielrelevanten Inhalten auch Links zu Webseiten, die über den aufgerufenen Browser abgerufen werden können.

Lebensweltanalytisch-ethnographische Forschung

Die hier vertretene Vorgehensweise ist stärker als in anderen ethnographischen Untersuchungen durch den Vollzug eigener Aktivitäten im Feld geprägt. Die damit einhergehenden „anderen Qualitäten“ (ebd.), welche durch subjektive Erlebensdaten des Vollzugs von Handlungen generiert werden, zeichnen die lebensweltliche bzw. lebensweltanalytische Ethnographie¹⁰ aus. Grundsätzlich gilt es für lebensweltlich-ethnographisch Forschende, eine enge Vertrautheit mit den „sozio-kulturellen Regeln des thematisierten Interaktionsgefüges“ (ebd., S. 4) über die Beteiligung¹¹ an den vorgefundenen sozialen Situationen im Feld herzustellen. Dieses ‚Eintauchen‘ ins Feld wird für Forschende begleitet von einer „doppelten Intersubjektivität“ (Dellwing und Prus 2012, S. 60). Diese ist dadurch gekennzeichnet, dass Forschende neben dem stetigen Prozess des Eintauchens in das Feld zugleich eine stetige

- 10 Der Begriff der Lebenswelt beschreibt die Bewusstseinsstruktur jedes einzelnen Menschen. In diesem Sinne ist die Lebenswelt ein „egologisches Gebilde“ (Honer 1993, S. 14). Alles subjektiv Erlebte und in diesem Zusammenhang auch jede soziale Situation ist als das konkrete Hier-und-Jetzt „mithin für jeden Menschen das Zentrum der alltäglichen Lebenswelt“ (ebd.). Der aus der Phänomenologie Husserls stammende Begriff der Lebenswelt wurde erst durch die Ausarbeitung einer phänomenologisch fundierten Handlungstheorie für die Soziologie fruchtbar. Während Husserl die Lebenswelt als ein hermetisches Konstrukt des subjektiven Bewusstseins beschrieb, liefern die Arbeiten von Schütz und Luckmann (vgl. ebd. 2003) einen Anhaltspunkt für einen typisierenden Zugang zu diesen subjektiven Bewusstseinsstrukturen. So wird die Ausprägung der subjektiven Lebenswelt, also das insgesamt des subjektiven Erlebens, bereits vorinterpretiert vorgefunden (vgl. Luckmann 1990). Die Welt, in der sich jeder Mensch bewegt, ist damit immer eine bereits vorinterpretierte. Diese Vorinterpretation, welche Berger und Luckmann (2012) als „gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit beschrieben“, wird von jedem Subjekt ‚für sich‘ erlebt. Die vorinterpretierten Strukturen dienen dabei als handlungsanleitende Elemente. Dieses subjektive Erleben in intersubjektiv vorinterpretierten Strukturen impliziert „die Konstitution der Lebenswelt im Handeln“ (Luckmann 1990, S. 11). Aus dieser handlungstheoretischen Wendung des Lebensweltbegriffs heraus entwickelte Honer ihre methodischen und methodologischen Überlegungen einer lebensweltanalytischen Ethnographie. Handlungsanleitende „soziale Geltung von Sinnzuweisungen“ (Honer 2011, S. 15) resultiert für sie aus der Annahme, dass für Menschen die prinzipielle Möglichkeit besteht, trotz ihrer egologischen Lebenswelt die vorinterpretierten Strukturen ihres Welterfahrens „gleich zu sehen beziehungswise gleich sehen zu können“ (ebd.). Diese Beschreibung der Reziprozität der Standpunkte dient als Grundlage für ein deutendes Verständnis der Handlungen eines menschlichen Gegenübers (vgl. Honer 1993, S. 19). Aufbauend auf diesen grundlegenden Überlegungen befasst sich die lebensweltliche Ethnographie ausschließlich mit der Erkundung kleiner sozialer Lebenswelten.
- 11 Diese Beteiligung spielt sich im Spektrum zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme ab.

Befremdung dieses Feldes in der Rolle als Forschende leisten müssen (vgl. ebd.). Somit bewegt sich die Ethnographin bzw. der Ethnograph immer sowohl in der Rolle der bzw. des Teilnehmenden im Feld als auch in der der forschenden Person, um dadurch sicherzustellen, dass der wissenschaftliche Kontext der Untersuchung nicht verloren geht.

Diese Gratwanderung zwischen ‚going native‘ und einem potenziellen Ausschluss aus dem Feld ist in der lebensweltlichen Ausrichtung ethnographischer Forschung besonders prägnant. Schließlich wird bei dieser Art ethnographischer Forschung ein besonderes Maß an existenziellem Engagement vorausgesetzt, welches ein „hochgradiges Vertrautwerden“ (Honer 1993, S. 40) mit dem Untersuchungsfeld erst ermöglicht. Durch die damit verbundene zunehmende Teilhabe am Feld ergeben sich für Ethnographierende besondere methodische Konsequenzen hinsichtlich ihrer Rolle im Feld. Das Spannungsverhältnis einer ohnehin gegebenen doppelten Intersubjektivität kann mitunter aufgrund wachsender medialer Verschränkung zunehmen. Im Fall interaktiver Medienumgebungen zeigt sich, dass – aufgrund der beschränkten Aufmerksamkeitsspanne der Forschenden – die gleichzeitigen mehrkanaligen Interaktionsmöglichkeiten eine aus Sicht des Forschenden angeleitete Reflexion der eigenen Handlungen als Feldteilnehmer mitunter nur stark eingeschränkt oder gar nicht möglich macht. Um mit dieser Herausforderung methodisch abgesichert umzugehen, müssen die so gewonnenen Daten grundsätzlich in einem reflexiven Prozess, basierend auf stetig expandierendem „ethnographischem Hintergrundwissen“ (Schnettler und Knoblauch 2009, S. 274) ausgewählt, fokussiert und zugleich strukturiert werden (vgl. Honer 2011, S. 33).

Methodenpluralismus in der lebensweltanalytischen Ethnographie

Das Forschungsvorhaben der Ethnographie ist prinzipiell geknüpft an ein „mehr-kanaliges Untersuchungsverfahren“ (Honer 1983, S. 4). Für interaktive Medienumgebungen wie online-Livestreams ist es beispielsweise unverzichtbar, sich mit der jeweils verwendeten und für die Anwendung notwendigen Technologie und deren typischen Nutzungspraktiken in besonderem Maße auseinanderzusetzen. Schließlich bilden diese den notwendigen handlungsanleitenden Rahmen, um sich innerhalb dieser Medienumgebungen mehr oder weniger kompetent zu bewegen.

Die Auseinandersetzung mit der zugehörigen Technik, welche den gesamten Forschungsverlauf durchzieht, zeigt sich auch daran, dass einer tatsächlichen *Feldteilnahme* typischerweise eine Phase teilnehmender Beobachtung vorausgeht.

Diese dient dazu, unterschiedliche online-Livestreams, zugehörige Webseiten der Streamer und/oder die über die jeweiligen Kommunikationskanäle einsehbaren Links herauszuarbeiten und sich damit vertraut zu machen. Die anhand dieser Beobachtungen sichtbaren Auffälligkeiten geben Aufschluss darüber, inwieweit sich Beteiligungsmöglichkeiten in online-Livestreams unterscheiden. Die produzierten Inhalte unterschieden sich mitunter gravierend voneinander und variieren zwischen Live-Videospiel-Turnier-Übertragungen, dem alltäglichen Training von (professionellen) Computerspielern und aufwendig produzierten Videospiel-Entertainment-Sendungen. Für eine weiterführende Untersuchung und die Vorbereitung einer beobachtenden Teilnahme eignen sich im Vorfeld weiterhin verschiedene Formen von Interviews. Die bereits gesammelten ersten Einblicke sollten bestenfalls mit Hilfe der gewonnenen Interviewdaten in Abgleich dazu verwendet werden, die in den jeweiligen online-Livestreams beobachtbare Praxis zumindest teilweise in die verschiedenen, zumeist parallel ablaufenden Einzelhandlungen zu unterteilen, um so typische routinierte Handlungsabläufe zu identifizieren. Die auf diese Weise erlangten Wissenbestände können von Forschenden für ihr Handeln im Feld genutzt werden. Über ein solches Engagement, als mehr oder weniger kompetenter Mitspieler in feldtypischen sozialen Situationen, wird es anhand der Reaktionen von Feldteilnehmenden mitunter ablesbar, inwieweit die Rolle der forschenden Person der eines typischen Feldteilnehmers gleicht, als solche anerkannt oder aufgrund von Nichtwissen sanktioniert wird. Dieses mitunter riskante Engagement erlaubt es Forschenden, die jeweilige kleine soziale Lebenswelt, in die sie eintauchen wollen, als „Korrelat spezifischer Interessen und Interessenbündel“ (ebd. 1993, S. 19) mitzuerleben. Dergestalt erlangen Forschende über ein (sich über einen längeren Zeitraum angeeignetes) feldtypisch interessengeleitetes Handeln und dessen kommunikative Validierung durch Feldteilnehmende eben jene Innensicht, die benötigt wird, um darstellen zu können, welche Wissenbestände und Relevanzen dieser kleinen sozialen Lebenswelt zugrunde liegen. Die Teilnahme an feldtypischen Situationen spielt für die Erlangung dieser Innensicht in zweierlei Hinsicht eine besondere Rolle. Zum einen, weil nur über die Teilnahme im Feld für Forschende die Möglichkeit zur Validierung des ihrer Ansicht nach feldtypischen Handels gegeben ist, zum anderen, weil mit dieser Validierung immer auch das Risiko einhergeht, sich als *Außenseiter* bzw. als *Nichtwissender* zu erkennen zu geben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Forschungsverlauf einer lebensweltanalytischen Ethnographie, vom Feldeinstieg bis hin zu einem verstärkten Engagement im Feld, das Ziel hat, die „Relevanzen des anderen aufzuspüren und zu rekonstruieren“ (ebd., S. 33). Dabei zeigt sich, dass, je tiefer man in sein Feld eintauchen will, um so mehr Wissen über das Feld benötigt wird. Der damit einhergehende Aneignungsprozess führt bestenfalls dazu, dass man als Ethnographin

bzw. Ethnograph die typischen Wissensbestände und Relevanzen des Felds mit eigenen aus dem Feld gewonnenen Relevanzen abgleichen kann, um so über die *Spiegelung* des eigenen Erlebens ein zusätzliches Qualitätskriteriums zu erhalten. Wie ernst dieses Qualitätskriterium zu nehmen ist, zeigt sich besonders deutlich in fortlaufenden Datenauswertungssitzungen, in denen sich das schrittweise an geeignete ethnographische Hintergrundwissen kommunikativ aus- und abbilden lässt. Für eine Analyse der so gewonnenen Daten stehen im Kontext der hermeneutischen Wissenssoziologie (vgl. Hitzler et al. 1999) verschiedene Methoden zur Verfügung. Diese können im Hinblick darauf zusammengefasst werden, dass sie „kontrolliert durch den oberflächlichen Informationsgehalt von Texten und anderen Objektivierungen (im Fall von interaktiven Medienumgebungen vor allem Video- und Bilddaten) durchstoßen zu tieferliegenden Sinn- und Bedeutungsschichten und dabei diesen Rekonstruktionsvorgang intersubjektiv nachvollziehbar machen beziehungsweise halten“ (Schnettler und Knoblauch 2007, S. 214).

Lebensweltanalytisches Videographieren

Um die zum Teil komplexen und diffusen Handlungsabläufe in online-Livestreams nachzeichnen zu können, lohnt es sich, zusätzlich technische Hilfsmittel zu verwenden, welche die Beobachtung und Konservierung der Daten erleichtern bzw. erst ermöglichen. Im Mittelpunkt einer solchen Rekonstruktion von Handlungsfolgen stehen die miteinander verschränkten Kommunikationskanäle und die darin auffindbaren Verweise der Beteiligten untereinander und über die verschiedenen Kanäle hinweg. Hier ist besonders zu beachten, dass verschiedene Kanäle und Zeichensysteme zusammenfließen, sodass auf einer Aufnahme dieses Geschehens unterschiedliche visuelle und akustische Signale sicht- bzw. hörbar werden, die sowohl für sich als auch als Verweise aufeinander interpretationsbedürftig sind. Es empfiehlt sich folglich, die beobachteten Livestreams und das darin beobachtbare komplexe reziproke Handeln der Beteiligten über die Aufnahme des eigenen Bildschirms via Screencapturing zu videographieren.¹²

12 Die Videographie als Zusammenführung von Ethnographie, als forschungsanleitendem Programm, und videotgestützten fokussierbaren Daten hat ihren Ursprung in den „Workplacestudies“ (vgl. Luff et al. 2000). Die Entstehung der Workplacestudies ist eng verbunden mit der Entwicklung komplexer werdender Arbeitswelten. Die darin auftretenden Aushandlungs- und Abstimmungsprozesse zwischen beteiligten Akteuren stehen im Fokus der Beobachtungen. Dabei spielt insbesondere „die Art und Weise, wie Instrumente und Technologien in sozialen Handlungen und Interaktionen verwendet

Die Vorteile einer videotestierten ethnographischen Vorgehensweise ergeben sich aus der technologisch unterstützten registrierenden Konservierung von Daten. Videoaufzeichnungen fehlt, im Gegensatz zu einer beobachtenden Person, die Qualität einer gerichteten Aufmerksamkeitsspanne, denn die Videokamera wird nicht durch ihr eignende subjektive Relevanzen gesteuert. Im Gegensatz dazu kommt es häufig vor, dass die Beobachterin bzw. der Beobachter in der Situation etwas für wichtiger erachtet, und so ihre bzw. seine Aufmerksamkeit, mehr oder weniger gezielt, „nur“ auf *dieses Ereignis* richtet. Durch dieses Gerichtet-Sein auf das jeweils subjektiv wahrgenommene Ereignis geraten jedoch andere Aktivitäten in der Beobachtungssituation in den Hintergrund. Die Kamera ist demgegenüber „detaillierter, kompletter und akkurater“ (Knoblauch und Schnettler 2009, S. 586). Hinzu kommt, dass sie eine wiederholte Reproduktion und damit wiederholbare Analyse der so gewonnenen Beobachtungsdaten zulässt, welche nicht auf rekonstruierten Daten basiert¹³. Diese technischen Vorteile von Videoaufzeichnungen verändern die Praxis ethnographischer Forschung nachhaltig, indem sie Aspekte des Forschungsfeldes analysierbar werden lassen, die zuvor unzugänglich blieben. Die für online-Livestreams besonders vorteilhaften Eigenschaften videotestierter Ethnographie liegen dabei in der „methodischen Qualität“ (ebd.), mit der es möglich wird, gleichzeitige mehrkanalige Kommunikationsabläufe, welche von der Forscherin bzw. dem Forscher ohne technische Unterstützung fast unmöglich zu erfassen sind, zu konservieren. Anschließend können die aufbereiteten Daten in wiederholten Datenauswertungssitzungen interpretiert werden¹⁴, sodass mit-

werden“ (Knoblauch und Heath 1999, S. 168), eine zentrale Rolle. Um das Zusammenspiel von Technik als Mittler beziehungsweise Vehikel für die Interaktionen zwischen den Beteiligten zu beschreiben, wurde vermehrt auf Videoaufzeichnungen zurückgegriffen. Diese führten im besonderen Maße dazu, dass der soziale Kontext als ausschlaggebend für ein Verständnis des Zusammenspiels zwischen Technologie und Praxis zu sehen ist (vgl. ebd., S. 165). Zwischen den konversationsanalytischen Workplacestudies und den für die Untersuchung von interaktiven Livestreams verwendeten Methoden sind jedoch einige sowohl methodische als auch methodologische Unterschiede aufzeigbar.

- 13 Zur Debatte über registrierende und rekonstruierende Methoden vgl. Bergmann 1985.
- 14 Die Analyse der aufgezeichneten Videodaten sollte dabei immer (zumindest für die hörbaren Sprachsequenzen) von der Erstellung eines Transkripts begleitet werden. Hand in Hand mit dieser Arbeit geht eine Indexierung der Sequenzen der aufgenommenen Videodaten. Damit wird der Entstehung von „Datenhalden“ (Knoblauch 2004, S. 592) vorgebeugt, welche forschungswissenschaftlich höchst problematisch werden können. Entgegen den Beschreibungen in der qualitativen Videoanalyse und der Video-Interaktionsanalyse ist es bei der Untersuchung von interaktiven Medienumgebungen aufgrund der Verschränkungen zwischen den genutzten Kommunikationskanälen jedoch nicht ratsam, eine vollständige Partitur zu erstellen, die als Videotranskript fungiert. Es lohnt sich vielmehr, anhand „gefrorener Bilder“ (ebd., S. 593) und des zugehörigen

einander verschränkte Kommunikationsflüsse identifiziert und gegebenenfalls zusammengeführt werden können, um so einen ‚komplettierenden‘ Überblick über das komplexe Interaktionsgeschehen zu erhalten (vgl. ebd., S. 587).

Für die Auswertung der aufgenommenen Videodaten hilft deren inhärente Sequenzialität. Es zeigt sich außerdem, dass nicht nur die sprachlichen Sequenzen als Grundlage für beobachtbare Interaktionen zu betrachten sind, sondern stärker das komplexe Gefüge von Aktivitäten in unterschiedlichen Modalitäten bzw. Medienkanälen in den Mittelpunkt rückt. Das bedeutet, dass sowohl Gesten bzw. Körpersprache als auch technisch vermittelte Kanäle, die nicht primär zu einem Gespräch zählen (Chatsymbole, Links, Videospielfiguren, etc.), anzeigen, wie und warum die Beteiligten genau in diesem Moment diesen Kommentar abgeben (vgl. Knoblauch und Schnettler 2012, S. 339). Mit Hilfe eines sich stetig erweiternden ethnographischen Hintergrundwissens wird die technisch unterstützte Kontextualisierung der synthetischen Situation in online-Livestreams enorm erleichtert, sodass die Aufnahme in Verbindung mit dem Kontextwissen der Forscherin bzw. des Forschers einer zusätzlichen Qualitätskontrolle unterzogen wird (vgl. Knoblauch 2004, S. 372).¹⁵

Teilnehmen in delokalizierter Kopräsenz

Die Videographie in ihrer theoretischen Ausführung betont das ethnographische Argument, dass Erfahrung aus ‚erster Hand‘, also im Feld gemachte Beobachtungen, als Grundlage für eine anschließende Videoanalyse gesehen werden müssen (vgl. Knoblauch und Schnettler 2012, S. 342f.). Die verstärkt mögliche Fokussierung durch

transkribierten Sprachtextes die Schlüsselsequenzen des Geschehens darzustellen und anhand dieser die auftretenden Konvergenzerscheinungen abzubilden.

- 15 Die Interpretation der Videodaten für diese Untersuchung folgt, wie bereits zuvor, den Methoden und Grundlagen der hermeneutischen Wissenssoziologie. Für den Untersuchungsgegenstand der Interaktionen in Livestreams wird versucht, „den intrinsischen Zusammenhang der Interaktionen zu verstehen und dieses Verstehen zu rekonstruieren“ (Knoblauch 2004, S. 375). Bei dieser Interpretation helfen die technischen Möglichkeiten, die einer softwarebasierten Videoanalyse derzeit zur Verfügung stehen, immens. Zeitlupen, Vergrößerungen, Split- oder Multiscreenaufnahmen beispielsweise führen zum einen dazu, übersehene Details der Interaktionsabläufe, die oftmals auf implizitem Wissen der Beteiligten beruhen, zu erkennen und nachzuvollziehen, und zum anderen können die Zusammenhänge zwischen den Beobachtungen aufgrund der Archivierung wiederholt abgespielt werden, um eine adäquate Rekonstruktion zu sichern (vgl. Knoblauch und Schnettler 2009, S. 588; Knoblauch 2004, S. 374).

technische Hilfsmittel wie Videoaufzeichnungen beschleunigt und unterstützt ein Verständnis für die Interaktionsabläufe im Feld. Es gilt jedoch zu beachten, dass die Kamera auch einige Datensorten *nicht* registriert. So ist sie beispielsweise beschränkt hinsichtlich ihres Bildausschnittes, kann keine Gerüche aufnehmen und gibt keinerlei Aufschlüsse über die Befindlichkeiten, also über die Erlebensdaten der Beteiligten in der aufgenommenen Situation. Daher räumen Knoblauch und Schnettler ein, dass eine Videoanalyse, die sich mit der Untersuchung von Interaktionen beschäftigt, nur dann adäquate Ergebnisse liefert, wenn die Zusammenführung von Erfahrungs- beziehungsweise Erlebensdaten mit einer Unterstützung durch Videoaufnahmen einhergeht. Eine ‚einfache‘ bzw. ‚direkte‘ Fokussierung darauf, welche Abläufe in Situationen relevant wären, ist jedoch kritisch zu bewerten. Dies gelingt mitunter nur, wenn Forschende sich in einem Feld bewegen, welches ihnen hinlänglich bekannt ist. Erst in solchen Situationen mag die These einer technisch unterstützten beschleunigten Fokussierung stimmen. Jedoch kann „das Konzept des Mit(er)lebens durch das der schnelleren und technisch objektivierten Datenerhebung nicht ersetzt werden“ (Hitzler 2007, S. 211). Im Falle von komplexen synthetischen Situationen wie online-Livestreams stößt die Videographie als fokussierte Ethnographie hinsichtlich ihrer beschleunigten Fokussierung an ihre Grenzen. Die sich für diese Situation ergebende delokalisierte Kopräsenz bedingt den Einsatz neuer Verfahren, um videographisch das Feld und entsprechend die Situation, ‚wo sie passiert‘, aufzunehmen. Damit einher geht jedoch, anders als in der fokussierten Ethnographie, eine zunehmende Involvierung des Forschenden in das Feld, sodass die eigentliche Fokussierung erst als ein Produkt des „sich Einlassens auf gesellige Situationen“ (Honer 1993, S. 57) in Form beobachtender Teilnahme vollzogen werden kann.

Der hier angeführte, auf interaktive Medienumgebungen zugeschnittene Mix aus sozialwissenschaftlichen Videoanalyseverfahren sollte zudem durch eine aus der Livestreamproduktion entlehnte Aufzeichnungsmethode ergänzt und modifiziert werden. Da es sich in synthetischen Situationen nicht um Videoaufzeichnungen von Face-to-Face Interaktionen handelt, sondern um die Aufzeichnung eines am Bildschirm stattfindenden Ereignisses, sollte dieser auch im Mittelpunkt der Untersuchung stehen. Der Bildschirm bietet Forschenden ein Vehikel, welches ihnen sowohl die eigene Perspektive als auch mitunter die Perspektive anderer Beteiligter auf die jeweilige synthetische Situation liefert. In diesem Fall wird es über den Bildschirm möglich, durch Screeencapturing eine Registrierung und Archivierung von Daten sicherzustellen.¹⁶ Forschende können über diese Methode

16 Der Ort der Aufnahme entspricht hierbei allerdings nicht zwangsläufig dem Ort der beobachteten Handlung.

einer teilnehmenden Videographie sowohl das Geschehen ihres Ausschnitts der synthetischen Situation als auch das Geschehen eines online-Livestreams *nebenan* aufnehmen, sodass ihre Handlungen in der Rolle des Beteiligten im Nachhinein konserviert sind.

Die technischen Rahmenbedingungen insbesondere von user-Livestreams ermöglichen die nutzergesteuerte Herstellung einer delokalisierten Kopräsenz mit den damit einhergehenden Beteiligungsmöglichkeiten. Das bedeutet, dass Forschende über die bereitgestellten Kommunikationskanäle selbst am Geschehen eines user-Livestreams teilnehmen können. Diese Beteiligung reicht vom bloßen Zuschauen über die feldtypische Beteiligung am Chat bis dahin, den Inhalt des Streams z. B. über einen Webcamausschnitt oder ein Videospiel mitzugestalten. Screencapturing bietet dabei die Möglichkeit, die Beteiligung des Forschenden als Datum zu registrieren, sodass diese für eine anschließende Interpretation konserviert wird. Diese methodische Erweiterung ermöglicht es den Forschenden, „*egologische Handlungsdaten*“ (Honer 1993, S. 43) zu erfassen und zu konservieren, während sie an der synthetischen Situation teilnehmen. Über die Aufnahme und Aufbereitung dieser Erlebensdaten kann ein intensiver und engagierter Vertrautwerdensprozess in Gang gesetzt werden, welcher eine andere Qualität besitzt als ein rein rezeptiv angeeignetes Beobachtungswissen. Das damit einhergehende Engagement ermöglicht bei Bedarf, das zum jeweiligen Zeitpunkt notwendige Wissen mit dem Wissen der ebenfalls an der Situation Beteiligten kommunikativ abzulegen. Beispielhaft lässt sich dies anhand von Chatkommunikation oder Aktionen in einem Videospiel anzeigen. Die Nutzung feldtypischer Ausdrucksweisen und Handlungsroutinen führt bestenfalls zu feldtypischer Anschlusskommunikation bei den Beteiligten. Gibt man sich allerdings über eine falsche Lesart als ‚außenstehend‘ zu erkennen, muss man mit kommunikativem Ausschluss rechnen.¹⁷ Über den kommunikativen Austausch wird der Rekurs auf die Sinnhaftigkeit der Handlungen der Forscherin bzw. des Forschers und der im Feld Beteiligten ermöglicht. Im besten Falle bedeutet dies, dass sich die subjektiven Relevanzen der forschenden Person als ein kompetentes Handeln in der Situation ausweisen, indem sie sich mit den Zuschreibungen der Beteiligten decken (vgl. Honer 2011, S. 15). Die auf diese Weise entstehenden Erlebensdaten bilden die Grundlage für eine adäquate Untersuchung der Frage, welche Wissensbestände und Relevanzen die Besonderheit der jeweiligen kleinen sozialen Lebenswelt ausmachen.

17 Dieser zeigt sich medienvermittelt oftmals als aggressiver Humor oder in Form ironisierter Beschimpfungen. Dieses sogenannte „*trolling*“ ist eine mittlerweile in vielen (online-) Teilkulturen institutionalisierte Kommunikationsform, die als solche interpretiert werden muss (vgl. Schmidt 2011).

Abschließende Reflexion

Medienumgebungen wie online-Livestreams begünstigen aufgrund ihrer Kommunikationsrückkanäle, dass die Grenzen zwischen Publikum und Ensemble in synthetischen Situationen zunehmend diffuser werden. Dementsprechend können oftmals alle Beteiligten, inklusive der Forscherin bzw. des Forschers, die ihnen zur Verfügung stehenden Kanäle nutzen, um das sicht- und hörbare Geschehen mit Inhalt zu füllen. Bei einem dergestalt erlebten Durcheinander an Eindrücken fällt es für ‚ungeübte‘ Forschende oftmals schwer, den Überblick zu behalten.¹⁸ Um dieses Deutungsproblem zu lösen, gilt es für Forschende, die soziale Geltung und davon abgeleitet das intersubjektiv geteilte Relevanzsystem der Beteiligten kennen und deuten zu lernen. Dies gelingt über eine näherungsweise Abstimmung und damit Validierung der durch die Forschenden subjektiv gewonnenen Erfahrungen und Wissensbestände mit den Erfahrungen und Wissensbeständen von anderen Beteiligten im Feld. Über die Beteiligung an Chats und/oder am Spielgeschehen, über den Besuch einschlägiger Websites oder das Produzieren eines eigenen online-Livestreams, inklusive des Managements der zugehörigen Zuschauerinteraktion, wird es methodisch abgesichert möglich, die für die Beteiligten jeweils in den sozialen Situationen geltenden Relevanzen nachzuvollziehen, welche diese kleine soziale Lebenswelt konstituieren.

Über das bereits angesprochene Screencapturing zeigt sich zudem, wie eine Verknüpfung von beobachtender Teilnahme und videogestützter Registrierung egologischer Handlungsdaten möglich wird. Diese Teilnahmedaten können genutzt werden, um in diesen hoch dynamischen Situationen nachträgliche Zusammenhänge zu rekonstruieren. Als besonders hilfreich erweist sich der Einsatz von Screencapturing, weil dieser Parallelen zu einer sich auch im Feld verbreitenden, beobachtbaren Selbstbeobachtungspraxis aufweist (vgl. Woermann und Kirschner 2014). Die Verwendung dieser feldtypischen Selbstbeobachtungspraxis über Screencapturing ermöglicht auch eine Einschätzung dazu, inwieweit sich im Laufe des Forschungsprozesses die Relevanzen und Wissensbestände dieser kleinen sozialen Lebenswelt auch im Handeln der bzw. des Forschenden selber niederschlagen.

18 Dies wurde vor allem in der Analyse der Videodaten deutlich, da in den dafür durchgeführten Datensitzungen alle Beteiligten außer dem Forschenden ständige Nachfragen zum Kontext des Geschehens hatten, so dass eine Analyse der Daten erst nach einiger Zeit möglich war. Der Forschende hatte, aufgrund seines Hintergrundwissens, während dieser Sitzungen überwiegend die Aufgabe, den Blick der Interpretationsgruppe auf das ‚vermeintlich‘ Relevante zu lenken.

Literatur

- Auslander, P. (2008). *Liveness: Performance in a mediatized culture*. New York: Routledge.
- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (2012). *Die gesellschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit: Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Bolter, J. D., & Grusin, R. (1999). *Remediation: Understanding New Media*. Cambridge: MIT Press.
- Couldry, N. (2004). *Liveness, 'reality', and the mediated habitus from television to the mobile phone*. *Communication review*, 7 (4), 353–361.
- Dellwing, M., & Prus, R. (2012). *Einführung in die interaktionistische Ethnografie: Soziologie im Außendienst*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Goffman, E. (1969). *Where the action is: Three essays*. London: Penguin Press.
- Goffman, E. (1980). *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (2009a). *Interaktion im öffentlichen Raum*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Goffman, E. (2009b). *Wir alle spielen Theater: die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Gross, P. (1994). *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1988). *Sinnwelten: Ein Beitrag zum Verstehen von Kultur*. Opladen: Westdeutscher.
- Hitzler, R. (2005). *Möglichkeitsräume: Aspekte des Lebens am Übergang zu einer anderen Moderne*. In: R. Hitzler, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Gegenwärtige Zukünfte* (S.257–272). Wiesbaden: VS Verlag.
- Hitzler, R. (2007). *Ethnographie*. In: R. Buber, & H.H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen* (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R., Reichertz, J., & Schröer, N. (Hrsg.). (1999). *Hermeneutische Wissenssoziologie: Standpunkte und Theorien der Interpretation*. Konstanz: UVK.
- Honer, A. (1983). *Körper und Wissen – Die kleine Lebens-Welt des Bodybuilders. Eine wissenssoziologische Untersuchung zu Ideologie und Praxis*. Magisterarbeit an der Universität Konstanz.
- Honer, A. (1989). Einige Probleme lebensweltlicher Ethnographie: Zur Methodologie und Methodik einer interpretativen Sozialforschung. *Zeitschrift für Soziologie* (ZfS), 18 (4), 297–312.
- Honer, A. (1993). *Lebensweltliche Ethnographie: Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen*. Wiesbaden: DUV.
- Honer, A. (2011). *Kleine Leiblichkeiten: Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2012). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnekamp, S. Kreher, & A. Poerl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 21–31). Essen: Oldib.
- Jenkins, H. (2006). *Convergence Culture: Where old and new media collide*. New York: NYU Press.
- Kirschner, H. (2012). *Massively Multiviewer: Mediatisierte Live-Erlebnisse am Beispiel Livestream*. In: P. Eisewicht, T. Grenz, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Techniken der Zugehörigkeit* (S. 77–95). Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.
- Kirschner, H. (2013). *Go Live! Der User-Livestream als Präsentationsbühne*. In: P. Lucht, P., L.-M. Schmidt, & R. Tuma (Hrsg.), *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen: Aktuelle Entwicklungen in der Soziologie des Visuellen* (S. 157–175). Wiesbaden: VS Verlag.
- Knoblauch, H. (2004). Die Video-Interaktions-Analyse. In *Sozialer Sinn* 1 (1), 123–138.
- Knoblauch, H., & Heath, C. (1999). Technologie, Interaktion und Organisation: Die Workplace Studies. In *Schweizer Zeitschrift für Soziologie*, 25 (2), 163–181.

- Knoblauch, H., & Schnettler, B. (2009). Videographie, Erhebung und Analyse qualitativer Daten. In: R. Buber, & H.H. Holzmüller, (Hrsg.) Qualitative Marktforschung. Konzepte - Methoden - Analysen (S. 585–596). Wiesbaden: Gabler.
- Knoblauch, H., & Schnettler, B. (2012). Videography: analysing video data as a ‚focused‘ ethnographic and hermeneutical exercise. In *Qualitative Research*, 12 (3), 334–356.
- Knorr-Cetina, K. (2002). Die Fabrikation von Erkenntnis: Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Knorr-Cetina, K. (2009). The Synthetic Situation – Interactionism for a global world. In *Symbolic Interaction* 32 (1), 61–87.
- Luckmann, Th. (1990). Lebenswelt: Modebegriff oder Forschungsprogramm? In *Grundlagen der Weiterbildung* 1 (1), 9–13.
- Luff, P., Hindmarsh, J., & Heath, C. (2000). *Workplace Studies: Recovering Work Practice and Informing System Design*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Malinowski, B. (1922). *The Argonauts of the Western Pacific*. New York: Dutton.
- Meuser, M., & Pfadenhauer, M. (2010). Vorwort. In: A. Honer, M. Meuser, & M. Pfadenhauer, (Hrsg.), *Fragile Sozialität. Inszenierungen, Sinnwelten, Existenzbastle* (S. 7–12). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schnettler, B., & Knoblauch, H. (Hrsg.). (2007). *Powerpoint-Präsentationen: Neue Formen der gesellschaftlichen Kommunikation von Wissen*. Konstanz: UVK.
- Schnettler, B., & Knoblauch, H. (2009). Videoanalyse. In: S. Kühl, P. Strothholz, & A. Tafertshofer (Hrsg.), *Handbuch Methoden der Organisationsforschung: Quantitative und Qualitative Methoden* (S. 272–300). Wiesbaden: VS Verlag.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (2003). *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UVK.
- Schmidt, A. (2011). How to deal methodologically with Entertaining Hatred and Aggressive Humor on the Web (and Television). *Studies in Communication Sciences* 11 (2), 133–166.
- Sutter, T. (2010). Der Wandel von der Massenkommunikation zur Interaktivität neuer Medien. In: ders., & A. Mehler (Hrsg.), *Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen* (S. 83–105). Wiesbaden: VS Verlag.
- Woermann, N., & Kirschner, H. (2014). Skopische Medien als Reflektionsmedien: Zur fortschreitenden Mediatisierung von Poker und eSport. In: F. Krotz, C. Despotović, & M.-M. Kruse (Hrsg.), *Die Mediatisierung sozialer Welten – Synergien empirischer Forschung* (S. 93–114). Wiesbaden: VS Verlag.

Auf feindlichem Terrain

Gewissheiten und Irritationen infolge existenzieller Eingebundenheiten

Paul Eisewicht, David Emling und Tilo Grenz

“The ‘blindness’ of which [William] James spoke is the blindness each of us is likely to have for the meaning of other people’s lives. At any rate what sociologists most need to know is what goes on behind the faces of men, what it is that makes life for each of us either dull or thrilling. For, if you lose the joy you lose all’. But the thing that gives zest to life or makes life dull is, however, as James says, ‚a personal secret‘ which has, in every single case, to be discovered. Otherwise we do not know the world in which we actually live.”

(Park 1950, S.VI)

Zur Radikalisierung des Engagements als Feldforscher¹

Während Anne Honer (1993a, S. 39ff.) noch Anfang der 1990er Jahre gewagt – weil innerwissenschaftlich einigermaßen häretisch – dafür eingetreten war, die subjektiven Erfahrungen stärker in die empirische Sozialforschung einzubziehen und infolgedessen, in methodischer Hinsicht, für ein praktisches (Mit-)Tun votierte, ist in den letzten zwanzig Jahren genau dieser Ruf, sich nämlich mehr auf das und in das Feld einzulassen (zuletzt Hegner 2013; Schröer et al. 2012), zum mindestens bekannten und zunehmend akzeptierten Ansatz avanciert. Im englischsprachigen Raum hatte etwa der Kriminologe Jeff Ferrell (1998, S. 25) nahezu zeitgleich mit Honer eindrücklich „a research agenda of engagement with subjects of study, a methodology that moves beyond objectivity to immersion“ gefordert. Dabei könnte zunächst der Eindruck entstehen, dass es dabei lediglich

¹ Männliche und weibliche Rollenbezeichnungen, im folgenden Text abwechselnd verwendet, meinen stets auch das jeweils andere Geschlecht.

um ein naives Mitmachen geht, womit jedoch die wissenschaftliche Verankerung, auch dieser Ethnographie, verkannt würde.²

Die Aufgabe der Ethnographie als Befremdung der eigenen Kultur (vgl. Hirschauer und Amann 1997) schlechthin, und damit die zu bewältigende Herausforderung für den soziologischen Ethnographen kann mit Robert Ezra Park (1950, S. IX) dadurch beschrieben werden, dass dieser vom Unterschied getrieben ist „what is actually going on rather than what, on the surface of things, merely seems to be going on“.³ Für diese Unterscheidung, die Park fordert, d. h. für die Fähigkeit des Forschers, diese Unterscheidung überhaupt treffen zu können, erscheint die persönliche Teilnahme am Geschehen als notwendig bzw. zumindest als aussichtsreicher Weg (vgl. Malinowski 1922, S. 21). Bislang verhandelte Probleme, die im Großen und Ganzen damit zu tun haben, überhaupt mitmachen (teilnehmen) zu können, wollen wir zunächst als *externe Barrieren* bezeichnen.⁴

-
- 2 Gegen ein einfaches Mitmachen hat Clifford Geertz bereits 1973 treffend eingewandt: „I have never been impressed by the argument that, as complete objectivity is impossible in these matters (as, of course, it is), one might as well let one's sentiments run loose. As Robert Solow has remarked, that is like saying that as a perfectly aseptic environment is impossible, one might as well conduct surgery in a sewer“ (Geertz 1973, S. VIII). Wie wir noch zu zeigen versuchen, kann existenzielles Engagement in der Feldforschung nicht allein auf das ‚bloße‘ Mitmachen reduziert werden. Es geht also nicht darum, Operationen in der Kloake durchzuführen, wenn man Ethnographie betreibt – denn (laienhafte) Teilnahme und (professionelles) Auswerten fallen (auch ortstechnisch) häufig auseinander. Es kann aber im Gegenzug auch nicht darum gehen, in Operatonskleidung in Kloaken herumzulaufen und zu meinen, etwas über die Lebenswelt von Kanalarbeitern zu erfahren.
- 3 Park war es an dieser Stelle seiner posthum veröffentlichten Memoiren v. a. um die Nähe des Soziologen zum ‚guten‘ Journalismus gegangen. Er führt in einer autobiographischen Notiz seine Faszination für den und sein Festhalten am Blick hinter das ‚what seems to be going on‘ u. a. auf eine Vorlesung von William James zurück, in der dieser seinen Essay „A Certain Blindness in Human Beings“ vortrug (vgl. das Zitat zu Beginn dieses Beitrags).
- 4 Andere Diskussionszusammenhänge, die wir hier ausdrücklich nicht ansprechen wollen, sind: (a) Die Kritik, dass es sich bei jeglichen empirischen Ansätzen, die radikal auf das eigene Mitmachen insistieren und die subjektive Perspektive als einzige Lösung für das Problem vorschmeller ‚Objektivität‘ (Schütz 1977, S. 65f.) anführen, gar nicht um eine wissenschaftliche Form der Erkenntnisgewinnung handelt, (b) dass prinzipiell alle Ansätze, welcher Couleur auch immer, auf eine wissenschaftliche Konstruktion von Wirklichkeit hinauslaufen. Mehr noch: dass jede Form des Wissenschaftreibens gerade *keine* Wahrheiten an sich zu Tage fördert, sondern zumindest auch auf subjektiven Überzeugungen des Wissenschaftlers selbst basiert – und so ebenfalls eine Konstruktion ist (vgl. etwa Berger und Luckmann 1969, S. 14).

Hinter diesen Barrieren verbirgt sich zweierlei: *Einerseits* das Problem des Zugangs zu den Gatekeepern (konkreten Anderen), aber auch zu den Feldern (zu sozialen ‚Veranstaltungen‘) überhaupt (vgl. Breidenstein et al. 2013, S. 50ff.; Dellwing und Prus 2012, S. 90ff.; Atkinson und Hammersley 2007, S. 41ff.). Denn allein der Zugang erfordert feldspezifische Kompetenzen und Dispositionen, die der Forscher nun gerade bei der Annäherung noch gar nicht mitbringt, bzw. mitbringen kann (vgl. Schmid in diesem Band). Bestimmte Felder, wie etwa die im Rahmen dieses Aufsatzes herangezogenen (Szenen, politischen und wirtschaftlichen Organisationen), erweisen sich in besonderem Maße als abgeschlossen und damit nicht ohne Weiteres zugänglich – weil sie ein spezifisches ‚know how‘ und ‚know what‘ erfordern (z. B. bedeutet Schreiben und Lesen zu können nicht, Graffiti lesen oder schreiben zu können) oder weil der Forscher keine formale Mitgliedschaft mitbringt (z. B. nicht bereits Angestellter in der zu untersuchenden Organisation ist). Wegen dieser Abgeschlossenheiten, d. h. weil man (auch) Außenstehender ist, wird einem *andererseits* typischerweise Misstrauen entgegen gebracht, was dazu führt, dass nicht immer – eher selten – ‚wahrheitsgemäß‘ darüber berichtet wird, was eigentlich ‚hinter den verschlossenen Türen‘ vor sich geht, dass Dinge absichtlich getan, unterlassen oder nicht getan werden, die sonst an der Tagesordnung sind – weil das Wissen ein regelrechtes ‚Geheimwissen‘ ist und weil es problematisch bzw. zuweilen illegalisiertes Wissen ist (vgl. die Typisierung der Feldkontakte bei Laurilla 1997).

Eine – allerdings für den Forscher hochgradig voraussetzungsvolle – ‚Lösung‘ dafür, dennoch sinnverstehend an die ‚abgeschotteten‘ Alltage der Menschen in diesen Feldern zu gelangen, findet sich im bereits erwähnten Ansatz der lebensweltlichen Ethnographie⁵ nach Anne Honer. Diesen Ansatz kennzeichnet Honer selber dadurch, dass mit ihm

„möglichst viele und vielfältige aktuelle und sedimentierte Äußerungs- und Vollzug-formen einer zu rekonstruierenden (Teil-)Wirklichkeit erfasst und zur Interpretation verfügbar gemacht werden sollen, vor allem aber dadurch, dass die ‚Innensicht‘ des/der normalen Teilnehmenden an einem gesellschaftlich-kulturellen Geschehen wenigstens näherungsweise verstanden und nachvollziehbar gemacht werden soll. [...] Zugleich ist eine existenzielle Perspektivenübernahme durch die Forschenden anzustreben, d. h. sie sollten idealerweise zu beobachtenden Teilnehmenden der thematisierten ‚sozialen Veranstaltung‘ werden. Programmatisch – und sozusagen als Forschungs-

5 Ursprünglich als „lebensweltlicher Ansatz“ (Hitzler und Honer 1988) und konkretisiert als „lebensweltliche Ethnographie“ (Honer 1993a und 1993b) bezeichnet, ist das Etikett später in „lebensweltanalytische Ethnographie“ umgewandelt worden. Einsichten in die Entwicklung des Ansatzes, u. a. zu dessen Bezeichnung (vgl. hierzu Honer 2011, S. 268), und eine Reihe empirischer Anwendungen aus Honers eigener Forschung bietet der Band „Kleine Leiblichkeiten“ (Honer 2011). – Vgl. auch Hitzler 2000.

ideal – meint ‚lebensweltliche Ethnographie‘ also die Verknüpfung von praktischen Insidererfahrungen mit feldrelevanten Daten aller Art“ (Honer 2011, S. 143f.).

Während Honer damit eine über die ‚bystanding observation‘ hinausgehende Teilnahme an den Feldaktivitäten grundlegte, deutet sich bei den von Ferrell in den Blick genommenen Feldern der ‚kriminologischen Ethnographie‘ in der Frage an, inwiefern der Forscher im Zuge seiner Teilnahme Gefahren eingeht bzw. gehen muss, die sich sowohl für ‚seine‘ Feldkontakte als auch für sich selbst als riskant erweisen können (vgl. Eisewicht 2014). Dies hat Ferrell (1998) in seinem Ansatz des „Criminological Verstehen“ am Beispiel illegaler Aktivitäten eingehend illustriert⁶: Ferrell beschreibt etwa den ‚Adrenalinrausch‘ bei kriminellen Aktivitäten, wobei dieser subjektive Antrieb für die beobachteten, mit-erlebten und mit-gemachten Aktivitäten konstitutiv ist. Gerade im Vergleich zu herkömmlichen kriminologischen Studien wird gezeigt, welchen Stellenwert Spontaneität (gegenüber der Auffassung, kriminelles Handeln sei vor allem geplant) in solchen Situationen und welchen Wert das wahrgenommene Risiko für das Erleben hat. Mit existenziellem Engagement der Forscherin ist hier also nicht ‚nur‘ die Präsenz und das Mit-Tun im Feld gemeint, sondern auch eine affektuelle Präsenz, die am eigenen Erleben orientiert ist, und mehr noch: die durchaus dazu führen kann, dass man individualbiographisch verfestigte Moralverständnisse bzw. eigene Überzeugungen davon, was richtig und was falsch ist, zu überschreiten riskiert (vgl. die verschiedenen Beiträge in Ferrell und Hamm 1998). Mit anderen Worten: Orientierte sich der Forscher an bisher unhinterfragten Moralvorstellungen, so gehen damit zwar mehr oder weniger klare Sicherheiten einher, die allerdings die Forscherin potentiell von mitunter relevanten Situationen exkludieren (womit nicht nur ihre Rolle im Feld gefährdet wird, sondern auch die Sinnadäquanz der gewonnenen Interpretationen).

Eine Haltung, die gerade nicht von einer Neutralität der Teilnahme ausgeht, bearbeitet auch die Probleme des Feldzugangs und hilft, dem Misstrauen im Feld zu begegnen (vgl. Weisheit 1998; Götz Bachmann [2002] z. B. weist auf die Wichtigkeit von Pausengesprächen und auch auf die Rolle von Alkohol bei Ethnographien in Organisationen hin). Damit sind, wie bereits angedeutet, jedoch auch Anforderungen an die Forscherin gestellt, sich in das Feld zu begeben und – ernsthaft – zu dessen Bedingungen zu forschen. ‚Handelsübliche‘ Methodenanleitungen sind für den damit markierten Problembereich selten hilfreich. Dies ist auch ein Hinweis darauf, dass (eine solche lebensweltlich orientierte) Ethnographie, über methodische Strenge und Fachkenntnis hinaus auch Anforderungen an den Forscher und dessen

6 Um situierte (bzw. sozial vermittelte subjektive) Bedeutungen rekonstruieren zu können, fordert Ferrell – zunächst wie auch Honer – die Einlösung der sozialwissenschaftlichen Ansprüche einer an Weber und Schütz orientierten handlungstheoretischen Perspektive.

Haltung im Feld stellt, womit sozusagen extra-methodologische Anforderungen an Feldforscher in den Blick geraten, wie sie etwa Christian Schmid (2012) als „Ethnographic Gameness“ (Schmid 2012 und in diesem Band) beschreibt. Auch für diese scheint zu gelten, dass sie nicht im Laufe der wissenschaftlichen Ausbildung erworben werden kann, weil damit ein Bereich bislang weitestgehend un(ter) betrachteter Probleme für den Forscher aufkommt, der diesen mitunter radikal mit sich selbst, d. h. mit normativ-moralischen Gewissheiten⁷ konfrontiert, womit wiederum auch nach anderen (individuellen) Problemlösungen gefragt werden muss, fernab von einschlägig verhandelten Feldforscher-Kompetenzen.

Angesichts dieser ‚Gefahrenlage‘, die dem Forscher in Form externer Barrieren entgegenkommen, könnte man geneigt sein, Teilnahme wegen der vielen Momente drohenden Scheiterns schlichtweg zu unterlassen bzw. – was vermutlich auch öfter der Fall ist – im Laufe der zunehmend schwierigen Feldforschung auf weniger verfängliche Ansätze auszuweichen, die beispielsweise mehr auf das Beobachten denn auf das Teilnehmen rekurrieren. Uns geht es nun nicht darum, auf die Position des teilnehmenden *Beobachters* zurückzufallen, sondern die Anforderung, die sich für den *beobachtenden* Teilnehmer (vgl. Hitzler 1999, 2000) subjektiv ergeben, eingehender zu betrachten. Im Folgenden soll es uns daher also um das gehen, was wir als *innere Barrieren* zu bezeichnen vorschlagen: Wir befassen uns mit selbst erzeugten Handlungsproblemen, die sich als subjektiv relevante Konsequenzen für den Forscher ergeben, wenn er sich etwa auch auf drohende Gefahren hin ‚existenziell‘ auf das Feld einlässt.⁸ Genauer noch: Es geht um Probleme, die gewissermaßen nicht von außen kommen, sondern die sich der Forscher an und mit sich selbst, d. h. *durch sein eigenes Tun auferlegt*, wenn er sich für das radikalierte existenzielle Engagement, wie es oben beschrieben wurde, entscheidet. Sich die Moralität des Feldes zu eignen zu machen bedeutet demnach, dass man typischerweise Gefahr läuft, subjektive Verunsicherungen als Forscher auf sich zu nehmen – und ‚irgendwie‘ aushalten zu müssen.

Für den felderfahrenen Forscher sind diese subjektiven Konsequenzen zwar keineswegs neu (vgl. etwa bereits die Tagebuchnotizen bei Malinowski), allerdings bislang in der Regel zugunsten der ethnographischen Berichterstattung systematisch unterschlagen worden. Weil sie aber durch die lebensweltlich orientierte Forschung in der hier favorisierten radikalisierten Gangart keineswegs eine Randerscheinung,

7 Ferrell (1998, S. 25) betrachtet die damit implizierte „research morality“ als „willingness to acknowledge this moral and legal uncertainty – a willingness to abandon the myth of objectivist detachment, and instead to confess the inherently ambiguous morality and shady legality“.

8 Als subjektiv relevant erweisen sich diese Probleme, weil sie – in diesem Sinne lebensweltlich – das Gesamt der individuell-biographischen Gewissheiten anbelangen.

sondern konstitutiv für die eigene Perspektive sind, halten wir es für notwendig, die subjektiven Konsequenzen radikal-lebensweltlichen Einlassens auf das Feld zu reflektieren. Im Vergleich dreier unterschiedlicher Ethnographien können wir drei verschiedenartige Momente ausweisen: 1. Die Konsequenzen des *Sogs in das existenzielle Engagement*, 2. die Konsequenzen des *Erwerbs und des Besitzes heiklen Wissens* und 3. die Konsequenzen der *notwendigen Beziehungsarbeit*.

Annäherung an die Forschungsfelder

Um die Frage nach der Bedeutung und Funktion von ‚Gerechtigkeit‘ im Alltag eines (bei einem Bundestagsabgeordneten beschäftigten) Wahlkreismitarbeiters geht es in der *ersten* hier aufgegriffenen ethnographischen Studie. Denn um nicht lediglich an das zu gelangen, was im öffentlichen Diskurs über Gerechtigkeit und *als* eine solche kommuniziert wird, und auch nicht an das, was in Interviews und Gesprächen von Politikern dazu verlautbart wird, arbeitet der Autor hier als regulärer Angestellter im alltäglichen Kontext eines MdB-Büros mit. Über die subjektive Eingebundenheit im Feld soll Gerechtigkeit als individuell zu bearbeitendes Korrelat von Gefühlen, Intuitionen und ähnlich abstrakten Vorstellungen dieses Wertes identifiziert werden, das insbesondere dann relevant wird, wenn politische Grundsatzfragen – auch durch den teilnehmenden Forscher – beantwortet werden müssen (*Sog in das existenzielle Engagement*). Warum und wie sich Graffiti-Writer welche Kompetenzen durch und anhand von – auch illegalisierten – Handlungen erwerben bzw. wie sich diese Kompetenzen szenebiographisch niederschlagen und entwickeln, darum geht es im *zweiten* ethnographischen Forschungsprojekt, auf dessen Einsichten wir hier zurückgreifen (vgl. Pfadenhauer und Eisewicht 2014; Eisewicht 2013). Weil auch diese Handlungsräume abgeschlossen sind (wie sich bestimmte Bereiche von Szenen vor Außenstehenden verbergen) und nicht so leicht durch rein rekonstruktive Verfahren erschlossen werden können, wird auch hier ein Verfahren in Anschlag gebracht, bei dem der Forscher nicht nur mit-geht, sondern mit-handelt und sich dabei auch – und vor allem – in rechtlichen Grauzonen bewegt bzw. bewegen muss und dabei ‚heikles‘ Wissen erwirbt (*Erwerb und Besitz heiklen Wissens*). Um Geschäftsstrategien und den Alltag von Geschäftemachern eines mittelständischen Unternehmens geht es schließlich in der dritten Ethnographie, einer Organisationsethnographie. In deren Rahmen wurden ‚Macher‘ bei der Konzeption und Umsetzung eines digitalen Mediums begleitet. Neben dem Umstand, dass die beiden beteiligten Forscher hier prinzipiell vertrauliches (Firmen-)Wissen erwerben, hat sich die besondere Herausforderung für das Forscherteam ergeben,

dass die zunehmend existenzielle Eingebundenheit eines der beiden Fragen nach der Loyalität gegenüber dem ‚lediglich‘ teilnehmend beobachtenden zweiten Forscher evoziert. Nicht primär die Haltung des Forschers zu ‚seinen‘ Feldkontakten, sondern die Beziehung zwischen den Forschern wird damit zum Gegenstand der Betrachtung (*Beziehungsarbeit*).⁹

Wichtig zu sein scheint uns noch eine Vorbemerkung: Wir gehen davon aus, dass diese Herausforderungen erst dann als „Unterbrechungen“ (vgl. Schütz 1971) das pragmatische Und-So-Weiter im Alltag des Forschers irritieren, wenn dieser sich – gegen etwaige lebensweltliche Gewissheiten, aber auch gegen bestimmte forschungsethische Forderungen – zugunsten der verstehenden Forschung dafür entscheidet, die Schwelle des Mit-Machens in Richtung existenziellen Engagements im oben beschriebenen Sinne zu überschreiten.¹⁰ Erst dann werden Probleme, die für den ‚natürlichen Bewohner‘ der Felder oftmals gar nicht als solche zutage treten, zum bearbeitungsbedürftigen Problem, mit dem nicht erst der Erfolg der ethnographischen Forschung, sondern zuvörderst der Aufenthalt im Feld grundsätzlich steht und fällt.

Konsequenzen des existenziellen Engagements: Innere Barrieren an den Beispielen der Kontexte Parteipolitik, Graffiti und Unternehmen

Der Sog ins existenzielle Engagement: Gerechtigkeitsintuitionen im Alltag des Wahlkreismitarbeiters

Der Gegenstand des Sogs ist eine Erfahrung, das ich im Rahmen meines Dissertationsprojekts „Wir ‚Gerechtigkeitsmacher‘ – zur lebensweltanalytischen Ethnographie einer (partei-)politischen Herausforderung“ gemacht habe. Die Grundidee meines Projekts besteht darin, zu fragen, welche Funktion die Norm

9 Dass wir für eine Ethnographie jeweils einen Problembereich markieren, hängt nicht damit zusammen, dass sich dieser ausschließlich für genau diesen Forscher ergeben hat. Vielmehr schlagen die Konsequenzen des Sogs und des Umgangs mit heiklem Wissen ebenso wie grundsätzliche Anforderungen an den Umgang mit Vertrauten (im Forscher-Team und im Feld) sich in allen drei Forschungen nieder. Lediglich aus Platzgründen beschränken wir uns hier allerdings auf diese selektiven Ausschnitte.

10 „Als rittlings auf den Barrikaden sitzend“ beschrieb Hans-Georg Soeffner die Position schwellen-respektierender, ‚konventioneller‘ Ethnographen auf den 4. Fuldaer Feldforschungstagen (2013).

„Gerechtigkeit“ im Alltag eines Politikers hat, der von sich selbst behauptet, „mehr Gerechtigkeit“ herstellen zu können.¹¹ Mit anderen Worten: Was ist gemeint, wenn ein politisch Verantwortlicher sagt, er möchte und könne „mehr“ Gerechtigkeit herstellen? Genauer noch: Ist Gerechtigkeit etwas, das im Alltag eines politisch Verantwortlichen *ausschließlich* als herzustellendes Ergebnis verstanden wird, oder fungiert im Gegenteil Gerechtigkeit nicht zumindest *auch* als abstrakte Idee, die zu konkreten politischen Handlungen anleitet? Ich hatte die Möglichkeit, aufgrund meines freiwilligen Engagements im Bundestagswahlkampf 2013 nach der – zumindest für den Kandidaten erfolgreichen – Wahl in seinem Wahlkreisbüro eine halbe Stelle anzutreten. Als Mitarbeiter in diesem Büro ist es mir nun möglich, die Lebenswelt eines Gerechtigkeitsmachers direkt und unmittelbar zu erleben – als jemand, der einem Bundestagsabgeordneten in verschiedenen Situationen, in denen von Gerechtigkeit die Rede ist, sozusagen „zur Seite steht“.

Der Alltag in einem solchen Büro besteht primär allerdings *nicht* aus Diskussionen um Gerechtigkeit. Vielmehr kommen, seit wir uns als „Abgeordneten-Büro“ eingerichtet haben, verschiedenste Situationen auf uns zu, mit denen man als Mitarbeiter in einem MdB-Büro typischerweise konfrontiert wird. Beispiele wären Einladungen zu wichtigen (wie unwichtigen) Anlässen, die Notwendigkeit, sich zu politischen Problemen und Zukunftsfragen zu äußern, Menschen für ihr ehrenamtliches Engagement zu danken, Kita-Eröffnungen zu besuchen sowie den Wahlkreis und damit das verfolgte Programm des Abgeordneten in verschiedenen Situationen entsprechend zu repräsentieren. Für mich als Mitarbeiter im Wahlkreisbüro heißt das, dass neben der Organisation des Alltags des Abgeordneten, Terminabsprachen und der Arbeit an der dessen Außendarstellung – vor allem durch Pressemitteilungen und E-Mail-Kontakt mit verschiedensten Rollen- und Funktionsträgern – die Kommunikation „nach außen“, also mit Menschen aus dem Wahlkreis, besonders wichtig wird. Eine Aufgabe, die im Büro vor allem *mir* zukommt ist deshalb, Bürgeranfragen¹² zu beantworten, was, meist in Form eines Briefs, oftmals nach einem ähnlichen Handlungsschema abläuft. Ich öffne den Brief, lese ihn durch, versuche möglichst schnell die Intention herauszufinden und den Autor einzuordnen.¹³ Geht es dabei um ein allgemeines bundespolitisches Thema, so kommuniziere ich mit dem Büro in Berlin für weitere Informationen und bringe

11 Im Übrigen eine Redeweise, die sich in vielen philosophischen ebenso wie feuilletonistischen Schriften bis heute findet (vgl. exemplarisch die Beiträge in Pogge 2012; Dworkin 2011; Gosepath 2004; Frankfurt 2000).

12 Die Bezeichnung „Bürger“ entstammt der Semantik des Feldes.

13 Nach den bisherigen Einsichten gibt es mindestens folgende typische Kategorisierungen offizieller (Bürger-) Anfragen: „politischer Gegner“, „höfliche Einladung“, „provokierende Anfrage“, „ernsthafte Auseinandersetzung“.

diese entsprechend in den Brief ein. Geht es um ein wahlkreisrelevantes Thema, hole ich mir die Informationen von anderen Bekannten oder Experten vor Ort, sofern ich nicht selbst genügend informiert bin. Mit diesen Informationen ausgestattet greife ich auf bereits geschriebene Briefe und ihre Form (entsprechender Briefkopf, entsprechende Anrede, entsprechende Schlussworte etc.) zurück und beginne zu schreiben. In der Regel lesen ein oder mehrere Mitarbeiter den Brief gegen und nach Rücksprache kann ich den Brief fertigstellen, was durch diese verschiedensten Absprachen und Kontrollen dann letztlich ‚leicht von der Hand‘ geht. Wichtig ist hierbei auch, dass die Art und Weise, *wie* man schreibt oder schreiben *soll*, neben bürointernen Absprachen auch in institutionalisierten Kontexten – konkret: bei Schulungen für MdB-Mitarbeiter in Berlin – eingeübt wird. Diese verschiedenen Versatzstücke zusammengenommen, steht mir in der Regel ein breites Instrumentarium zur Verfügung, alltägliche Bürgeranfragen adäquat zu beantworten. Aus diesem Grund ist die Beantwortung eines Briefs normalerweise auch eine Aufgabe, die von rollenspezifischen und habitualisierten Wissensbeständen – die *mir* in meiner Rolle als Mitarbeiter des Wahlkreisbüros zukommen – nahezu vollständig abgedeckt ist.

In einem Fall jedoch wurde genau das zum Problem. Es ging um die Beantwortung eines Bürgerbriefs aus dem Wahlkreis zum Thema Bürgerkrieg in Syrien. Eine Feldnotiz, die ich damals angefertigt habe, belegt, dass dieser Brief in einer mir bis dahin unbekannten emotionalen Weise geschrieben sowie am Ende mit einem Appell versehen war, alles in unserer als MdB-Büro stehenden Macht zu tun, dem Krieg ein Ende zu setzen. Zudem enthielt der Brief zwei Besonderheiten, die in einer alltäglichen Bürgeranfrage selten stehen: Zum einen annoncierte der Autor des Briefes seine jahrzehntelange Arbeit als Entwicklungshelfer und bekundete, schon viel Leid gesehen zu haben. Mit anderen Worten: Der Bürger schien sehr genau zu wissen, wovon er sprach. Zum anderen enthielt der Brief einen Link zu einer ARD-Dokumentation über Kinder aus Syrien, die unter anderem Bilder über den Versuch ausländischer Ärzte vor Ort zeigte, bei einem Bombenangriff schwer verletzte Kinder medizinisch zu versorgen. Unterschiedliche Rahmenbedingungen illustrieren deutlich die Situation, in der ich mich als Mitarbeiter des Wahlkreisbüros befand. Dies sind der besonders emotionale Appell, das Wissen um die (anhand des Briefs durchaus seriös wirkende) Entwicklungshilfetätigkeit des Autors und damit dessen langjährige Erfahrung in sogenannten „Krisenregionen“ vor dem Hintergrund seiner Tätigkeit als Experte, sowie schließlich die eindringlichen Bilder der Dokumentation selbst:

„Ein Bürger hat uns geschrieben, dass ihn eine ARD-Dokumentation zum Thema Syrien so sehr bewegt hat. Es wurde gezeigt, wie nach einem Bombenangriff auf eine

Schule zahlreiche verletzte Kinder in eine Klinik gebracht wurden und die Ärzte dort völlig überfordert waren. Schlimme Bilder, sehr bewegend, einfach schrecklich. Und nun war es meine Aufgabe, dem Bürger, der forderte, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um dieses zu ändern, eine adäquate Antwort zu geben...Was tut man da? Es ist hochspannend und bewegend zugleich, wie man einerseits mitfühlt, andererseits überlegt, was man in so einen Brief schreiben kann, und drittens schließlich diese Handlungen wiederum als Ethnograph reflektiert – womit dies durchaus ein sehr krasses Beispiel ist dafür, welche verschiedenen Rollen ich spiele bzw. wie ich als Ethnograph verschiedenste Handlungsoptionen gleichzeitig präsent haben muss“ (Feldnotiz vom 20.11.2013).

Es liegt nahe, dass in einer solchen Situation, die – das sei nochmals betont – unmittelbar auftritt und nach einer Antwort verlangt, die Frage auftaucht, wie mit einem solchen Brief umzugehen ist. Denn man sitzt in seinem Büro, sieht die Bilder der Dokumentation, hört die Schreie – von verletzten Kindern und verzweifelten Ärzten gleichermaßen – und versucht an genau dieser Stelle, auf die beschriebenen Routinen, die man sich eben als Mitarbeiter eines Wahlkreisbüros angeeignet hat, zurückzugreifen, nach Handlungsentwürfen zu suchen, die diese Bilder und Klänge einerseits sowie das Verlangen des Bürgers, dieses zu beenden, andererseits irgendwie einordnen und eventuell sogar plausibilisieren können. Angesichts der Situation selbst fällt dies aber zunehmend schwer.

Andererseits genügt es nicht, den Brief schlichtweg zu ignorieren. Mir bleibt als Wahlkreismitarbeiter daher zunächst nichts anderes übrig, als auf die typischen Schreibweisen zurückzugreifen – also vorsichtig zu sein mit dem, was ich verspreche, deutlich zu machen, wie komplex die Lage in Syrien ist, die Diplomatie als einziger gangbaren Weg darzustellen. Aber der Brief behält seine Sonderstellung, auch und besonders während der Zeilen, die ich zunächst für eine mögliche Antwort halte: Weder kann ich ihn als kritische Meinungskundgabe ‚abtun‘, noch scheint er mit strategischen Hintergedanken (vgl. hierzu die oben genannten Kategorien) geschrieben worden und somit für mich überhaupt einzuordnen zu sein. Eher ist es so, dass der Schreibende durch seine ‚Ehrlichkeit‘ schiere Verzweiflung transportiert, womit es mir während des Antwortens zunehmend unmöglich erscheint, auf mein sonst genutztes ‚Rüstzeug‘ (z. B. Standard-Einleitung, typische Themensetzung, Versuch der Verallgemeinerung abseits vom je konkreten Thema etc.) zurückzugreifen. Es ist in dieser Situation schwer vorstellbar, eine standardisierte Antwort im Stile der Botschaft zu schreiben, dass man sich etwa des Problems annehme und sich nach genauerer Auseinandersetzung wieder melde. Ebenso wenig scheint es geboten, einen Lösungsvorschlag oder gar ein Versprechen zu geben, eine Lösung finden zu können.

Das Thema des außenpolitischen Konflikts in Syrien, dessen sich der Schreiber annimmt und dessen nun auch ich mich als Leser – und Antwortender – annehme

(bzw. annehmen muss), erweist sich schlichtweg als zu ‚gewichtig‘, um ihm standardisiert zu entgegnen. Aber mehr noch erscheint es mir als nicht angemessen, dem *Schreibenden* ausschließlich die ‚Standardbrocken‘ hinzuwerfen. Mehr noch: meine Antwortversuche treten mir in Form der geschriebenen und wieder gelöschten Zeilen als höchst unbefriedigend gegenüber. Ich fordere mich – alleine gelassen in und mit der Situation – gleichermaßen selbst dazu auf, irgendwie vertretbar auf das Thema zu reagieren. Zusätzlich getragen von den Bildern und Geräuschen der Dokumentation, auf die der Schreibende in seinem Brief verweist, sehe ich mich plötzlich regelrecht mit mir selbst konfrontiert. Es stellt sich die grundlegende Frage: Wie stehe ich dazu, jemandem zu antworten, der offenbar derart von einem Thema betroffen ist und von dem Büro – genauer: von mir – eine Reaktion erwartet? Als schwieriger noch stellt sich mir dar, dass ich selbst als Beobachtender eine gewisse ‚Amoral‘ dabei verspüre, mich derart tief in der zumindest prinzipiell alltäglichen Arbeit auf die individuellen Betroffenheiten Fragender einzulassen. Diese Konfrontation ist es, die mich dazu bringt, über die Grundlagen meines Handelns in dieser konkreten Situation nachzudenken.

An dieser Stelle bemerke ich letztlich also einen Ausfall der rollenspezifischen, mir als Mitarbeiter des Wahlkreisbüros zur Verfügung stehenden Wissensbestände, was mich dazu bewegt, auf nicht-typisierte, gleichsam von mir als ‚Mensch‘ – und somit *nicht* primär als Wahlkreismitarbeiter – gefühlte Intentionen zurückzugreifen, die mir dann gegebenenfalls in dieser Situation helfen sollen, eine plausible Antwort auf den Bürgerbrief zu schreiben. Im Schreiben- bzw. Antworten-Müssen, d. h. in der Suche danach, irgendwo zu beginnen, helfen mir die typischen Lösungsweisen eines Mitarbeiters nicht (mehr), sondern zum Ausgangspunkt meines Antwortversuchs werden plötzlich normative Überzeugungen, die vom Gefühl getragen sind, das ‚Richtige‘ (vs. Unpassende, Unangebrachte, Unvertretbare) zu formulieren. Mit anderen Worten: Es drängt sich eine Sichtweise auf, die mehr aus der tief sitzenden und vermutlich sozialisatorisch erworbenen Gewissheit resultiert, dass ich es mit Ungerechtigkeit zu tun habe. Überspitzt formuliert: Gerade – aber nicht nur – bei Fragen nach ‚Krieg und Frieden‘ sowie nach ‚Leben und Tod‘ ist die Norm „Gerechtigkeit“, als eine subjektive Gewissheit, der einzige Ausweg aus der ansonsten ausweglosen Situation der radikalen Selbstkonfrontation. Gerechtigkeit als Norm, so unspezifisch und abstrakt sie sein mag und so wenig es mir gelingen will, dies mit vertretbaren Begriffen zu beschreiben, scheint als eine Art letztes Refugium zu fungieren, um im Falle besonderer Krisensituationen (die folglich einen regelrechten Sog in das existenzielle Engagement evozieren können) diese Unterbrechung

überwinden und, einfach gesagt, weiterhandeln zu können.¹⁴ Es geht primär also nicht darum, was nun im Einzelnen im Brief steht¹⁵, sondern vielmehr darum, dass man sich *selbst* durch das existenzielle Engagement dem Feld(-geschehen) und den Relevanzen beteiligter Akteure auszusetzen bereit ist, auch auf drohende „Krisen des Selbst“ (Eisewicht und Grenz 2010, S. 21) hin. In bestimmten Situationen, wie der hier beschriebenen, scheint erst dann ein ‚Weiter-Handeln‘ – und zwar für den dezidiert beobachtenden *Teilnehmer* – möglich.

Der Umgang mit gefährlichem Wissen: Fremd- und Selbstrisiken in der Graffiti-Szene

Woraus sich der Szenealltag von Zugehörigen und vor allem Szeneeliten tatsächlich zusammensetzt und was von Außenstehenden zumeist als vermeintlich einzige Aktivität wahrgenommen wird, unterscheidet sich mitunter deutlich. Denkt man zum Beispiel an das Surfen, dann denkt man vor allem an das Wellenreiten insbesondere im sogenannten ‚Tunnel‘, also in einer sich schließenden Welle. Was dabei vergessen wird ist das, was notwendig (und weniger notwendig) ist, um gerade diese Kernaktivität aus- und mitunter aufzuführen. Dazu gehört, das Board zu präparieren, zu wachsen etc., Wetterberichte zu studieren, am Strand mit anderen Surfern rumzuhängen, auf dem Wasser zu paddeln, andere Surfer vorzulassen und auf passende Wellen zu warten. Die Zeit, die man beim eigentlichen Surfen verbringt – der Moment auf den alles hinausläuft – ist dann sehr schnell vorbei. Geht es jetzt in einer ernsthaften Szene-Ethnographie darum, zu erfassen, was es heißt, in einer Szene zu sein, wird u. E. schnell klar, dass sich dies kaum im kurzen Bezeugen von Kernaktivitäten erreichen lässt.¹⁶ Im Verständnis dessen, was Graffiti für Writer bedeutet, d. h. wie sie ihre kleine soziale Lebenswelt erleben, liegt

-
- 14 Nur auf diese Weise, so meine These im verfolgten Projekt, lässt sich die Bedeutung und Funktion von Gerechtigkeit als subjektive Konstitutionsleistung in *meinem* Alltag im MdB-Büro umfassend verstehen.
 - 15 Auch auf die Gefahr hin, dass diese Antwort von meinem ‚Chef‘ als unangebracht beurteilt wird, positioniere ich mich schließlich und schreibe folgende Zeilen, die sowohl meine moralische Entrüstung über die Ungerechtigkeiten in Syrien als auch meine Pflicht als Wahlkreismitarbeiter kanalisieren sollen: „Die Diplomatie ist daher der einzige Weg, der übrig zu bleiben scheint. Man mag innerlich die Faust ballen, einen Diktator wie Assad noch immer gut gekleidet auf den Verhandlungsbänken dieser Welt zu sehen, wenn man diese Bilder im Kopf hat. Aber ich befürchte, dass es kaum eine andere Möglichkeit gibt.“
 - 16 Gegen eine „Fokussierte Ethnographie“ (Knoblauch 2002) spricht damit hier, dass auch bei vermeintlichem Vorwissen zunächst außenstehende Forschende eben nicht

ein Zugang dazu, zu rekonstruieren, mit welchen Motivlagen sich Writer welche Handlungen aneignen.

Wir haben eingangs konstatiert, dass in entsprechend sperrigen Feldern ein Mit-Tun erforderlich ist, um einen erfolgreichen Feldzugang zu bewerkstelligen. Daran anschließend haben wir am Beispiel einer Ethnographie im Büro eines Bundestagsabgeordneten über den Sog ins existenzielle Engagement gesprochen. Im Rahmen dieses Sogs kann der Feldforscher jedoch mit ‚heiklem‘ Wissen konfrontiert werden. Dies gilt für Formen von Geheimwissen in Organisationen und Szenen und noch einmal gesondert für illegalisiertes Wissen. Im Falle der Graffiti-Szene handelt es sich dabei vor allem um Handlungen, welche als Sachbeschädigung, Hausfriedensbruch und Verstöße gegen das Betäubungsmittelgesetz strafrechtlich verfolgt werden können. In der Methodenliteratur wird selten darüber berichtet, wie Forscher mit diesem heiklen Wissen umgehen sollen. Typischerweise wird – wenn überhaupt – z. B. im Falle von Interviews darauf verwiesen, dass es sich dabei um vergangene Ereignisse handelt, die unter Gewährleistung der Anonymität erhoben und ausgewertet werden können (vgl. z. B. Weiss 1994, S. 131ff. über einen Fall, in dem ein HIV-positiver Interviewpartner angab, wissentlich und absichtlich andere Menschen mit HIV infiziert zu haben). Im Falle lebensweltanalytischer Ethnographie ist es jetzt nicht nur der Fall, dass man entsprechend Kenntnis von – wie auch immer problematischen – Vorfällen erhält.¹⁷ Man kann diese mitunter auch beobachten – und wenn man dem existenziellen Sog ausgesetzt ist, auch zur Teilhabe aufgefordert und ‚verführt‘ werden, ganz wie es den Feldteilnehmern passiert.

Das für mich eindringlichste und den Verlauf der anfänglichen Forschung prägende Erlebnis begann in der Küche einer Wohngemeinschaft: Ich saß zusammen mit einem meiner Feldkontakte und wir unterhielten uns (in Form eines quasi-alltäglichen Gesprächs, vgl. Honer 1993a, S. 74f.). Typischerweise handelte es sich bei solchen Kontakten anfänglich oft um eine Art des Taxierens von Forscher und Feldteilnehmer (umso weniger, je mehr man sich kennen gelernt hatte bzw. der Forscher Beziehungsarbeit geleistet hatte). Man sprach dabei nicht nur, aber auch, über Graffiti. Und manchmal waren solche Treffen nicht besonders ertragreich für Erkenntnisse – man verbrachte einfach etwas Zeit miteinander. Ab und zu bekam ich das Gefühl, dass man mir zu sehr misstraute, als dass man mit mir über ‚eigen-

ausreichend Wissen haben, um zentrale Handlungen zu identifizieren und zu verstehen (sofern sie Zugang zu diesen haben).

17 Dabei muss es sich nicht um strafrechtlich relevantes Wissen handeln. Es kann auch um persönliche Geheimnisse, Peinlichkeiten etc. gehen, die auch bei Einwilligung in das Interview durch den Befragten zum mindesten persönliche moralische Dilemmata oder forschungsethische Fragen aufwerfen. Dies betrifft allerdings jegliche sozialwissenschaftliche Forschung mehr oder minder.

liche‘ oder konkrete Sachen sprechen konnte, weil ich entweder bestimmte Passagen noch nicht gemeistert hatte oder erwiesenermaßen noch nicht ‚auf Augenhöhe‘ mit Feldkontakte sprechen konnte (vgl. Kirschner in diesem Band). Und als Forscher befand ich mich anfangs häufig in einer solchen ausharrenden Position, weil ich darauf wartete, dass etwas passierte, eben das, was ich mir als Außenstehender vorstellte. Aber es passierte meines – damaligen – Erachtens doch Nichts. Was ich dabei anfangs übersah, war, inwieweit diese Situationen zum typischen Alltag von Szenezugehörigen gehören (denn manchmal trifft man sich, ‚raucht einen zusammen‘, wartet auf Leute, die doch nicht kommen, und unterhält sich über alles Mögliche, außer Graffiti, bevor man dann eben doch nicht loskommt und loszieht – und manchmal redet man sehr viel darüber und zieht dann doch los).¹⁸ So, wie Alkohol in der europäischen Ethnographie ein nicht zu vernachlässigendes ‚Schmiermittel‘ ist (wie es auch sexuelle Anziehung und Beziehungen zwischen Forscher und Feldteilnehmern sein können, vgl. Irwin 2006), so haben verschiedene Szenen auch ihre symptomatischen Rauschmittel. Im Falle von Graffiti handelt es sich dabei vorrangig um Cannabis. Oder wie es ein Writer zusammenfasst: „Graffiti riecht nach Farbe, Schweiß und Gras.“¹⁹ Das Dulden von Cannabiskonsum oder das Mitkonsumieren ist eine Form der Vertrauensarbeit, die den Forscher näher ans Feld bringt und die anzeigen kann, dass dieser sich auf das Feld einlässt und zu dessen Bedingungen forscht (und dass er darüber hinaus auch Anderes duldet bzw. kredibel im Sinne des Feldes ist).

Als ich also in der Küche saß, mit meinem Gegenüber über Graffiti sprach und mich vor allem die Probleme beim Schreiben interessierten, schlug mein Gesprächspartner vor, dass wir noch eine Runde durch das Viertel gehen sollten. Wir zogen unsere Jacken an, machten uns auf und gingen das Treppenhaus hinab. Mir war soweit klar, dass es meinem Feldkontakt auch darum ging, zu Sprühen, da er zwei Dosen mitgenommen hatte. Ich dachte dabei an eine Art ‚Over-the-Shoulder‘-Beobachtung oder ein „Go-Along“ (Kusenbach 2003). Als wir im Eingangsbereich des Hauses standen, wurde mir jedoch auf einmal die Dose hingereicht mit den

18 Als Außenstehender kann sich der Forscher (mit außengeleiteten Foki) mitunter ‚die Beine in den Bauch stehen‘ und langweilen, wenn und wo für Szenezugehörige äußerst Spannendes oder eben ganz Typisches des Szenealltags abläuft. Dies ist so, weil der Forscher, wenn er Außenstehender ist (und in distanzierenden Ethnographien auch zu bleiben droht), mitunter mit ‚fremdem Blick‘ nicht in der Lage ist, die anleitenden Bestimmungsgründe des sozialen Handelns zu verstehen.

19 Die Vermutung hier ist, dass sich unter Cannabis-Einfluss, wenn man denn loskommt, noch weitestgehend gut laufen und sprühen lässt (und man dazu nicht in vollem Bewusstsein der Angst beim Sprühen ausgesetzt ist), wohingegen unter Alkoholeinfluss die Sensomotorik derart leiden kann, dass es sich nicht lohnt und es darüber hinaus sehr riskant sein kann, betrunken zu sprühen.

Worten „Du fängst an“. Ohne hier ausführlich darauf eingehen zu können, war dies ein Forschungsdatum, das mir einerseits weitere Kontakte aufgeschlossen hat (auch weil ich durch eigene Erfahrungen an den „konjunktiven Erfahrungsraum“ von Writern anschließen konnte und damit andere Gespräche möglich wurden); andererseits wurden mir dabei typische Handlungsprobleme ganz deutlich, wie sie v. a. langjährige Szenezugehörige kaum explizieren können (angefangen bei Platz- und Namenswahl, bis hin zur Handhabung der Dose). Auf Basis dessen konnte ich einige Forschungsfragen für mich genauer formulieren und auch dergestalt im Feld beantworten.

Die gesamte Verweildauer im Feld war durch solche Passagen gekennzeichnet (wer wann worüber mit einem redet, wann man eingeladen wird, mit an einen Bahnhof zu kommen, und was man dort (mit-)tun und nicht tun kann und darf etc.). Das Einlassen auf das Feld – hier ernst genommen als existenzielles Engagement – bringt wie in der hier beschriebenen Situation aber neue Probleme mit sich:

Erstens ist die Beziehung zum Feld insofern problematisch, als der Forscher bei der beobachtenden Teilnahme (aber auch bei teilnehmender Beobachtung) zur Gefahr für das Feld werden kann, wenn er sich falsch verhält, z. B. wenn er an einem Bahnhof sich derart auffällig benimmt, dass Andere auf ihn und etwaige Aktionen aufmerksam werden – weshalb man auch nicht oft ohne Weiteres dazu eingeladen wird. Um in solchen Situationen seine Feldkontakte zu schützen, ist der Forscher darauf angewiesen, sich bestimmtes heikles Wissen anzueignen (an dem er mitunter von der Forschungsfrage her auch interessiert ist). Verschwiegenheitspflichten, weil nämlich in Erfahrung gebrachtes Wissen für die Feldakteure zum Problem werden kann, gelten also nicht nur in formal-organisierten Forschungskontexten, sondern ebenso in Szenen. Die ‚Last des Geheimnisses‘ und auch die ‚Last der Offenbarung‘ werden für den individuellen Forscher zu Dilemmata, die man ‚aushalten‘ müssen. *Zweitens* wird damit aber die Beziehung zu (staatlichen oder organisationalen) Autoritäten problematisch. Was ist wann und wieweit vertretbar in Balance aus Bürgerpflicht (oder Berichtspflicht gegenüber Gatekeepern) und forschungsethischer Verantwortung gegenüber den Feldkontakten, die einem eine solche Einsicht gewähren? Wie weit ist das Forschen im Kontext der Binnenmoral des Feldes dann möglich? *Drittens* verweist dies auch auf die im ersten Fallbeispiel angesprochene „Krise des Selbst“. Also was ist für einen selbst vertretbar und was verletzt persönliche moralische Standpunkte und Spielräume? *Schließlich* stellt sich die Frage, ob hier eine Gefahr der wissenschaftlichen Zensur besteht. Feldforscher können Ereignisse aus dem Feld dramatisieren (um sich vor der Scientific Community zu profilieren) oder aber verschweigen.

Die Beziehungsarbeit im Forscher-Team: Beziehungs- und Loyalitätskonflikte zwischen den Forschern

Ausgangspunkt sind die Erfahrungen, wie wir sie bei einer ethnographischen Studie in einem Fitness-Unternehmen gesammelt haben, die wir im Rahmen des DFG geförderten SPP 1505 „Mediatisierte Welten“ durchgeführt haben. Dort konnten wir, wegen eines persönlichen Kontaktes zum Inhaber, die Konzeption, Entwicklung und später den Internet-Launch einer Fitness-Online-Plattform ab Ende 2010 über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren begleiten. Vorstellen will ich hier die Möglichkeiten und (typischen) Probleme, die sich für den bzw. die Feldforscher im ‚turbulenten‘ Feld eines Unternehmens ergeben (können).²⁰ Von Beginn der Forschung an wurde ein rekonstruktiv-registrierendes Verfahren veranschlagt, bei dem die langfristig angelegte Ethnographie im Großraumbüro durch die Interpretation interner und externer Dokumente und geführter Gespräche mit Entwicklern und Betreibern²¹ ergänzt wurde. Nach einiger Zeit zeigten sich allerdings Grenzen dieser Vorgehensweise: Obwohl mir durch den Geschäftsleiter eine ‚grenzenlose‘ Teilnahme am Geschehen und Einsichtnahme in verfügbare Dokumente zugesichert worden war, ereignete sich ein Bruch in dieser Zusage, als es darum ging, vollumfängliche Einsicht in vorliegende Konzeptionen und Präsentationen zu nehmen. Schon bei dem folgenden Besuch zeigten sich die mir bis dahin zugeneigten Mitarbeiter irritierenderweise abweisend und verschlossen und waren nun zu keinem Gespräch mehr bereit. Sie waren vermutlich zwischenzeitlich durch den Geschäftsleiter dazu gebracht worden, eher – d. h. in Bezug auf potentiell heikles Firmenwissen – protektiv denn offen aufzutreten, sich mir gegenüber also zurückzuhalten. Dem bis dato guten Feldzugang war damit schlagartig der Boden

20 Weniger soll es dabei um das im Forschungsprojekt verfolgte Interesse und die Ergebnisse gehen (vgl. hierzu etwa Grenz 2014; Grenz und Don 2014; Pfadenhauer und Grenz 2012), weniger also um den Blick hinter die Kulissen der Geschäfte- und Medienmacher als um den Blick hinter die Kulissen der Feldarbeit *im Team*. Insbesondere die Konsequenzen, die sich dann ergeben, wenn Zugänge und Eingebundenheiten beteiligter Forscher auf dasselbe Feld in zunehmendem Maße auseinanderfallen, wenn sich also unterschiedliche Perspektiven auf das Feldgeschehen ergeben, beschäftigen uns im Folgenden.

21 Zur hermeneutischen Wissenssoziologie vgl. Hitzler et al. 1999. Grundlegend folgen wir damit der in diesem Ansatz verfolgten Frage, auf welches von den betrachteten Akteuren wahrgenommene Problem deren Handeln und die Produkte dieses Handelns eine Antwort darstellen (vgl. Soeffner 2004, S. 40; Reichertz 2004). In diesem Beitrag soll es zuvörderst um Fragen gehen, die das ethnographische Vorgehen im Rahmen des Forschungsprojektes reflektieren, und *nicht* um die Darstellung oder Diskussion des gesamten Forschungsdesigns mitsamt seinen konkreten Teilschritten.

entzogen. An diesem Punkt entschied ich mich dafür, die bisherigen punktuellen Besuche um eine zeitextensive Langzeitethnographie zu erweitern:

Fortan besuchte ein zweiter Forscher fünf Tage die Woche für mehrere Stunden das Unternehmen, war dort in unterschiedlichen Projekten tätig, übernahm die formale Rolle des Praktikanten und erlebte dabei diverse – mal mehr, mal weniger – typische Alltagssituationen. Dies war der Beginn einer über etwa zwei Jahre andauernden Team-Ethnographie (vgl. Erickson und Stull 1998; siehe bereits Douglas 1976), bei der sich in zunehmendem Maße zeigte, dass sich zwei unterschiedliche Perspektiven auf ein und dasselbe Feld ergaben, die es bei den nachmaligen Interpretationen und Rückschlüssen zu der Frage „What the hell is going on here?“ zu berücksichtigen galt: Als ‚erster‘ Forscher wurde ich fortan in einem wöchentlichen Telefonat mit dem Geschäftsleiter über neuere Entwicklungen informiert (und erhielt dabei u. a. diverse Dokumente und Präsentationen), pflegte Kontakte zu den Ansprechpartnern auf der Management-Ebene, führte weitere Interviews mit Personen des Mutterunternehmens und reiste nach wie vor – allerdings punktueller – in die Firmenzentrale. Der ‚zweite‘ Forscher wurde in seiner Rolle als Praktikant zunächst mit einfachen Aufgaben betraut und zunehmend mit den Alltagsroutinen im Team vertraut. Über die Zeit bildeten sich so zwei Feldzugänge heraus, wobei ersterer mit Blick auf das Entscheidungsvermögen der Kontaktpartner am ehesten als ‚top down approach‘ und der zweite im Hinblick auf die alltäglich beobachteten Konzeptions- und Entwicklungstätigkeiten am ehesten als ‚bottom up approach‘ bezeichnet werden kann.²²

Mir war es fortan möglich, die Beziehung zur Geschäftsleitung und zu den hauptverantwortlichen Akteuren zu intensivieren. Nahezu zeitgleich verschlechterte sich die Stimmung der Kollegen im Teamalltag meines Partners im Feld vor Ort, die in der starken Arbeitsbelastung kurz vor dem offiziellen Start der Online-Plattform, weiteren Kündigungen und einer gewissen Orientierungslosigkeit gründete. Nachdem zwischenzeitlich eine Reihe früherer Team-Mitglieder nicht mehr dort arbeitete, gehörte der ‚Mann vor Ort‘ mittlerweile zu den ‚Alteingesessenen‘ und verstand sich überdies zunehmend selbst (auch) als Teamkollege. In der Stimmung allgemeinen Unmuts verbot es sich für ihn nun regelrecht, Probleme, die seinen

22 Vier Aspekte sind kennzeichnend für die damit in Anschlag gebrachten unterschiedlichen Zugänge: *Erstens* taten sich andere Kontakt Personen und -personenkreise für die ethnographische Forschung auf. *Zweitens* unterschieden sich nun die Aufenthalte und Zeiten im jeweiligen Feld (fokussierte Aufenthalte hier, Langzeitpräsenz da). *Drittens* gerieten damit jeweils unterschiedliche Räume in den Blick, die dem einen Forscher geöffnet wurden und dem anderen verschlossen blieben. *Viertens* entstanden infolge der vorgenannten Aspekte schließlich je differente Vertrautheiten und Vertrauensbeziehungen zu den jeweiligen Gewährsleuten im Feld.

Arbeitskollegen vor Ort Sorgen bereiteten und die zu allerlei Betroffenheiten führten, regungslos und unbeteiligt zur Kenntnis zu nehmen. Nach Abstimmung mit mir bezog er schließlich selbst Position im Kreise seiner vertrauten Kollegen und teilte nun die allgemeine Unmutsstimmung – als ebenso ‚Betroffener‘. Als Schritt zu einem existenziellen Engagement ist dieser Schritt nicht nur in dem Sinne zu bewerten, dass ein „Thema wenigstens für eine gewisse Zeit selber (alltags-)praktisch ‚bearbeitet‘“ wird (Honer 1993b, S. 244), sondern dass sich der Forscher nun auch auf die den Alltag der Beforschten ebenso prägenden Krisenmomente (selbst) ‚mit Haut und Haar‘ eingelassen hat.

Dies verstärkte unsere – generell in Team-Ethnographien zu reflektierende – Perspektivendifferenz, insofern es nun nochmals voraussetzungsvoller wurde, unsere aufgrund der unterschiedlichen Eingelassenheiten in das Feldgeschehen differenten Eindrücke und Einsichten für einander verstehbar zu machen und aufeinander zu beziehen. Daneben ergaben sich Konsequenzen für die Beziehung zwischen den Forschern, die wir maßgeblich auf diese Wende hin zur beobachtenden Teilnahme (vgl. Hitzler 2000, S. 145) zurückführen und als Loyalitätskonflikte zu bezeichnen vorschlagen. Im Kern geht es um den Austausch heikler Informationen und um das Vertrauensverhältnis zwischen den beiden Ethnographen. So ergibt sich infolge der beschriebenen Wende für den zweiten Forscher ein persönlicher Konflikt, wie er in folgender Feldnotiz vor Ort zum Ausdruck kommt:

„Ich muss bestimmte Dinge niemandem erzählen, ich kann sogar darauf verzichten etwas zu verschriftlichen. [...] Wie gehe ich mit dem Gefühl um, dass ich Dinge die mir im Vertrauen gesagt werden, am nächsten Tag, systematisch und in einem beruflichen Kontext an [Forscher 1] im Wortlaut weitergebe? Wie sehr vertraue ich [Forscher 1] [...] dass er gut genug anonymisiert und nichts publiziert, was der Person im Feld schaden könnte?“ (Hervorhebungen im Original)

Die Notiz entstand zu einem Zeitpunkt, zu dem der Forscher in einer Situation der geteilten Komplizenschaft an Informationen kam, die ihm persönlich – und abseits des Arbeitsalltags – im Vertrauen und als ebenso vom Geschehen ‚Betroffenen‘ mitgeteilt wurden. Offenbar setzte das Sich-Einlassen auf das Feld mit ‚Haut und Haar‘ einen Balanceakt zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten – Ko-Forscher hier und Kollege da – voraus, den es insbesondere für den beobachtend-teilnehmenden Ethnographen zu meistern galt. Ausdruck findet dies in der in der Notiz thematisierten ‚Zerrissenheit‘ angesichts der Frage, welche Informationen überhaupt an den anderen Forscher vor dem Hintergrund eigener Moralverständnisse weitergegeben werden *sollten*. Dabei wird deutlich, dass die Grenzen zwischen professionallem (Beobachter-)Interesse und den im Zuge der beobachtenden Teilnahme etablierten persönlichen Beziehungen zu den ‚Alltagspartnern‘ im Feld brüchig geworden

waren.²³ Damit ist nun impliziert, dass sich auch die ansonsten unhinterfragte Wir-Beziehung (Forscher-Team vs. Feldakteure) im Bewusstsein des vom Feldgeschehen ergriffenen Forschers verkehren kann und zum wirklichkeitsstiftenden ‚Wir‘ nun (auch) die persönlichen Beziehungen im (Forschungs-)Alltag avancieren, womit eine gemeinhin unhinterfragte Demarkationslinie in Zweifel gezogenen wird. In diesem Beispiel äußert sich dies in einer „protective silence“ (vgl. Eisewicht 2014), insofern der Forscher nun zumindest ernsthaft darüber nachdachte, heikle Informationen zum Schutz der Feldpartner *und* im Sinne eigener Überzeugungen in puncto Verlässlichkeit systematisch zurückzuhalten. Diese innere Zerrissenheit kommtt unseres Erachtens insbesondere im Zuge existenzieller Eingebundenheiten in ansonsten nicht-öffentlichtes Feldgeschehen auf. So erscheint es uns mit Blick auf unsere bisherigen Erfahrungen als umso bedeutsamer, den ‚Erfolg‘ individuell derart ‚eindrucksstarker‘ Team-Ethnographien nicht nur an fachlichen Qualifikationen, Erfahrungen in der Feldforschung oder ‚fair play‘-Anforderungen festzumachen, sondern auch die sozio-emotionale Qualität der Beziehung *zwischen* den beteiligten Forschern zu reflektieren. So konstatieren wir, dass die meistens hervorgehobene Bedeutung einer vertrauensvollen Beziehung zu ‚seinen‘ Feldkontakten also *auch* zu einer keineswegs selbstverständlichen Anforderung für die Beziehung zwischen den beteiligten Forschern wird (vgl. zur Vertrauensrelevanz, allerdings in herkömmlichen Team-Ethnographien, Scales et al. 2011, S. 29).

,Aushalten‘ oder ‚Bearbeiten‘: Anforderungen an den lebensweltorientierten Ethnographen

Vergleichen wir die betrachteten Fälle, so lässt sich konstatieren, dass ein existenzielles Engagement über den Punkt der geneigten Teilnahme hinaus drei analytisch zu unterscheidende Risiken befördert, die sich aus der subjektiven Perspektive des Forschers *selbst* als innere Barrieren darstellen, die es auszuhalten gilt (siehe oben):

23 Bekanntlich ist es in klassischen „Lone Ranger“-Ethnographien (vgl. nochmals Erickson und Stull 1998; Douglas 1976) dem Forscher selbst überlassen (und überdies schwerlich bis gar nicht von Außenstehenden nachvollziehbar), welche Erfahrungen er schriftlich fixiert und welche er zum Gegenstand der nachmaligen wissenschaftlichen Darstellungen macht, über welche Einsichten aus den betretenen Hinterbühnen er also in der (zumindest inner-wissenschaftlichen) Öffentlichkeit Rechenschaft ablegt. In Team-Konstellationen, und insbesondere in solchen, bei denen divergierende Perspektiven auf das Feld und verschiedene Grade der Einbezogenheit bestehen, hat diese Frage, wie der obige Ausschnitt zeigt, Konsequenzen für subjektive Relevanzsetzungen des Forschers.

- a. *Der Forscher gefährdet sich selbst (Sog):* Entscheidet sich der Forscher für ein existenzielles Engagement – oder lässt dieses zumindest zu –, so geht er grundsätzlich nicht mehr nur als ‚bystander‘ in Felder, sondern muss damit rechnen, dass bestimmte Situationen die eigenen Gewissheiten, d. h. Glaubens- und Moralvorstellungen einerseits in Zweifel geraten lassen, dass er aber andererseits just auf diese Gewissheiten, wie er sie als (ethnographierender) Soziologe eigentlich „an der Garderobe abgeben“ müsste, schlichtweg nicht verzichten kann. Kurz: Als lebensweltlich orientierter Forscher im Feld gibt es keinen Rückzugsort außer den Überzeugungen, die man aufs Spiel zu setzen bereit ist. Mehr noch: ‚Glaubens- und Moralvorstellungen‘ umfassen keinen, wie auch immer explikativen bzw. sicher zuhandenen Wissensbestand, sondern geraten in der Regel erst dann auf den ‚Prüfstand‘, wenn der Forscher wodurch, wobei und durch wen auch immer mit ihnen konfrontiert wird.
- b. *Der Forscher gefährdet Andere (gefährliches Wissen):* Entscheidet sich der Forscher für ein existenzielles Engagement – oder lässt dieses zumindest zu –, so bringt er damit tendenziell Insiderwissen in Erfahrung, welches in verschiedener Hinsicht ‚gefährlich‘ ist: Zum einen gefährdet der Forscher durch die gewonnenen Einsichten sich selbst, insofern als er an der (mit-) gelebten und erlebten Wirklichkeit sowohl durchaus in rechtliche als auch in moralische Grauzonen gerät. Zudem stellt er, mit zunehmender Einblickstiefe, auch eine Gefahr für die Feldakteure dar, die er – in etwaigen Kundgaben an Dritte – gleichermaßen zumindest potentiell in Gefahrenlagen und/oder Rechtfertigungsdruck bringt. Auszuhalten gilt es eine ‚vertrackte‘ Spannung aus Geheimnis, Geheimhaltung und Offenbarung, die den Forscher nachgerade pausenlos dazu zu verleiten drohen, sich selbst, wie auch das Feld – gegen die weiter in Aussicht stehenden Teilnahmeoptionen – zu schützen.
- c. *Der Forscher gefährdet seine Beziehungen und Freundschaften zu Mitforschern (Beziehungsarbeit):* Entscheidet sich ein Forscher für ein existenzielles Engagement – oder lässt dies zumindest zu –, so riskiert er, dass Perspektiven in Forscher-Teams zunehmend auseinanderfallen, mit der Folge, dass die traditionelle Forscher-Beforschten-Relation („Wir“ und „Ihr“) zu kippen droht, (Mit-)Forscher zu Feldakteuren werden und damit auch eingeschliffene Loyalitätsannahmen und -erwartungen fragil werden. Beziehungsarbeit und Vertrauensbildung, zwei elementare Voraussetzungen dafür, existenziell mit-tun zu können (und zu dürfen), gereichen mithin zugleich dazu, Konflikte zwischen Forschungspartnern zu erzeugen. Insofern stellt Beziehungsarbeit eine keineswegs (etwa zu Beginn der Forschung) einmalige, sondern eine permanent zu lösende Aufgabe dar. Es deutet sich an, dass allerdings nicht nur die Beziehung zum Mitforscher prinzipiell problematisch werden kann, sondern auch die zu ‚vertrauten‘ Feldakteuren.

Was wir – zusammenfassend – also stark machen wollen, das ist der sowohl einfache als auch folgenreiche Umstand, dass wir als lebensweltlich orientierte Ethnographen im oben dargestellten, radikalisierten Sinne, immer auch mit uns selbst, d. h. mit uns selbstverständlichen, „spezifischen Erfahrungen und darauf aufgestuften Typisierungen des Wissensvorrats“ (Schütz und Luckmann 1979, S. 138) konfrontiert werden (können). Bei allen vorgebrachten Forderungen nach der tiefen Eingebundenheit, die es im Feld durch langfristige Aufenthalte und Teilnahmen zu erreichen gilt, muss stets mitbedacht werden, dass diese *Teilnehmerschaft* vor allem deshalb oftmals schwer auszuhalten ist, weil man erstens immer auch ein – professionell motivierter – wissenschaftlicher *Beobachter* und zweitens eben auch ein *menschlicher* Beobachter (das meint hier vor allem: ein „gesellschaftlicher Normalverbraucher“, vgl. Berger und Luckmann 1969, S. 21) mitsamt verfestigten Überzeugungen und Idiosynkrasien ist.

Das ‚Gegengift‘ für die inneren Barrieren ist, soweit wir unsere eigenen Erfahrungen ernst nehmen, die Möglichkeit, sich – gedanklich – immer (also tatsächlich auch permanent) auf die Beobachterrolle (als Wissenschaftler, als Normalverbraucher) zurückziehen zu können. Andererseits sind eben jene geistigen Heimaten die Ursache dafür, dass es überhaupt zu den von uns markierten, subjektiv auszuhaltenden Spannungen kommt. So müssen wir an dieser Stelle mit einer Tautologie enden. Und es bleibt lediglich festzuhalten, dass lebensweltanalytische Ethnographie, ernst genommen, ein gleichermaßen reizvolles wie gefährliches Unterfangen ist, das – in der fortgeführten Denktradition Anne Honers – keineswegs leichtfertig angegangen werden kann und werden sollte und das damit einen der vielleicht voraussetzungsvollsten Ansätze im Kanon der interpretativ-explorativen Sozialforschung darstellt. Eine solche Sensibilisierung sollte der vorliegende Text und sollten die aufgezeigten Einblicke in die eigene Forschung bewirken.

Literatur

- Atkinson, P., & Hammersley, M. (2007). Ethnography: Principles in Practice. New York: Routledge.
- Bachmann, G. (2002). Teilnehmende Beobachtung. In: S. Kühl, & P. Strothholz (Hrsg.), Methoden der Organisationsforschung. Ein Handbuch (S. 323–361). Reinbek b. Hbg.: Rowohlt.
- Berger, P. L., & Luckmann, Th. (1969). Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., Kalthoff, H., & Nieswand, B. (2013). Ethnografie. Praxis der Feldforschung. Konstanz: UVK.

- Dellwing, M., & Prus, R. (2012). Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Wiesbaden: Springer VS.
- Douglas, J. D. (1976). Investigative Social Research. Individual and Team Field Research. London: Sage.
- Dworkin, R. (2011). Was ist Gleichheit? Berlin: Suhrkamp.
- Eisewicht, P. (2013). Vom Sketch zum Piece – Kompetenzerwerb in Szenen am Beispiel von Graffiti. In: D. M. Eberhard, & A. M. Ruile (Hrsg.), „each one teach one“. Inklusion durch kulturelle Bildung im Kontext von Jugendszenen (S. 149–173). Marburg: Tectum.
- Eisewicht, P. (2014). „Follow the white rabbit“. Forschungsperspektive und Feldzugang im Kontext von Illegalität. In: J. Reichertz, & A. Poferl (Hrsg.), Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib (im Erscheinen).
- Eisewicht, P., & Grenz, T. (2010). Frei und auf den Beinen und gefangen will ich sein: Über die „Indies“. Archiv der Jugendkulturen: Berlin.
- Erickson, K., & Stull, D. (1998). Doing Team Ethnography. Warning and Advice. Thousand Oaks: Sage.
- Ferrell, J. (1998). Criminological Verstehen: Inside the Immediacy of Crime. In: ders., & M. S. Hamm (Hrsg.), Ethnography at the Edge (S. 20–42). Boston: Northeastern University.
- Ferrell, J., & Hamm, M. S. (1998). True Confessions. Crime, Deviance, and Field Research. In: dies. (Hrsg.), Ethnography at the Edge (S. 2–19). Boston: Northeastern University.
- Frankfurt, H. (2000): Gleichheit und Achtung. In: A. Krebs (Hrsg.), Gleichheit oder Gerechtigkeit. Texte der neuen Egalitarismuskritik (S. 38–50). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Geertz, C. (1973). The interpretation of cultures: selected essays (S. 3–30). New York: Basic Books.
- Gosepath, S. (2004). Gleiche Gerechtigkeit. Grundlagen eines liberalen Egalitarismus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grenz, T. (2014). Digitale Medien und ihre Macher: Mediatisierung als dynamischer Wechselwirkungsprozess. In: ders., & G. Möll (Hrsg.), Unter Mediatisierungsdruck. Änderungen und Neuerungen in heterogenen Handlungsfeldern (S. 19–50). Wiesbaden: Springer VS.
- Grenz, T., & Don, I. (2014). Team-Ethnographie im Spannungsfeld zwischen teilnehmender Beobachtung und beobachtender Teilnahme. In: J. Reichertz, & A. Poferl (Hrsg.), Wege ins Feld – methodologische Aspekte des Feldzugangs. Essen: Oldib (im Erscheinen).
- Hegner, V. (2013). Vom Feld verführt: methodische Gratwanderungen in der Ethnografie. In: Forum Qualitative Sozialforschung 14(3), Art.19. . <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1957/3596>.
- Hirschauer, S., & Amann, K. (1997). Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1999). Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: Soziale Welt 50(4), S. 473–483.
- Hitzler, R. (2000). Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: W. Lindner (Hrsg.), Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit (S. 17–31). Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1988). Der lebensweltliche Forschungsansatz. In: Neue Praxis 18(6), S. 496–501.
- Hitzler, R., Reichertz, J., & Schröer, N. (Hrsg.). (1999). Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK.
- Honer, A. (1993a). Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden: DUV.

- Honer, A. (1993b). Das Perspektivenproblem in der Sozialforschung. Bemerkungen zur lebensweltlichen Ethnographie. In: T. Jung, & S. Müller-Dohm (Hrsg.), „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften (S. 241–257). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Honer, A. (2011). Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden: VS Verlag.
- Irwin, K. (2006). Into the Dark Heart of Ethnography: The Lived Ethics and Inequalities of Intimate Field Relationships. In: Qualitative Sociology 29(2), S. 155–175.
- Knoblauch, H. (2002). Fokussierte Ethnographie. In: Sozialer Sinn 3(1), S. 123–141.
- Laurilla, J. (1997). Promoting Research Access and Informant Rapport in Corporate Settings: Notes from Research from a Crisis Company. In: Scandinavian Journal of Management 13(4), S. 407–418.
- Kusenbach, M. (2003). Street Phenomenology. The Go-Along as Ethnographic Research Tool. In: Ethnography 4(3), S. 455–485.
- Malinowski, B. (1922). Argonauts of the Western Pacific. London: Routledge.
- Park, E. R. (1950). Race and Culture („An Autobiographical Note“). Glencoe: Free Press.
- Pfadenhauer, M., & Eisewicht, P. (2014). Kompetenzerwerb in Jugendszenen. Überlegungen zum Aufschwung eines Themas und seiner Konzeptualisierung. In: S. Sandring, W. Helsper, & H.-H. Krüger (Hrsg.), Jugend: Theoriediskurse und Forschungsfelder (im Erscheinen).
- Pfadenhauer, M., & Grenz, T. (2012). Mediatisierte Fitness? Über die Entstehung eines Geschäftsmodells. In: F. Krotz, & A. Hepp (Hrsg.), Mediatisierte Welten: Beschreibungsansätze und Forschungsfelder (S. 87–109). Wiesbaden: Springer VS.
- Pogge, T. (2012). Globale Armut als institutionelle Menschenrechtsverletzung. In: Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte 12/2012.
- Reichertz, J. (2004). Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz. In: Forum Qualitative Sozialforschung 5(3). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403297>.
- Scales, K., Bailey, S., & Lloyd, J. (2011). Separately and Together: Reflections on Conducting a Collaborative Team Ethnography in Dementia Care. In: Enquire 6, S. 24–49.
- Schmid, C. (2012). Ethnographic Gameness – Reflections about (Extra-) Methodological Issues in Research on Outlaw Motorcycle Clubs. Full paper 28th EGOS Colloquium Helsinki.
- Schröer, N., Hinnenkamp, V., Kreher, S., & Poferl, A. (Hrsg.) (2012). Lebenswelt und Ethnographie. Essen: Oldib.
- Schütz, A. (1971). Das Problem der Relevanz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütz, A. (1977). Parsons‘ Theorie sozialen Handelns. In: ders., & T. Parsons, Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel (S. 25–76). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütz, A., & Luckmann, Th. (1979). Strukturen der Lebenswelt. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Soeffner, H.-G. (2004). Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Weisheit, R. A. (1998). Marijuana Subcultures. Studying Crime in Rural America. In: J. Ferrell, & M. S. Hamm (Hrsg.), Ethnography at the Edge (S. 178–203). Boston: North-eastern University.
- Weiss, R. S. (1994). Learning from Strangers. The Art and Method of Qualitative Interview Studies. New York: Free Press.

Freundschaftliche Forschung?

Annäherung und Distanzierung beim Betreiben von Ethnographie

Christine Keller

Vorbemerkung

Das aufsteigende Hitzegefühl, der Kloß in meinem Hals und der vibrierende Herzschlag während einer Interviewsituation sind die körperlichen Reaktionen, die mir meine *Involviertheit als Ethnographin* im Rahmen meines explorativ-interpretativen Dissertationsprojektes deutlich signalisierten. Die Bedeutung dieser Situation für meine Forschung, sowohl methodisch als auch inhaltlich, bemerkte ich dann während der (distanzierten) Interpretation der – unten zitierten – Interviewstelle. Bei diesem Aspekt, der sich, retrospektiv betrachtet, wie ein roter Faden durch meine Forschungsarbeit zieht, sich mir jedoch erst durch die analytische Auseinandersetzung in seiner ambivalenten Problematik im Verlauf des Forschungsprozesses erschloss, geht es um die methodische Bedeutung von *Annäherung und Distanzierung*.

Hintergrund

In den 1990er Jahren konzipierte Susanne Hirselund¹ eine Kommunikationsform, mit der Menschen mit Demenz² besser „erreicht“ werden können sollten. Diese Kommunikationsform gehört heute zu den basalen Verfahren in der Betreuung von Menschen mit Demenz und wird insbesondere für den Umgang mit demenzspezifischen Verhaltensweisen, die sich im Verlauf der Krankheit zeigen können,

1 Der Name wurde anonymisiert.

2 Die ressourcenorientierte Umgangs- und Kommunikationsform mit Menschen mit Demenz wird im Folgenden als ‚Kommunikationskonzept‘ bezeichnet.

vom Bundesministerium für Gesundheit empfohlen (Bartholomeyczik et al. 2006). Vor dem Hintergrund der schon demografisch gegebenen Relevanz, adäquate Betreuungsformen für Menschen mit Demenz zu finden, einer anhaltend ausstehenden klaren Beschreibung und Einordnung dieses Kommunikationskonzeptes und fehlender Untersuchungen zu dessen Anwendung und Wirksamkeit, gehe ich der Frage nach, was dieses Kommunikationskonzept ist und wie es vermittelt wird. Ich versuche also, zu erkunden und zu analysieren, wie Susanne Hirseland ihr Kommunikationskonzept ‚lehrt‘. Das mit nichtstandardisierten Verfahren explorativ erhobene Datenmaterial, auf das ich zuerst rekrudierte, wurde von einer Ethnographin und einem Ethnographen³ erhoben. Meine eigene Datensammlung schloss daran an und baut darauf auf. Das Material, mit dem ich arbeite, umfasst Beobachtungsprotokolle sowie audiographisches und videographisches Datenmaterial der gesamten Schulungseinheiten.

Inwiefern das infrage stehende Kommunikationskonzept in der Praxis eine adäquate Betreuungsform für Menschen mit Demenz ist, war die Frage, die uns in unserem vor kurzem abgeschlossenen qualitativen Forschungsprojekt EMO-Ti-Komm⁴ beschäftigte. Im Mittelpunkt des Forschungsprojektes stand dement sprechend die ethnographische Erkundung der Auswirkungen des Kommunikationskonzeptes auf die Handlungskompetenzen der darin geschulten Pflegenden und Betreuenden im Umgang mit Menschen mit Demenz ebenso wie auf deren Verhalten. Somit nahm ich zwei unterschiedliche Rollen als Ethnographin ein: Einerseits die, Susanne Hirslands Relevanzen in Bezug auf ihr entwickeltes Kommunikationskonzept aufzuspüren und zu rekonstruieren, und andererseits die, das ministeriell empfohlene Konzept in der praktischen Umsetzung zu evaluieren. Dass dies zu (Rollen-) Konflikten führt, werde ich – wie andere Dilemmata, die sich in Verbindung mit der Thematik *Nähe und Distanz* ergeben haben – konkret an meinem Forschungsvorgehen skizzieren. Zunächst lege ich jedoch die dem Dissertationsvorhaben zugrundeliegenden methodischen und methodologischen

3 Die ethnographischen Daten wurde von Anne Honer und Thomas Beer in den drei Schulungseinheiten (Grund- und Aufbaukurs und Trainerschulung) durch teilnehmende Beobachtungen, videographische Aufzeichnungen und audiographische Aufzeichnungen natürlicher Kommunikationsvorgänge mit den Schulungsteilnehmern und der Schulungsleitung erhoben.

4 Die Wirkungsanalyse *emotionsorientierter Kommunikationsansätze* in der Betreuung von Menschen mit Demenz (EMOTi-Komm) wurde an der Hochschule Fulda am Fachbereich Pflege und Gesundheit im April 2014 abgeschlossen. Das fünfköpfige Kernteam, in dem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete, setzte sich aus Pflege-, Gesundheits- und Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zusammen.

Überlegungen, insbesondere die zur *Bedeutung der Intensität der Teilnahme* beim ethnographischen Forschen, dar.

Annäherung und Distanzierung als Prämissen der Forschung

Die Grounded-Theory-Methodologie (Strauss und Corbin 1996) dient als Forschungsansatz zur Bearbeitung meiner Fragestellungen. Infolge des das „Theoretical Sampling“ (Glaser 1978) kennzeichnenden iterativen Prozesses, im Wechselspiel zwischen Erhebungen im Feld und Auswertungen sowie Theoriebildung am Schreibtisch (vgl. Mey und Mruck 2009, S. 147), entsteht für den Ethnographen bzw. die Ethnographin die permanente Anforderung, „erkenntnisoptimierend zwischen analytischer Distanz und existentieller Nähe zu changieren“ (Hitzler 2009, S. 213). Die Aufgabe hierbei ist, den Sinn dessen, was ein Mensch tut, zu rekonstruieren (vgl. Hitzler 2007, Abs. 13). Sinnrekonstruktion basiert auf der Prämissen, dass Menschen Wirklichkeit mittels sinngenerierender Praktiken und über symbolisch vermittelte Prozesse konstruieren (vgl. Garfinkel 1984; Bergmann 2011, S. 26). Ihre Handlungen und Interaktionen sind wissensgeleitet und generieren zugleich Wissen (vgl. Hitzler 2007, Abs. 12). In dem Maße, in dem die Handlungen eines anderen Menschen zum Gegenstand des wissenschaftlichen Interesses werden, ist es methodologisch von Bedeutung, sich damit auseinanderzusetzen, inwieweit und wie es gelingen kann, den subjektiv gemeinten Erfahrungssinn dieses anderen Menschen zu verstehen und sein Handeln zu erklären (vgl. Honer 1993, S. 32f.; Hitzler 1999, S. 143). Um die Sinngebung eines anderen Menschen zu rekonstruieren, ist es für den wissenschaftlichen Interpreten jedoch unumgänglich, zu deuten (vgl. Weber 1976, S. 7). Er ist somit unaufhebbar an Sinn und Bedeutung des entstehenden Textes beteiligt (vgl. Soeffner und Hitzler 1994, S. 31f.). Der so ergründete Sinn kann demnach nicht unmittelbar, sondern lediglich abstrahierend in „Konstruktionen zweiter Ordnung“ (Schütz 1953) erfasst und dargestellt werden. Die daraus resultierende methodische und methodologische Herausforderung liegt folglich darin, den vom untersuchten Individuum gemeinten Sinn in seiner Typik zu verstehen (vgl. Soeffner und Hitzler 1994, S. 51). Auf meinen Forschungsgegenstand bezogen bedeutet dies, die Perspektive von Susanne Hirsland in Bezug auf ihr Kommunikationskonzept möglichst nah an dem von ihr gemeinten Sinn zu rekonstruieren.

Zur Erkundung unerforschter Phänomene im Sinne eines explorativ-interpretativen Forschungsverständnisses eignen sich insbesondere Verfahren, die sich möglichst flexibel und „geräuschlos“ an die Beforschten anpassen lassen (vgl. Neidhardt 1983, S. 32). Da die Sinnhaftigkeit von Körpern, Bewegungen und Lauten

vor dem *äußerlichen Zugriff* verborgen ist, sich jedoch durch *die Teilhabe und das Verstehen von „innen“* erschließen lässt (vgl. Eberle 1984, S. 73), ergibt sich neben der Frage nach der Wahl der Erhebungsmethode auch die Frage nach der *Intensität der Teilnahme* am Feldgeschehen. Um dieses „*Innen*“ zu erfahren, werden in der Ethnographie neue Ansätze diskutiert (z. B. Hegner 2013), die sich unter anderem in Bezug auf den *Grad der Involviertheit* des Forschers in sein Untersuchungsfeld unterscheiden. Das heißt, beim für Ethnographie charakteristischen, beständigen Oszillieren der Forschenden zwischen *Nähe und Distanz* zu den Protagonistinnen im Feld (vgl. Hegner 2013, Abs. 11) gilt es sich damit auseinanderzusetzen, *wie viel Maß an Nähe und Distanz* für das je eigene Forschungsinteresse passend ist. In der Methodendiskussion reicht die Spannweite von einer bildhaft als „Dr. Jekyll-and-Mr. Hyde existence“ (Wacquant 2011, S. 86) beschriebenen *Nähe* im Rahmen der *leiblichen Ethnographie*, in der die eigene Körperlichkeit als Erkenntnisquelle im Forschungsprozess dient (vgl. Hegner 2013, Abs. 33), über die *lebensweltanalytische Idee* vom *existenziell involvierten Forscher* (Hitzler und Honer 1991), der idealerweise möglichst werturteilsfrei am Leben der *Anderen* temporär teilnimmt, um das Geschehen aus der Perspektive des (typischen) Teilnehmers zu beschreiben (vgl. Honer 1993, S. 40ff.), bis hin zu der Art von teilnehmender Beobachtung, bei der sich der Forscher als *distanzierter Zuschauer* vergleichsweise weniger intensiv in sein Feld begibt (vgl. ebd., S. 61). Das Problem des Intensitätsgrads der Teilnahme am Feldgeschehen – über das Spektrum vom Standpunkt des Zaungastes bis hin zum Standpunkt des Insiders in *freundschaftlicher Beziehung* – werde ich nun exemplarisch an meinem Forschungszusammenhang erläutern.

Annäherung und Distanzierung im Forschungsprozess

Dass Feldforscher nicht nur Beobachter, sondern *Involvierte* sind und der (persönliche) Kontakt mit dem *Anderen* Möglichkeiten aber auch Verunsicherungen und Anforderungen birgt, wird von vielen Autoren in unterschiedlichen ethnographischen Settings beschrieben (vgl. Berger et al. 2009, S. 13ff.). Als Involvierte im Feld in zwei unterschiedlichen Forschungsprojekten in unterschiedlichen Rollen tätig zu sein, birgt darüber hinaus aber noch spezifische Verunsicherungen und stellt weitere Anforderungen:

Rolle 1: Konzeptrekonstruierende Ethnographin

Meine bisherige Rekonstruktion der *Theoriekerne und Inhalte* des Kommunikationskonzeptes von Susanne Hirseland zeigt, dass diesem zumindest *eine Methode und eine Haltung* („Theorie“) zu Grunde liegen, für deren Vermittlung Hirseland unterschiedliche (Vermittlungs-)Praktiken nutzt. Bei der Suche nach thematisch relevanten Sequenzen für die Interpretation ergab sich die Vermutung, dass sie auf bestimmte *komunikative Strategien*⁵ zurückgreift, wenn sie an Grenzen der Vermittlung in Bezug auf theoretische Inhalte stößt.⁶ Eine weitere Hypothese, die sich aus der Analyse dieses Materials, jedoch *außerhalb* von Unterrichtssituationen, beispielsweise aus Gesprächen zwischen Susanne Hirseland und Teilnehmenden ergibt, ist die, dass es eine ‚*On-Stage-Hirseland*‘ und eine ‚*Off-Stage-Hirseland*‘ gibt, die sich im Gespräch mit einzelnen Personen unterschiedlich zeigt.

Diese Vermutungen basieren auf der Analyse des fremderhobenen ethnographischen Materials (vgl. Fußnote 3), was bedeutet, dass ich zu meinem Forschungsfeld *auf Distanz* geblieben bin. Um jedoch die Denkweise des Anderen erfassen zu können und vorschnelle Schlüsse möglichst zu vermeiden, spielt die Teilnahme am Geschehen und die Beobachtung aus nächster Nähe eine wesentliche Rolle (vgl. Honer 1993, S. 36). Drei Beispiele sollen die *Bedeutung der Annäherung und Beobachtung aus nächster Nähe* für meinen Forschungsprozess und Erkenntnisgewinn verdeutlichen:

Beispiel 1: Haltung

Das Kommunikationskonzept sieht für den Anwender vor, empathisch und authentisch zu sein, und setzt eine wertschätzende, akzeptierende und respektvolle Haltung voraus.⁷ Anhand des Unterrichtsmaterials und meiner *beobachtenden Teilnahmen* an den Schulungen von Susanne Hirseland ergibt sich der Eindruck, dass sie diese für die Anwendung ihres Konzepts geforderte charakteristische Haltung bei dessen Vermittlung aktiv einzunehmen versucht. Im Kontrast der

5 „Strategie“ ist hier im Sinne eines „sensitizing concept“ (Blumer 1954; Denzin 1970) gemeint. Man könnte „Strategie“ in diesem Kontext auch als „Ethnokategorie“ (Günthner und Knoblauch 1994, S. 704) bezeichnen.

6 Exemplarisch hierfür sind diverse Ausweichstrategien, wie: die Fragenden hinzuhalten, Antworten zu vertagen, auszuweichen und zwischen den Themen zu springen, Witze zu erzählen, zu übertreiben und zu vergleichen sowie skurril und provokant erscheinende Beispiele zu nennen.

7 Vgl.: Interviewtranskript_Susanne Hirseland_311013, S.5/Z. 255, S. 7/Z. 213, S.18/Z.610.

Eindrücke in *On-Stage-Unterrichtssituationen* zu denen in *Off-Stage-Situationen* – zum Beispiel in Pausen, *unter vier Augen* oder bei einem gemeinsamen Spaziergang – erfahre ich ihre Einschätzung gegenüber bestimmten Teilnehmerinnen, die „*keinen Bock haben*“, „*motzig*“ seien und „*oft nicht das Niveau zur Teilnahme an einem Aufbaukurs mitbringen*.⁸ Und sie beschreibt beispielsweise außerhalb des Unterrichts das Nähebedürfnis von Menschen mit Demenz anhand ihrer eigenen Erfahrungen in der Begegnung mit einer dementen Frau mit den Worten, dass diese „*den ganzen Tag an der [ihrer] Schürze*“ hinge und sie, die Frau „*nicht mehr los*“ werde.⁹ Die daraus für mich resultierende Ambivalenz, *On-Stage* wertschätzende Worte, *Off-Stage* hingegen abwertend wirkende Worte zu hören, registrierte ich wiederholt, was mich dazu veranlasst, die Bedeutung der im Konzept geforderten wertschätzenden Haltung und Authentizität zu ergründen: Während eines Interviews in heimeliger Atmosphäre in Hirslands Wohnzimmer bittet sie mich zeitweise, das Gespräch nicht aufzuzeichnen. Während sie *On-Stage*, also während das Tonband läuft, in wohlwollend und verständnisvoll wirkender Art mit mir kommuniziert, erlebe ich nach ihrer Bitte, das Tonband auszuschalten, eine mir bisher unbekannte Hirseland, die mir vorwirft, ihr unverständliche und nicht vereinbarte Interviewfragen zu stellen, was in mir ein Gefühl der Befremdung, der Betroffenheit und des Unbehagens auslöste.¹⁰ Diese beispielhaft genannten Emotionen gilt es mithin einzuordnen und als weitere Erkenntnisquelle nutzbar zu machen, um die Perspektive Hirslands und – mittels kontrollierter theoretischer Reflexion und „*in einer Haltung des prinzipiellen Zweifels*“ (Soeffner und Hitzler 1994, S. 52) – den Sinn ihrer Aussagen zu verstehen.

Beispiel 2: Expertise und Konsistenz

Während meiner Beobachtungen als Teilnehmerin der Schulungen traten Situationen auf, in denen mich Hirslands Reaktionen in ihrer Funktion als Expertin und Vermittlerin auf Fragen von Teilnehmenden dazu veranlassten, ihre demenzspezifische Expertise zu hinterfragen. Beobachtungen von *Off-Stage-Situationen außerhalb des Unterrichts* können herangezogen werden, um aus *On-Stage-Interaktionen* resultierende Unbestimmtheiten zu klären bzw. besser zu verstehen.

8 Vgl.: xxx_Aufbaukurs II_Tag 1_Memo_Mittagessen und Spaziergang mit Susanne Hirseland_101011.

9 Vgl.: Interviewtranskript_Gruppendiskussion_01.03.2013, S. 26/Z.1 ff.

10 Vgl.: „Memo_nach_Interview“ mit Susanne Hirseland am 30.10.2013.

Hirseland scheint beispielsweise das Telefongespräch mit einem Neurologen während einer Pause dafür zu nutzen, von diesem eine Antwort auf im Unterricht aufgeworfene Fragen zu erhalten. Auch die Analyse der angesprochenen (*On-Stage*)-Interviewsituation lässt Zweifel an ihrer Expertise bezüglich der theoretischen Fundierung des Konzeptes aufkommen, da mich Hirseland bittet, in jener Situation keine Aufzeichnungen zu machen, in der ich Nachfragen zu von ihr zuvor als elementar für das Konzept genannten Begriffen¹¹ stelle. Während sie Fragen bei laufendem Tonband beinahe schematisch wirkend beantwortet und auf mir bereits wortwörtlich bekannte Phrasen aus den selbst- und fremderhobenen ethnographischen Unterrichtsdaten zurückgreift, erlebe ich *Off-Stage* eine zunächst vorwurfsvolle, dann jedoch verunsicherte und verletzlich wirkende Hirseland, die auf solch „tiefe, fundamentale und beinahe philosophische Fragen“ in ihrer jetzigen Verfassung nicht antworten könne, weil sie völlig erschöpft sei und ihre Stimme bereits merklich und in Kürze gänzlich versagen werde.¹² Erneut deutet sich in Bezug auf mögliche Interpretationen an, dass der *vertraulichere Kontakt* dazu führt, Hirslands *On-Stage-Handlungen* besser einschätzen zu können.

Beispiel 3: Wirkung

Als Teilnehmerin der Schulungen selbst ins Feld zu gehen, brachte ein weiteres Datum, das aus der Analyse des fremd erhobenen Materials bisher nicht hervorgegangen war: Im Rahmen meiner beobachtenden Teilnahmen fühlte ich mich durch Hirslands (2011)¹³ positive Bemerkungen geschmeichelt, was in mir Zuneigung und Sympathie ihr gegenüber erweckte. Sie hob beispielsweise vor der Gruppe die „unglaubliche Strahlkraft“ meiner Augen hervor und resümierte, dass man mich einfach anschauen müsse, da meine Präsenz enorm sei und ich eine Gabe habe, mit Menschen in Kontakt zu treten. Über diese Komplimente hinaus bot sie mir im Zweiergespräch an, eine Trainerausbildung zu absolvieren, was durch die bestehenden Aufnahmekriterien als Privileg und Zutrauen in mich als Person und meine Kompetenzen als Vermittlerin ihres Konzeptes anzusehen sei. Insbesondere ihr Vorschlag, gemeinsam essen zu gehen, sowie Einladungen zu einer Party bei ihr zu Hause, zu einem Treffen im Café und zu einer Schneewanderung führten zu

11 Diese Reaktion von Susanne Hirseland erfolgte beispielsweise auf meine Nachfrage, was „Personsein“ für sie bedeute (vgl. Interviewtranskript_Susanne Hirseland_311013, S.9/Z. 286).

12 Vgl.: „Memo_nach_Interview“ mit Susanne Hirseland am 30.10.2013.

13 Vgl.: „Memo_Aufbaukurs_Teil II“ bei Susanne Hirseland am 10.10.2011.

einer *freundschaftlichen Annäherung* (vgl. ebd.), die den *Grad meiner Involviertheit* erhöhte und mir das Gefühl gaben, über die Nähe des Kontaktes und die Art der Beziehung weithin entscheiden zu müssen. Hierdurch erlebte ich, dass meine bisherige *Balance aus Involviertheit und Distanz* in Frage gestellt wurde. Die einstige *On-Stage-Perspektive*, in der ich Hirseland als Trainerin erlebte, wurde somit nach und nach durch *Off-Stage-Forschung* außerhalb des Unterrichts erweitert. Durch Gespräche im Café, einem ‚Casting‘ bei ihr Zuhause, durch Telefonate und weitere Begegnungen erfuhr ich Themen, Einstellungen, Gedankengänge und Vorhaben von ihr, die mir zuvor nicht zugänglich gewesen waren. Und ich erfuhr auch – und das scheint mir für mein Forschungsvorhaben von besonderer Bedeutung – welche, am ehesten mit „Ausstrahlung“ zu beschreibende – Wirkung, Susanne Hirseland in der Kommunikation sowohl auf mich im persönlichen Kontakt als auch auf die Teilnehmer und Teilnehmerinnen ihrer Kurse hat.

Rolle 2: Konzeptevaluierende Ethnographin

Parallel zu meiner Rolle als ethnographische „*Rekonstrukteurin*“, aus der sich eine *fast freundschaftlich anmutende Beziehung* zu Hirseland entwickelt hatte, ließ sich in unserem Forschungsprojekt beobachten, wie Mitarbeitende das erlernte Kommunikationskonzept in den untersuchten Einrichtungen anwenden und wie das, was sie umsetzten, auf Menschen mit Demenz wirkt. Die Analysen ergaben, dass der Theorie-Praxis-Transfer des Konzeptes in seiner methodischen Vollständigkeit – so weit dies eingeschätzt werden kann – in den von uns untersuchten Einrichtungen nicht gelingt und offenbar auf Hindernisse stößt. Auf die öffentliche Präsentation der vorläufigen Ergebnisse reagierte Susanne Hirseland mit einem für unser Forschungsteam überraschenden Schreiben¹⁴, in dem wir mit dem Vorwurf der unlauteren Forschung und der Androhung rechtlicher Schritte konfrontiert wurden. Angebote für klärende Gespräche wurden von Hirseland abgelehnt, weswegen auch meine Beziehung zu ihr im Kontext des Dissertationsprojektes plötzlich zweifelhaft wurde. Die für einen weiteren Erkenntnisgewinn erforderliche und bis dato eingegangene *Nähe* schien durch die vorwurfsvollen und anschuldigenden Reaktionen Hirslands gefährdet. Um die bis dahin aufgebaute Beziehung in jener brisant erscheinenden Situation nicht abzubrechen, sondern den Kontakt auch weiterhin aufrechtzuerhalten, versuchte ich das anfänglich als unbequem und hinderlich empfundene Schreiben ebenfalls als bedeutungsvolles

14 Vgl.: Schreiben von Susanne Hirseland am 22.03.2013.

Forschungsdatum zu verstehen, mich auf die Reaktionen Hirslands einzulassen und diese analytisch distanziert zu betrachten. Die *Bedeutung der kognitiven Distanz* konnte ich hierbei beispielhaft erfahren, denn die *Bedeutung der emotionalen Nähe* zur Protagonistin im Feld und die Schwierigkeit, zwischen möglichst großer Alltagsnähe und ausreichender Distanz zur Wahrung akademischer Integrität zu balancieren (vgl. Hegner 2013, Abs. 7; Berger et al. 2009, S. 11), habe ich dann wiederum in dem Interview, das einige Wochen nach Erhalt des Briefes stattfand, eindrücklich erlebt¹⁵:

Rolle 1 und Rolle 2: Konzeptrekonstruierende und konzeptevaluierende Ethnographin

SH: Wo bist du da eigentlich einzuordnen?

CK: Wie meinst du, wo bin ich einzuordnen?

SH: In der Evaluation.

CK: Es ist ja noch nicht ganz abgeschlossen.

SH: Und während der Auswertungsphase, warst du dabei, nicht dabei?¹⁶

Die physiologischen Reaktionen, die sich in jenem kurzen Ausschnitt bei mir als Hitzgefühl, „Kloß im Hals“ und vibrierender Herzschlag bemerkbar machten, verdeutlichen, dass Ethnographinnen und Ethnographen nicht nur *rational* und *emotional*, sondern auch *körperlich* in ihr Feld *involviert* sind. In dieser Situation kollidieren meine beiden Rollen. Das Interview führte ich (insbesondere) in der Rolle der konzeptrekonstruierenden Ethnographin, Hirsland verlangt jedoch eine Einschätzung bezüglich meiner Rolle als Forscherin im evaluierenden Forschungsprojekt. Eine Antwort auf die *Frage nach einer Positionierung*, die grundsätzlich zum Repertoire der wissenschaftlichen Auseinandersetzung gehört (vgl. Hegner 2013, Abs. 13) und die, dem methodischen Anspruch, Nähe zum Feld herzustellen ohne analytische Distanz zu verlieren, inhärent ist (vgl. Berger et al. 2009, S. 11), wird hier explizit von Seiten des Feldes eingefordert. Sinnliche Erfahrungen haben eine wachsende Bedeutung im Kontext der Ethnografie (vgl. Hegner 2013, Abs. 8). Zum Beispiel nutzt der Forscher im methodischen Konzept der Leiblichkeit auch

15 Der folgende Auszug aus dem Interview mit Hirsland bezieht sich auf jene einleitend angedeutete Situation, die mir die Ambivalenz, in eine persönliche Beziehung zur Beforschten eingebunden zu sein und verschiedene Forscherinnenrollen zu vereinen, verdeutlichte.

16 Vgl.: „Memo_nach_Interview“ mit Susanne Hirsland am 30.10.2013.

seinen Körper als Instrument der Erkenntnisgewinnung (exemplarisch Wacquant 2003). Inwiefern meine (körperlichen) Reaktionen zum Erkenntnisgewinn für den Forschungsgegenstand von Bedeutung sind und wie ich damit umgehen kann, sind hierbei wesentliche Fragen. Denn jene als sehr emotional erlebten Momente können zu ernst zu nehmenden persönlichen Konflikten und Dilemmata des Forschers und der Forscherin werden. Sie können jedoch auch wesentliche Momente für einen Erkenntnisgewinn und für die Methodendiskussion sein, die ich wiederum für mein Verständnis von Ethnographie heranziehe.

Erkenntnisgewinn und Dilemmata

Erkenntnisgewinn der Nähe und Distanz beim ethnographischen Forschen

Die Distanz, die ich zunächst im Rahmen der Rekonstruktion als „Lehnstuhl-Ethnographin“ hatte, veränderte sich in der Art, wie ich in Kontakt zu meinem Forschungsfeld trat. Eine Auseinandersetzung damit, inwiefern die Einladung zu einer privaten Party den Beginn einer Freundschaft markiert, wer welches Verständnis von „Freundschaft“ hat und was der Begriff „Freundschaft“ überhaupt bedeutet, erfolgt an dieser Stelle nicht. Dass jedoch im Verlauf der Ethnographie aus der Forscher-Beforschten-Beziehung auch eine *freundschaftliche Beziehung* entstehen kann und mitunter die Durchführung von Feldforschungen erst ermöglicht, ist nicht selten. Allerdings wird die Bedeutung und das Verständnis von Freundschaften während der Feldforschung bisher vernachlässigt (vgl. bereits Beer 1998).

Wie oben vermerkt, beabsichtige ich, das Kommunikationskonzept anhand den Aussagen und Praktiken seiner Gründerin und Vermittlerin zu untersuchen. Bisher deutet sich an, dass sich die Datenqualität in dem Maße verbesserte, in dem ich die Gründerin Susanne Hirsland auch über Schulungssituationen hinaus kennen lernte und mich in ihr ‚Lebensfeld‘ begab. Es zeichnet sich auch ab, dass durch ein intensiveres *sich Einlassen* hinsichtlich Vertrauen, Vertrautheit (vgl. Honer 1993, S. 57) und Nähe eine andere, um Dimensionen erweiterte Datenqualität erzeugt werden kann, deren Analyse Hirslands Handlungsabläufe, Deutungsschemata und Haltung in Bezug auf das zu rekonstruierende Konzept verständlicher und ihre Wirkung, die sie auf mich und andere hat, nachvollziehbarer machen. Durch das Einlassen veränderten sich jedoch nicht nur meine Datenqualität und meine Deutungskompetenz, sondern auch meine emotionale Verstrickung und meine inneren Konflikte als Ethnographin:

Dilemmata der Nähe und Distanz beim ethnographischen Forschen

Obwohl die von mir als besonders intensiv erlebte Interviewsituation kurz ist, manifestieren sich darin unterschiedliche sich überschneidende Dilemmata, in denen ich mich nicht nur situativ, sondern im gesamten Forschungsprozess immer wieder gefangen fühlte und fühle:

a. Moralisches Dilemma

Vertraut mit forschungsethischen Regeln und persönlichen Wertvorstellungen liegt mir nahe, Susanne Hirseland als den zu beforschenden Gegenstand zu betrachten und sie dabei gleichzeitig als Person zu behandeln, der ich vorbehaltlos mit Achtung begegne. Ein damit verbundener Konflikt ist, dass die Nähe, Sympathie und Verbundenheit, die mir forschungsrelevante Erkenntnisse im Rahmen meiner Dissertation liefern, der Beforschten in Bezug auf ihr entwickeltes Konzept, und damit ggf. auch in wirtschaftlicher Hinsicht, schaden können. Durch das *Mindestmaß an sozialem Kontakt*, das durch die beobachtende Teilnahme entsteht, existiert nicht nur eine zwischenmenschliche Verantwortung und der Takt, das Gesicht des anderen zu wahren (Goffman 1967), sondern auch ein Druck auf den Forscher, mit der Person nur in dem Maße zu sympathisieren, in dem analytische Distanz weiterhin gewahrt werden kann. Die Suche nach einer Antwort auf die Frage, *welcher Grad der Involviertheit* moralisch der richtige ist, ist folglich auch die Frage, in welchem Rahmen es gerechtfertigt ist, zwischenmenschliche Beziehung zu nutzen, um *wissenschaftliche Motive zu befriedigen*.

b. Loyalitätsdilemma

Dieses Dilemma erwächst konkret aus dem Zwiespalt zwischen dem uneingeschränkten Bekenntnis zu meiner Funktion als „ethnographische Evaluatoren“ in unserem Forschungsprojekt auf der einen Seite und der Verbundenheit mit Hirseland auf der anderen Seite. Das Loyalitätsempfinden gegenüber meinen Kollegen im Projekt und gegenüber Hirseland prallen aufeinander und stellen mich vor das Problem, mich – je nach Antwort – gegenüber der einen Partei weniger loyal zu verhalten als gegenüber der anderen. Ein denkbarer Ausweg wäre beispielsweise, aus forschungspraktischen Überlegungen zu lügen, womit das Loyalitätsdilemma von einem moralischen Dilemma abgelöst würde.

c. Identitätsdilemma

Bei der Frage nach der eigenen Stellung im Feld resultiert ein Dilemma aus den Erwartungen von wissenschaftlicher Seite, u. a. verkörpert durch meine Projektgruppe, und den Erwartungen der Beforschten an mich. Die teilweise unausgesprochenen Erwartungen beider Seiten zwingen mich, verschiedene Rollen einzunehmen. Den Eindruck, den ich gegenüber Hirseland von mir erzeugen möchte, orientiert sich an meinen Annahmen darüber, was sie von mir erwartet (vgl. Goffman 1967) und wovon ich weder Nachteile für meine Beziehung zu ihr, noch Nachteile für mein Standing im wissenschaftlichen Kontext befürchte. Die Gratwanderung zwischen ‚sich wirklich voll und ganz einzulassen‘ und lediglich ‚vorzugeben, sich darauf einzulassen‘, der Reiz, einen möglichst intensiven, persönlichen und gar freundschaftlichen Kontakt mit dem *Anderen* einzugehen und trotzdem ausreichend Objektivität zu bewahren, sowie die Angst, dass die gesendeten Signale als nicht authentisch, sondern absichtsvoll, nämlich mit der Absicht, den Erwartungen der Welt der Wissenschaft zu entsprechen, von Hirseland erkannt werden könnten, können hierbei zu einem forschungsrelevanten, aber insbesondere zu einem persönlichen Konflikt werden, der bis zum Verlust einer Freundschaft führen kann.

d. Abgrenzungsdilemma

Dieses Dilemma erwächst einerseits aus der Entscheidungsfindung zwischen meinen Interessen für die Dissertation und den Interessen der Projektgruppe. Teammitglieder sehen beispielsweise ein bestimmtes Bild von Hirseland bestätigt, was mich in meiner Offenheit und meiner Loyalität ihr gegenüber beeinflussen kann. Vice versa können meine im Rahmen der Arbeit an der Dissertation gewonnenen Erkenntnisse die Resultate im Rahmen des Projektes beeinflussen. Das Dilemma, sich als Ethnographin von zwei unterschiedlichen, sich thematisch jedoch teilweise überschneidenden Projekten immer wieder systematisch zu befremden (vgl. Hirschauer und Amann 1997, S. 22ff.), um vorschnelle Vereinnahmungen zu vermeiden, möglichst wertneutral zu beschreiben und gleichzeitig die eigens hervorgebrachten Erkenntnisse im Rahmen der Dissertation von denen des Projektes abzugrenzen, erlebe ich als Herausforderung und Zwiespalt.

e. Geteiltes (Interessen-) Dilemma

Ein anderes Dilemma kann sich aus der Situation heraus ergeben, dass Hirseland die Gründerin eines Kommunikationskonzeptes ist, das als Waren- bzw. Dienstleistungsmarke eingetragen und „geschützt“ ist und auf einem Fort- und Weiterbildungsmarkt gehandelt wird. Ihre Kontaktfreudigkeit und ihr Interesse an mir können möglicherweise auch aus der Absicht nach wissenschaftlicher Bekräftigung,

Aufarbeitung und evaluatorischem Wohlwollen gegenüber ihrem Konzept bestehen. Die methodisch-methodologisch gewollte *Nähe* kann in dem Maße zum Problem werden, in dem meine Idiosynkrasien und Relevanzen aus zwischenmenschlichen, lukrativen und anderen Gründen auf die Probe gestellt werden. Eine Gefahr, die sich dahinter verbirgt, ist, mich vorzugsweise von erkenntnisrelevanten Implikationen zu Gunsten einer Instrumentalisierung zu distanzieren und mich – in Loïc Wacquants Worten zu sagen – von „meinem Objekt verführen“ (2003, S. 10) zu lassen.

In dem Maße, wie ich entscheide, von Hirseland wahrgenommen werden zu wollen, um meine Ziele zu erreichen, ist sie möglicherweise ebenfalls bestrebt, zu entscheiden, welchen Eindruck sie bei mir erzeugt, um herauszufinden, wo sie mich verorten kann, um *ihre* Ziele zu erreichen. So gesehen stecken wir in einem vergleichbaren Dilemma mit unterschiedlichen Interessen: Hirseland bangt um die Legitimität ihres Konzeptes und bringt mich in eine Position, in der ich ihr nicht schaden kann, während ich besorgt bin hinsichtlich der Frage, wie legitim unsere wissenschaftlichen Erkenntnisse sind und wie legitim es ist, als Wissenschaftlerin zu versuchen, mich so zu positionieren, dass ich beiden Seiten gerecht werde.

Umgang mit den Dilemmata

Durch die von Anfang an klar definierte Rolle als Forscherin mit einem offen gelegten Erkenntnisinteresse wurden viele der dargestellten Dilemmata zwar nicht gänzlich verhindert, aber abgeschwächt. Die Nähe, die Susanne Hirseland zulässt, kann so zu einer von ihr im Bewusstsein der Forscherin-Beforschten-Situation getroffenen Entscheidung und somit auch zur Entlastung für die Ethnographin werden.

Was die Auflösung der Dilemmata erschwert, ist, dass Hirseland als Gründerin eines emotionsorientierten Kommunikationskonzeptes auch als emotionsorientierte Kommunikationsexpertin begriffen werden kann und ich somit vor der Herausforderung stehe, einzuschätzen, ob sie das Selbst ist, das in der Interaktion für mich sichtbar wird, oder das Selbst, das diese Sichtbarkeit steuert (vgl. Goffman 1967). Unterscheiden zu können, inwiefern Hirseland ‚nur performt‘ oder aber ‚authentisch ist‘, scheint mir jedoch relevant zu sein für die Analyse des Kommunikationskonzeptes, das darauf basiert, eine wertschätzende, akzeptierende und respektvolle Haltung einzunehmen und dabei empathisch und authentisch zu sein.

Mit Blick auf die zugrundeliegenden und neu aufgekommenen Forschungsfragen versuche ich daher, meine Dilemmata, die durch das Sammeln sowohl von Performanz- bzw. Selbstdarstellungs-Daten in *On-Stage-Situationen*, als auch von Handlungs-Daten in *Off-Stage-Situationen* durch aktive Teilnahme, Beobachtung und somit *Nähe* aufgekommen sind, so zu verstehen, dass deren Analyse dazu

beiträgt, die Relevanzen von Hirseland besser zu erkennen. Das Kommunikationskonzept und die hier von Hirseland vermittelte (und praktizierte) Haltung („Theorie“) kann man meines Erachtens letztlich nur dann in ihrem tieferen Sinn verstehen und erklären, wenn man sich durch aktive Teilnahme und Beobachtung *existenziell* auf die Nähe zu Hirseland einlässt und die dadurch ausgelösten eigenen Reaktionen – so auch die daraus resultierenden dargestellten Dilemmata – in die Analyse kontrolliert mit einbezieht.

Ethnographisches Selbstverständnis

Die von Hegner aufgeworfene Frage, wo die Grenzen der Annäherung an die zu Beforschenden zu ziehen sind und wie viel Nähe – ggf. bis zur *Freundschaft* – man sich selbst erlauben kann und notwendig ist, ohne akademische Integrität einzubüßen (vgl. 2013, Abs. 7), handelt von jenem methodisch ambivalenten Aspekt, der, über meine Antwort in der Interviewsituation hinaus, mein ethnographisches Selbstverständnis widerspiegelt:

Eine Ausgangsüberlegung meines Forschungsinteresses bestand darin, wie es mir gelingen kann, eine Art und Qualität von Daten zu erzeugen, anhand derer die Relevanzen, das Wissen und die Praktiken von Susanne Hirseland in ihrem typisch gemeinten Sinn rekonstruierbar und verstehbar werden (vgl. Hitzler 2000, S. 22). Über die allgemeingültigen ethnographischen Methoden hinaus, kann die *Involviertheit des Forschers und der Forscherin* als ein zusätzlicher Kanal des Verstehens betrachtet werden, der in Entwürfe rekonstruktiv-hermeneutischer Möglichkeitsmodelle der Handlungsabläufe und der Handelnden einfließen kann (vgl. Soeffner und Hitzler 1994, S. 34). Denn „welche Methoden wir auch immer anwenden, [wir sind] keine wandelnden Messinstrumente ohne Leiblichkeit und ohne ein emotionales und kognitives ‚Innenleben‘“ (Soeffner im Interview, geführt von Reichertz 2004, Abs. 40). Der analytische Wert und der methodologische Nutzen des „emotionalen Innenlebens“ für das Verstehen des Anderen (vgl. Senge und Schützeichel 2013), insbesondere in emotional intensiven Momenten (vgl. Berger et al. 2009, S. 18), wie die von mir als so erlebte Interviewsituation, hängt davon ab, welche Haltung ich als Forscher dazu einnehme und wie ich damit umgehe. Wenn es mir um die adäquate, subjektiv interpretierte Rekonstruktion des Sinns der untersuchten Lebenswelt geht (vgl. Schütz 1974), kann die (*emotionale*) Nähe, bedingt durch die Teilnahme am Geschehen und durch den Versuch, sich

einen praktischen Habitus¹⁷ anzueignen, zu den von mir dargestellten Konflikten führen. Gelingt es mir, mich dann jedoch auch wieder *reflexiv und kontrolliert* vom Geschehen zu *distanzieren*, um die aus diesem gewonnenen Daten rational zu analysieren (vgl. Soeffner und Hitzler 1994, S. 8; Honer 1993, S. 43), stellt dies ein Qualitätskriterium für den ethnographischen Wissensgewinn dar und kann insbesondere zu neuen Erkenntnissen führen. Das Wahrnehmen der eigenen Reaktionen und das Erkennen der Dilemmata erachte ich hierbei als wichtige Aspekte dieses Reflexionsprozesses. Die emotionale Bindung birgt vielleicht die Gefahr, sich darin zu verstricken. Sie birgt jedoch auch die Möglichkeit, eine Art und Qualität von Daten zu erzeugen, welche das Verständnis des „kognitiven Innenlebens“ von Susanne Hirsland vertiefen können. Allgemeiner formuliert: Die emotionalen Verwicklungen der Ethnographin bzw. des Ethnographen (dabei, mehrere Rollen zugleich einzunehmen) können – als Teil eines wissenschaftlichen Resultates – *den Deutungen Anderer und immer wieder neuen Deutungen* ausgesetzt werden, um das „Gegenüber“ (und auch sich selber) in unserer komplexen Welt in seiner Komplexität zu verstehen und für methodische und theoretische Erkenntnisse im Kontext der Feldforschung zu nutzen. Keine handlungsanleitenden Regeln gibt es jedoch für die moralischen, emotionalen Auswirkungen der Dilemmata. Damit muss jeder Forscher und jede Forscherin vielmehr *selbst* umzugehen lernen.

Literatur

- Bartholomeyczik, S., Halek, M., Sowinski, C., Besselmann, K., et al. (2006). Rahmenempfehlungen zum Umgang mit herausforderndem Verhalten bei Menschen mit Demenz in der stationären Altenhilfe. Bundesministerium für Gesundheit (BMG). Witten.
- Beer, B. (1998). Freundschaft als Thema der Ethnologie. Zeitschrift für Ethnologie 123, 191–213.
- Berger, P., Berrenberg, J., Fuhrmann, B., Seebode, J., & Strümpell, C. (Hrsg.). (2009). Feldforschung. Ethnologische Zugänge zu sozialen Wirklichkeiten. Berlin: Weissensee.
- Bergmann, J. (2011). Qualitative Methoden der Medienforschung – Einleitung und Rahmung. In: J. Bergmann, & R. Ayaß (Hrsg.), Qualitative Methoden der Medienforschung – Einleitung und Rahmung (S. 13–41). Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with social theory? American Sociological Review 18, 3–10.
- Denzin, N. K. (1970). The research act in sociology. Chicago: Aldine.

17 In Anlehnung an Bourdieu geht Anne Honer davon aus, dass ein Sozialforscher die Perspektive seines Gegen-Standes besser versteht, wenn er über die symbolische Logik wissenschaftlicher Theorie hinaus auch die praktische Logik der alltäglichen Praxis seines jeweiligen Untersuchungsfeldes praktisch beherrsche und sich somit einen praktischen Habitus aneigne (1993, S. 43).

- Eberle, T. (1984). Sinnkonstitution in Alltag und Wissenschaft. Der Beitrag der Phänomenologie an die Methodologie der Sozialwissenschaften. Bern: Paul Haupt.
- Garfinkel, H. (1984). Studies in ethnomethodology. Cambridge: Polity Press.
- Glaser, B. G. (1978). Theoretical sensitivity. Advances in the Methodology of Grounded Theory. Mill Valley, CA: Sociology Press.
- Goffman, E. (1967). Embarrassment and Social Organization. In: ders. (Hrsg.), *Interaction Ritual. Essays on Face-to-Face Behavior* (S. 97–113). Garden City: Anchor Books.
- Günthner, S., & Knoblauch, H. (1994). „Forms are the food of faith“: Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. *Kölner Zeitschrift für SozPsych* (46)4, 693–723. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-49397>. Zugegriffen: 22. Februar 2014.
- Hegner, V. (2013). Vom Feld verführt. Methodische Gratwanderungen in der Ethnografie [40 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 14(3), Art. 19. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1303197>. Zugegriffen: 07. Dezember 2013.
- Hirschauer, S., & Amann, K. (1997). Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hitzler, R. (1999). Welten erkunden. Soziologie als (eine Art) Ethnologie der eigenen Gesellschaft. In: U. Beck, & A. Kieserling (Hrsg.), *Ortsbestimmungen der Soziologie: Wie die kommende Generation Gesellschaftswissenschaften betreiben will* (S. 141–150). Baden-Baden: Nomos.
- Hitzler, R. (2000). Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnographie. In: W. Lindner (Hrsg.), *Ethnographische Methoden in der Jugendarbeit. Zugänge, Anregungen und Praxisbeispiele* (S. 17–31). Opladen: Leske+Budrich.
- Hitzler, R. (2007). Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung [31 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 8(3), Art. 4. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs070344>. Zugegriffen: 05. Dezember 2013.
- Hitzler, R. (2009). Ethnographie. In: R. Buber, & H. Holzmüller (Hrsg.), *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen* (S. 207–218). Wiesbaden: Gabler.
- Hitzler, R., & Honer, A. (1991). Qualitative Verfahren zur Lebensweltanalyse. In: U. Flick (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen* (S. 382–385). München: Psychologie Verlags Union.
- Honer, A. (1993). Lebensweltliche Ethnographie. Ein explorativ-interpretativer Forschungsansatz am Beispiel von Heimwerker-Wissen. Wiesbaden: DUV.
- Mey, G., & Mruck, K. (2009). Methodologie und Methodik der Grounded Theory. In: W. Kempf, & M. Kiefer (Hrsg.), *Forschungsmethoden der Psychologie. Zwischen naturwissenschaftlichem Experiment und sozialwissenschaftlicher Hermeneutik* (S. 100–152). Berlin: Regener.
- Neidhardt, F. (1983). Themen und Thesen zur Gruppensoziologie. *Kölner Zeitschrift für SozPsych* SH 25, 12–34.
- Reichertz, J. (2004). Das Handlungsrepertoire von Gesellschaften erweitern. Hans-Georg Soeffner im Gespräch mit Jo Reichertz [65 Absätze]. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 5(3), Art. 29. <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0403297>. Zugegriffen: 03. Januar 2014.
- Schütz, A. (1953). „Common-Sense and Scientific Interpretations of Human Action“. *Philosophy and Phenomenological Research* 14, 1–37.

- Schütz, A. (1974). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Senge, K., & Schützeichel, R. (Hrsg.). (2013). *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Wiesbaden: Springer.
- Soeffner, H-G., & Hitzler, R. (1994). Hermeneutik als Haltung und Handlung. Über methodisch kontrolliertes Verstehen. In: N. Schröer (Hrsg.), *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Wege zu einer hermeneutischen Wissensoziologie* (S. 28–55). Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Strauss, A. L., & Corbin, J. M. (1996). *Grounded theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Wacquant, L. (2003). Leben für den Ring: Boxen im amerikanischen Ghetto. Konstanz: UVK.
- Wacquant, L. (2011). Habitus as topic and tool: Reflection on becoming a prize fighter. *Qualitative Research in Psychology* 8, 81–92.
- Weber, M. (1976). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr/Siebeck.

Ethnographische Gameness

Reflexionen zu extra-methodologischen Aspekten der Feldarbeit im Rockermilieu

Christian J. Schmid

Wider die illusio? – Die methodologische Unter- und Vielbestimmtheit ethnographischen Forschens

Die Möglichkeit, hier meine Erfahrungen mit und meine Ideen zu methodischen Aspekten explorativ-interpretativer Forschung darzulegen, verdanke ich weniger der Zuschreibung als anerkannter Experte der Methodologie und Methodik ‚qualitativer‘ Sozialforschung. Was meine Sprecherposition legitimiert, ist nicht mehr und nicht weniger, als dass ich mit großem Engagement unter schwierigen Umständen jahrelang das gemacht habe, worüber ich jetzt schreiben werde: ethnographische Feldarbeit. Dazu theoretisiere ich nicht nur *oder* lasse meinen Worten Beschreibungstaten folgen, sondern vice versa.

In meinem bisherigen Forscherleben habe ich mich mit zwei Themen(-feldern) bzw. Organisationstypen beschäftigt: Hochschulen und Rockerclubs. Als Hochschul-Organisationsforscher bin ich ‚existenziell‘ mit meinem Forschungsgegenstand verquickt, weil ich nicht nur zu und über Universitäten forsche, sondern selbst aktives und damit direkt betroffenes Hochschulmitglied bin. Zudem konnte ich auch meine allgemeine Sichtbarkeit als Wissenschaftler und damit meine Karrierechancen bisher stärker über diese Forschung generieren (z. B. Wilkesmann und Schmid 2011, 2012a, 2012b). Im Vergleich dazu erforderten und forderten meine ethnographischen Erkundungen der Rocker ein *persönlicheres*, „existenzielles Engagement“ (Honer 2012), welches ich in diesem Aufsatz thematisiere. Im Folgenden argumentiere ich auf Grundlage meiner *hoch partikularen* Forschungserfahrungen im devianten Rocker-Milieu. Trotzdem, oder gerade damit, will ich den Leser¹ dazu auffordern, darüber nachzudenken, wie (bedingt)

1 Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit sowie der Tatsache, dass in Rockerclubs qua Satzung nur Männer Mitglieder werden dürfen, wird auf die zusätzliche Formu-

verallgemeinerungsfähig meine (Selbst-)Beobachtungen, Beschreibungen und methodologischen Schlussfolgerungen auch für andere Untersuchungsfelder sind.

Die provokative Programmatik dieses Beitrages ist meiner prinzipiellen Des-Illusionierung zum pragmatischen Gebrauchswert der Methoden-Literatur geschuldet und funktioniert stilistisch nur im schonungslosen Rückgriff auf Polemiken, Verallgemeinerungen, Auslassungen sowie der (imagegefährdenden) Selbst-Heroisierung aber auch Selbst-Stigmatisierung des Autors.²

„Sie mögen darauf aus sein, die Kräfteverhältnisse in diesem Feld umzustürzen, aber genau damit erweisen sie den Einsätzen ihre Anerkennung, sind sie nicht indifferent“ (Bourdieu 1998, S. 142).

Methodologie in Theorie und (Nahkampf-)Praxis

Meine Studien zu Rockerclubs begannen bei meiner Qualifikationsarbeit zum Diplom-Soziologen zunächst mit einer Serie von Interviews (Schmid 2006, 2012). Dabei blieb es, entgegen der ursprünglichen Planung, aber nicht – zum einen, weil dieses Feld ein ‚Schlaraffenland‘ ist, in welchem sich organisationssoziologische Fragestellungen pointiert illustrieren und re-formulieren lassen; zum anderen, weil sich mir Gelegenheiten boten, meine Interviewdaten auch mit teilnehmenden Beobachtungen anzureichern. Bisher habe ich mich darauf beschränkt, inhaltliche Ergebnisse zu präsentieren. Erst in jüngerer Zeit setzt bei mir auch eine umfassendere ex post-Reflexion der methodologischen Grundlegungen meiner Forschungspraxis ein.

Zu Beginn war ich mir bezüglich der Machbarkeit und Durchführung meines Forschungsvorhabens sowie methodologischer und methodischer Fragestellungen noch sehr unsicher, was mich jedoch nicht davon abhielt – getreu dem Motto „learning by doing“ – einfach loszulegen. Aber auch jetzt habe ich trotz auf- und nachgerüsteter Methodenkenntnis größtenteils keine definitiveren Antworten parat als zuvor. Zumindest kann ich mittlerweile meine Vorgehensweisen im Rekurs auf die Methoden-Literatur besser ausflaggen und damit nachträglich legitimieren. Ich kenne jetzt den Aufsatz, in welchem der prominente Organisationsethnograph John

lierung der weiblichen Form verzichtet. Für alle anderen Adressierungen gilt, dass die ausschließliche Verwendung der männlichen Form explizit als geschlechtsunabhängig verstanden werden soll.

2 Meine Sprecherpositionierung und meine Argumentationsweise könnten dadurch als unangebracht anmaßend interpretiert werden. Ich hoffe aber darauf, dass sie wohlwollend als unvollkommener Ausdruck dessen gewertet werden, wie leidenschaftlich engagiert ich meine soziologische Forschung und Selbstvergewisserung (noch) betreibe.

van Maanen sozusagen auch meine Forschungspraxis legitimiert, indem er postuliert: „One becomes the ethnographer by doing it“ (van Maanen 2011, S. 219). Ich kann den Neo-Chicagoer Gary Alan Fine (1993) für meine Zwecke konsultieren, welcher in seinem klassischen Aufsatz „Ten lies in ethnography“ eine Art Beichtspiegel zur Selbstvergewisserung vorgelegt hat, um den vorsätzlichen, notgedrungenen oder unvermeidbaren Schwindel, den (Selbst-)Betrug und die Verschmutzungen des ethnographischen Genres zu hinterfragen. Es prüfe sich ein jeder selbst, wo und wie er gesündigt hat. Kurz: Mit dem Grad meiner Belesenheit wichen die Selbstzweifel meines ethnographischen Tuns (doing ethnography) zunehmend einer größeren Gelassenheit gegenüber methodologischen Instruktionen und Diskussionen (talking ethnography). Inklusive englischsprachiger Publikationen gibt es mittlerweile Hunderte von Einführungstexten, welche sich mit Ethnographie(n) und deren theoretischen Grundlagen, Methodologie(n) und Methoden-Instrumentarium befassen³. In diesem babylonischen Stimmengewirr von Gelehrten-Aussagen und Kommentierungen in Form von Begriffsbestimmungen, Positionierungen und Kontra-Positionierungen, Abgrenzungs- und Synthetisierungsversuchen, ist der Konsens – diesseits (sektiererischer) Schließungsbemühungen – paradoxe Weise der, dass es keinen Konsens zu Ethnographie als „unmethodische Methode“ (Breidenstein et al. 2013, S. 10) gibt. Daher dienen etwaige methodologische Hinweise allenfalls als vages Orientierungswissen oder ‚Wahrnehmungslinsen‘ (Peshkin 2001) in der Lesart ‚sensibilisierender Konzepte‘ (Blumer 1954, S. 6ff.). Diese Einsicht hatte ich von vornherein. Sie konnte mich aber dennoch nicht gegen Enttäuschungen darüber immunisieren, wie wenig hilfreich oder auch nutzlos alle diese ethnographischen Richtlinien, Auslegungen oder Empfehlungen auf Papier sind, sobald es zur Sache geht: „[...] research-in-use is almost always more intractable, disjointed, and perverse than research-in-theory“ (Miles und Huberman 1994, S. 309).

(Extra-)Methodologisches in Ethnographie

Was alles ist Ethnographie oder auch nicht (Agar 2006)? Wozu ist sie warum geeignet? Ich möchte es der Einfachheit halber bei Folgendem belassen: „Ethnography is simply ethnography“ (van Maanen 2012, S. 1412). In Analogie zu Ralf Dahrendorfs berüchtigter Bestimmungsformel der Soziologie ist Ethnographie

3 Eine Suchanfrage in einem Online-Journal-Repositorium (SAGE) ergibt über 22.000 Treffer von Artikeln, welche ‚ethnography‘ erwähnen und 333 Artikel, welche das Suchwort im Titel oder Abstract ausweisen. Google Scholar findet in 0,08 Sekunden 490.000 und Google Books in 0,37 Sekunden 2.710.000 Ergebnisse.

(zitiert nach Nassehi 2011, S. 15) vielleicht das, was Leute, die sich Ethnographen nennen, tun, wenn sie von sich sagen, dass sie Ethnographie betreiben (und relevante wissenschaftliche Konsekrationsinstanzen das auch glauben). Mehr nicht!? Wir sind mittlerweile nicht nur notwendig, sondern ausreichend darüber informiert, inwiefern ethnographische Verfahren immer unbestimmt bzw. unterbestimmt sind und auch nicht anders sein können. Dies wiederum verstärkt eine weitere zentrale Erkenntnis: „In ethnography the major research instrument is the researcher“ (Burgess 1984, S. 218). Statt methodische Hilfsmittel und Richtlinien zu besprechen, ist es daher nur konsequent und eher lohnenswert, den *Feld-Arbeiter* an und für sich zu thematisieren. Denn es ist immer gerade dieser, welcher nolens volens andauernd methodologische Interpretationsbedürftigkeiten *extra-methodologisch* kompensiert. Der Forscher macht den Unterschied! Ich will darum Fragestellungen nach dem ‚know how‘, ‚know why‘ und ‚know what‘ des Einsatzes adäquater Erkenntnis- und Datensammlungsinstrumente durch Fragen nach den Spezifikationen des Forschers ersetzen. Damit soll auf Bedingungen der Mach-, Durchführ- und Umsetzbarkeit von Feldstudien durch den Forscher fokussiert werden, denn „nicht jeder Ethnograph ist für jede Feldforschung geeignet“ (Bredenstein et al. 2013, S. 63).

Welcher Ethnograph taugt aber warum für welche Feldforschung oder auch nicht? Zur Beantwortung dieser Frage bestimme ich den Ethnographen primär über seine *Persönlichkeits*-Werdung vor, jenseits und (relativ) unabhängig von seiner *Forscher*-Werdung. Bisher noch unerklärte aber erklärbare Varianz ethnographischer Forschungspraxis sehe ich daher in den *Forscher-Dispositionen*: Personengebundene Charakteristika, soziale Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie askriptive Merkmale des Forschenden, welche nicht durch akademische Methoden-(Aus-)Bildung aneigen- oder manipulierbar sind. So gewendet können wir erfolgskritische Regelhaftigkeiten gerade da finden, wo Methodologie zu kurz greift. Im konkreten Bezug auf meine Forschungserfahrungen wird der Forscher in dieser Lesart *extra-methodologischer* Voraussetzungen unter drei Bedingungen besonders virulent, welche in diesem Beitrag nachfolgend illustriert werden sollen:

1. *Selbstkonstitution des Forschungsfeldes*: der Grad, wie methoden- und akademikerfeindlich, sozialexklusiv, deviant, kriminalisiert oder schlichtweg elitär die zu erkundenden Teilwelten sind.
2. *Unvollständige bzw. vage Handlungsanleitungen*: konkrete Handlungsprobleme bei der (improvisierten) Feldarbeit, für die man keine ausreichend instruktiven Anleitungen in der wissenschaftlichen (Methoden-)Literatur finden oder aus dieser übernehmen kann.

-
3. *Zufälligkeiten*: ungünstige und zufällig günstige Ereignisse bei der Feldarbeit, welche nicht allein durch das Forschungsdesign kontrolliert oder durch Methoden-Opportunismus kompensiert werden können.

Meine Arbeitshypothese ist: Je nach den ‚proto‘-soziologisch Dispositionen des Forschers im Abgleich mit den spezifischen Strukturationslogiken, den Inhalten und dem distinkten Sozialklientel seines erforschten Feldes, können diese extra-methodologischen Momente den entscheidenden Unterschied für die Frage von Erfolg und Misserfolg bei der *Feldarbeit*⁴ (fieldwork) machen. Erfolgreiche Feldarbeit definiere ich nach Harrington (2003, S. 599f.) als möglichst privilegierten Zugang zu *Informationen*: Narrative Rekonstruktionen von Praktiken und Aktivitäten in ungefilterten Gesprächen mit allen Mitgliedergruppen; Erlaubnis für unmittelbare Teilnahme-, Erfahrungs- und Beobachtungsmöglichkeiten auf den Vorderbühnen und vor allem auch den Hinterbühnen des interessierenden Geschehens (vgl. Snow et al. 1986, S. 379ff.).

Zur Selbstkonstitution des Feldes: Die deutsche Rocker-Szene

Über Rocker und unter Rockern zu forschen ist ein vergleichsweise schwieriges Unterfangen; ein ‚Milieu‘, welches akademiker- und methodenfeindseliger denkbar nicht sein könnte. Spätestens seit den gewalttätigen Auseinandersetzungen im deutschen ‚Rocker-Krieg‘ seit 2007 (Diehl et al. 2013), haben Rockerclubs die volle Aufmerksamkeit der Medien. Man kennt sie daher weitläufig als streng hierarchisierte und para-militärisch operierende Verbrecher-Banden auf Motorrädern, welche sich im selbstgerechten, sozial-darwinistischen Überbietungswettbewerb eines pervertiert männlichen Ehr- und Stolz-Gefüls duellieren.

„Also, es ist definitiv schon so: Wir lassen uns nichts bieten. Wenn uns einer anfickt, dann ficken wir zurück. [...] Behandle einen [Clubname] gut, dann behandelt er dich besser. Behandle einen [Clubname] schlecht, dann behandelt er dich schlechter“ (Interview).

4 Weniger für des Forschers Interpretationsleistung (headwork) oder Kunstfertigkeit bei der Verschriftlichung (textwork) (van Maanen 2011).

Entgegen dieser einseitig sensationslüsternen Darstellung ist die ‚Rocker-Szene‘⁵ eine Subkultur⁶ unterschiedlich ausgerichteter Gruppierungen. Das Kontinuum reicht dabei von gesetzestreuen Interessengemeinschaften, denen es allein um „Motorradfahren & Bruderschaft“ geht, bis hin zu den sogenannten „Einprozentern“ (Abk.: 1%er).⁷ Letztere sind die international operierende Hardcore-Fraktion der „großen Vier“ (Bandidos, Gremium, Hells Angels, Outlaws), die in Deutschland ungefähr ein Drittel des ‚harten Kerns‘ aller Rocker (insgesamt ca. 20.000) ausmachen (Bikers News 2014). Sie sind es, die in den Medienberichten gemeint sind und meistens für die negativen Schlagzeilen sorgen. Das Image der ‚kriminellen‘ Motorcycle Clubs (MCs) wird dabei vor allem von den berühmt-berüchtigten Hells Angels und Bandidos geprägt, denen enge Verbindungen zum oder sogar direktes Engagement im Rotlicht- und Drogenmilieu nachgesagt werden.⁸ Davon abgesehen, ist das vorrangige und ursprüngliche Organisationsziel des Gros der Bikerclubs die Verwirklichung einer maximalen Selbstbestimmung wider den Normen des gesellschaftlichen Mainstreams. In diesem Selbstverständnis grenzen sich Rocker provokativ – durch ihr martialisches, uniformiertes Auftreten in Gruppen, ihr manchmal rüpelhaftes Verhalten in der Öffentlichkeit und offene Bekenntnisse zu

-
- 5 Die Verwendung des Szene-Begriffs ist in diesem Text der umgangssprachlich üblichen Selbst- und Fremdbenennung geschuldet. Trotz Gemeinsamkeiten (z. B. Verführung zur Teilnahme, kulturelle Integration durch ästhetische Standards) entsprechen bestimmte Organisationsinhalte und -weisen, die Organisationsförmigkeit und Organisiertheit von Rockern nicht jenem posttraditionalen Vergemeinschaftungshänen, welches Hitzler (2008) als „Szene“ definiert. Mitgliedschaft in Rockerclubs ist hoch selektiv, höchst verbindlich, prinzipiell auf Dauer gestellt, formal-hierarchisch nach Verfügungsrechten (horizontal) differenziert und auch nicht ohne Bezüge zu den Herkunftsmeius und Sozialisationsverläufen der typischen Mitgliederklientel zu verstehen. In jüngster Zeit kann man aber im Zuge der Verjüngung sowie Durchmischung der angestammten Rockerpopulation mit neuen Gruppen von Akteuren (z. B. ‚Migranten‘-Rocker, Hooligans) Entwicklungstendenzen einer ideellen und organisationalen De-Orthodoxierung und Erneuerung erkennen, welche tatsächlich in die Richtung des Hitzlerschen Verständnisses von (Jugend-)Szenen weisen.
 - 6 Auch hier müsste elaborierter bestimmt werden, inwiefern und warum Rocker sich als eine Subkultur qualifizieren oder vielleicht sogar eine Gegenkultur formieren (Wood 2003). Das kann an dieser Stelle aber nicht sinnvoll geleistet werden. Vorläufige Versuche einer Zusammenschau der vielfältigen Bestimmungsmöglichkeiten des hybriden Organisationstypus Rockerclub – je nach forscherschem Erkenntnisinteresse – findet man bei Schmid (2006; 2012).
 - 7 Für eine ausführlichere und damit angemessenere Einführung zu Rockerclubs empfehle ich Ahlsdorf (2002), Schmid (2012) oder Veno (2003).
 - 8 Die Polizeibehörden bezeichnen diese Clubs daher als „Outlaw Motorcycle Gangs (OMCGs)“ und ordnen sie dem Deliktsbereich „organisierte Kriminalität (OK)“ zu.

devianten Rechts- und Unrechtsvorstellungen – vom ‚Spießbürgertum‘ ab: „We are the people your parents warned you about!“ (Bandidos-Slogan). Als kulturheuchlerisch empfundene Ge- und Verbote ‚zivilisierten‘ Benehmens werden daher in Form einer Ventilsitte zügellos-affektiv konterkariert:

„Das, was du Grenzen überschreiten nennst oder übertreten von Konventionen, ist genau das, was da [Rocker-Szene] zur Konvention gehört“ (Interview).

Die Unterwerfung unter autoritäre Moralunternehmer jeglicher Art sowie die submissiven Akzeptanz geltender Moralitätsvorstellungen werden als unverzeihliche Schwäche angepassten Bürgertums („die Soliden“) verachtet. Um ihren spezifischen Lebensstil zu bewahren, reglementieren Rocker den Zugang zu ihren Gruppierungen über eine Probemitgliedschaft (Prospect-Zeit). Erst nach mehrmonatiger Bewährungsphase kann man über ein einstimmiges Votum aller Clubmitglieder zum vollwertigen Clubmitglied befördert werden. An diesen Club-Veranstaltungen, welche Steuten (2000, S. 35) mit „Zeiten institutionalisierter Anarchie“ charakterisiert, dürfen im Idealfall nur diejenigen teilnehmen, die sozial ähnlich gelagert sind und die propagierten Handlungsmaximen, Freiheitsideologien und devianten Vorlieben und Verhaltensweisen gleichermaßen schätzen.

„Wenn wir hier die Türe [zum Clubhaus] zumachen, dann können wir machen, was wir wollen. Und wir machen das auch. Und lassen uns da halt von niemandem reinreden“ (Interview).

Rocker rekrutieren sich zumeist aus hedonistisch-fatalistischen Sub-Milieus (Vester 2003, S. 50ff.) unterprivilegierter Klassen, in denen eine underdog-Mentalität durch Anti-Konformismus, individuelles Autonomiestreben und „lebensstilintendierte Devianz“ (Endreß 2002) kompensiert wird. Die entscheidende Teilnahmebedingung in diesen Clubs ist, diese Gesinnung als ‚Bruderschaft‘ miteinander verteidigen zu wollen.

„Ich denke, hier [Rocker-Mentalität] geht es wirklich um dieses Einstehen. Um die Bereitschaft, sich [für den Club] krankenhausreif schlagen zu lassen“ (Interview).

Mit einem strikten Verschwiegenheitsgebot sorgen die Rockerclubs dafür, dass sie von den Staatsbehörden kaum strafrechtlich belastbar sind. Ihre rigide Informations- und Zugangskontrolle funktioniert aber auch als effektives Mittel der dramaturgischen Eindruckskontrolle eines Ensembles von Außenseitern, welche

ihr Stigma gekonnt als Mittel sozialer Effektivität nutzen: Man soll sie respektieren! Durch strenge Publikumssegregation (vgl. Goffman 2011, S. 99ff.) verhindern sie entmystifizierende Einblicke in die Hinter-Regionen des Clubgeschehens, die ihr öffentliches Image der Stärke durch brüderliche Einigkeit und Gleichheit enttarnen könnte. Der exklusive Insider-Status der Vollmitglieder als alleinig Eingeweihte und Auserwählte potenziert zuletzt die Gruppensolidarität einer selbsternannten sozialen Elite. Aus all den genannten Gründen bekommen Außenstehende keinerlei Zugang (vgl. Barker 2007, S. 6–8): Members only!

Extra-methodologische Forscherdispositionen

Da sich der Ethnograph in direkter körperlicher Anwesenheit dem Feld aussetzt, ist seine Person das Mittel aller Verhandlungen über Teilnahme- und Beobachtungsmöglichkeiten im Feld. Seine Informations- und damit Erkenntnischancen bestimmen sich über Aushandlungsprozesse seines Rapports, d. h. der Qualität der Sozialbeziehungen zwischen dem Forscher und den indigenen Feldteilnehmern. In der Methoden-Literatur wird diese Relation im Rekurs auf sozialpsychologische Interaktions- oder Identitätstheorien bestimmt (Harrington 2003)⁹. Große Teile dieser methodologischen Abhandlungen suggerieren für mein Empfinden damit aber zu stark einen ‚Wir alle spielen (mal) Ethnographie‘-Ansatz. Potenziell können wir aus einem riesigen Methoden-Fundus auswählen, welcher je nach ethnographischen (Sub-)Genres und Bühnen (Feldern bzw. Sozialarenen) passende (Feldarbeiter-)Rollen, Skripte und Regieanweisungen (zu Zugangs-, Teilnahme- und Beobachtungsmodi) bevorratet. Aber nicht alle Welt ist eine Theaterbühne beliebiger ethnographischer Inszenierungen, wo wir allenfalls riskieren, dass uns das Publikum ausbuht. Das gilt im Besonderen für deviante oder kriminalisierte Teilwelten, welche meistens nicht anders als im Modus einer starken Teilnahme exploriert werden können. Jeff Ferrell (1997) z. B. fordert innerhalb seines methodologischen Ansatzes des „criminological verstehen“ theoretisch ganz plausibel eine aktiv-situierter Beteiligung an kriminellen Aktivitäten. Das ist aber viel leichter gesagt als getan! Welcher Ethnograph für welche Feldforschung geeignet ist, bestimmt sich nicht allein über dessen reine ‚Schauspiel‘-Kompetenz entlang den Spiel-Regeln des

9 In zahlreichen Ausarbeitungen werden dann die Identitätsarbeit des Feldforschers, Strategien adäquater Rollen-Inszenierungen bzw. forscherschen Impression Managements in allen nur erdenklichen Variationen durchkonjugiert und im Hinblick auf den damit zusammenhängenden spezifischen Informationsgewinn analysiert (z. B. Snow et al. 1986).

jeweiligen Feldes. Als „research self“ (Landen 2011) können wir den Feldarbeiter nur als Interaktionsteilnehmer einer Rollen-Inszenierung analysieren: *Wie* hat er es geschafft, mittels dramaturgischer Selbstinszenierungskompetenz einen beabsichtigten Eindruck von sich auf andere zu machen (role management)? Weniger aber, *warum* er es *genauso* stilistisch gemacht hat; und erst recht nicht, *warum* er es vielleicht *gar nicht anders* oder *genauso woanders* hätte machen können?

Darum will ich die sozialpsychologischen Interaktions- und Identitätstheorien mit dem Bourdieuschen Habitus-Konzept (vgl. Krais und Gebauer 2010) anreichern. Damit wird der Feldforscher in seiner sozialen Agentur (agency) umfassender und zusätzlich ‚unmündiger‘ als ein durch präformierende Sozialisationserfahrungen in distinkten Milieukontexten bereits immer vergesellschaftetes und dadurch eingeschränkt distinktives Kulturwesen konnotiert: Ein Sozial-*Akteur*, dessen dramaturgisch-situiertes Engagement in Interaktionssituationen als Sozial-*Agent* durch formative Erfahrungssedimentationen prä-disponiert ist (vgl. Emirbayer und Mische 1998). Trotz aller Inszenierbarkeit aber auch der prinzipiellen Kreativität und Wandelbarkeit des Habitus durch Lern- und mimetische Anpassungsprozesse (vgl. Ebrecht 2004), kann niemand (auch der Soziologe nicht!) so ganz aus seiner Haut. Und das hat Konsequenzen für die Interpretation des modus operatum ethnographischer Feldarbeit – Konsequenzen, welche weitgehend unterschlagen, verdrängt, nicht eingestanden und/oder nicht ausgewiesen werden. Gemeint sind die qua Forscher-Persönlichkeit gesetzten Limitationen oder ein Zuviel an ethnographischem ‚role-playing‘, welches zu dysfunktionalen Feldbeziehungen und ‚kulturellen Ermüdungszuständen‘ (Jones 1973) des Forschenden führen können.

Forscher-Sozialisation – Vom Nachwuchsrocker zum Rockerforscher

Hinsichtlich meiner Feldarbeit behaupte ich meinen distinkten Sozialisationsverlauf als die wichtigste Vorbereitung auf und Vorbedingung für gerade meine Forschertätigkeit in diesem speziellen Milieu. Ich spreche von einer extra-methodologischen Persönlichkeitswerdung jenseits meiner akademischen Sozialisation, welche mein leidenschaftliches (Forschungs-)Interesse für Rocker, meinen sozialen Zugang zu sowie den Umgang mit ihnen während meiner Feldaufenthalte ausmacht. Meine Habitus-Formation kann in direkterem Bezug auf meine Forschung in zwei Lebenslaufabschnitte einer (generischen) Primär- und (spezifischen) Sekundärsozialisation (Wacquant 2013, S. 5) unterteilt werden.

(*Generische*) Primärsozialisation: Ich bin im chauvinistischen Arbeitermilieu eines bayerischen Dorfes unter zeitweise problematischen Familienverhältnissen

aufgewachsen. Daher bin ich gut mit dem Geschmacks- und Stilempfinden, den Moralitäten und Lebensentwürfen unterprivilegierter Arbeiterschichten vertraut, aus welchen sich die Mehrheit der Rocker rekrutiert. Die dörfliche Heimat war zudem durch ein christlich-orthodoxes, wertkonservatives Philistertum der Bewohner geprägt. Honoratioren wie Bürgermeister, Pfarrer oder Vereinsvorsteher hatten dort die symbolische Deutungsherrschaft darüber, was als gut oder schlecht galt bzw. was recht oder unrecht war. Sehr früh störten mich diese Bevormundungsinstanzen und die Scheinheiligkeit des gutbürgerlichen Dorflebens, welches ein Unterleben hinter den Gardinen und blumengeschmückten Balkonen kaschieren sollte: Männliche Herrschaft über das weibliche Geschlecht, häusliche Gewalt, Promiskuität, Alkoholexzesse und rassistische Ideologien. Ich ging schon früh dazu in Opposition und grenzte mich bewusst durch meinen Kleidungsstil, Musikgeschmack oder meine Freizeitbeschäftigungen vom Mainstream der Dorfjugend ab. Identifizieren konnte ich mich am besten mit devianten Ausdrucks- und Vergemeinschaftungsformen, sodass ich bereits als Jugendlicher Brieffreundschaften mit Gang-Mitgliedern US-amerikanischer Gefängnisse pflegte und mich sehr für die Protest-Kultur afro-amerikanischer Bevölkerungsschichten und für Rap-Musik interessierte. Das brachte mir eine randständige Position im sozialen Gefüge dieses Dorfes ein und daher sind mir Identitätskrisen durch Stigmatisierungen und der trotzige Kampf um Selbstbehauptung, wie er den meisten Rockern zu eigen ist, ebenso wenig fremd.

(*Spezifische*) *Sekundärsozialisation*: Es gab in diesem Dorf aber auch Verbündete für mich; die Outlaw Biker. In unmittelbarer Nachbarschaft war eine Motorrad-Werkstatt, welche ein bekannter Treffpunkt der überregionalen Biker-Szene war. Der Besitzer war ein berüchtigter Szene-Veteran, welcher aufgrund seiner Loyalität, Cleverness aber auch Brutalität hohe Wertschätzung unter Seinesgleichen genoss. Es war stets aufregend, mich nachmittags oder abends dort aufzuhalten. Ich durfte als Handlanger mit an den Motorrädern schrauben und machte nebenbei Bekanntschaften mit verschiedenen Bikern. Ich mochte vor allem die Art und Weise, wie sie mit mir umgingen, wie sie mich als spät-pubertierenden Sturm- und Drang-Jugendlichen wertschätzten, ihre aufrührerische unangepasste Attitüde und ihren schwarzen Humor. Über die Jahre hinweg intensivierte sich meine Beziehung zu ein paar der Bikern zu richtigen Kameradschaften. Als ich erwachsen war, wurde ich dazu eingeladen, mit ihnen ‚auf Tour zu gehen‘ oder Partys zu feiern. Mir imponierte es, z. B. für ein Wochenende mit ihnen nach Berlin fahren zu dürfen, um dort eine Profi-Box-Gala auf den vordersten Sitzplätzen live zu erleben. Mein Engagement wurde verbindlicher und ich sollte zunehmend erfahren, dass mehrere meiner ‚Easy Rider‘-Bekanntschaften einschlägig vorbelastete oder vorbestrafe ‚echte‘ Rocker waren.

Mit 1,87 Meter Körpergröße und austrainierten 90 Kilogramm Kampfgewicht als Amateur-Boxer sowie meinem Dobermann Duke passte ich perfekt in die Szenerie dieser Outlaws. Sie erkannten in mir zunehmend einen der Ihren: einen Nachwuchsrocker. Ich bekam sogar meinen obligatorischen Szene-Spitznamen. Sie weihten mich auch in manche Vertraulichkeiten ein, stellten mich Mitgliedern anderer Rockerclubs vor und bescheinigten mir einen guten Leumund. Das ging so lange, bis ich wegzog, um zu studieren. Von da an reduzierten sich meine Kontakte mit den Rockern auf sporadische Kurzbesuche an den Wochenenden. Neue Freundekreise, mein Studium sowie studentische Nebenjobs vereinnahmten mich zu sehr. Irgendwann haben auch meine Rocker-Freunde erkannt, dass sie nicht mehr auf mich zählen können, und distanzierten sich von mir¹⁰.

Ich konnte mir so einen ersten Eindruck über den Biker-Lebensstil verschaffen, ohne in fatale Konsequenzen verstrickt worden zu sein. Davon sollte ich dann im Rahmen meines späteren Forschungsvorhabens profitieren können: Ich kannte einige dieser idiosynkratischen Charaktere, (ungeschriebene) Szene-Gesetze, eine Menge Geschichten und Sprüche sowie typische Gepflogenheiten und Umgangsweisen in dieser Subkultur. Ich selbst *verkörperte* einen Sozialcharakter, der für die Rocker in einem prinzipiellen Sinne angeschlussfähig sein konnte. Diese *antizipatorische* Forscher-Vorsozialisation stattete mich mit einem „kulturellen Werkzeugkasten“ (Swidler 1986, S. 277) aus, den man nicht durch Lektüre vermittelt bekommt. Ich konnte qua Habitus über einen allgemeinen und feldspezifischen Dispositionshaushalt verfügen, welcher nicht nur den Feld(wieder)einstieg ermöglichen sollte, sondern mich als (Forscher-)Persönlichkeit ausmachte und meine Forschungsinteressen legitimierte. Es sollte dieser damals erworbene „praktische Sinn“ (Bourdieu 1999, S. 149f.) für das Feld und seine Teilnehmer sein, welcher meine Feldarbeit viel mehr extra-methodologisch instruierte und überhaupt erst ermöglichte als alle Methodologie und Methodik.

10 Will man regelmäßigen, engen Kontakt zu Rockern, dann ist man entweder vollen Herzens dabei und erkennt und akzeptiert alle Verbindlichkeiten und möglichen fatalen Konsequenzen des Umgangs mit diesen Leuten oder man lässt es besser ganz sein. Aufgrund auch nur passiven Mitwissertums oder miteinander ‚Abhängens‘, kann man nolens volens z. B. in eine körperliche Auseinandersetzung, Club-interne Streitigkeiten oder ein polizeiliches Ermittlungsverfahren verstrickt werden.

Unvollständige Handlungsanleitung und extra-methodologisch informierte Improvisationen

Speziell für den Fall devianter Teilwelten verschärft sich die prinzipielle Übersetzungs- und Umsetzungs(un)möglichkeit der Literatur zu ethnographischer Forschung. Arbeiten zum Rollen-Management als Feldarbeiter geben keine Anleitungen dazu, was es heißt, im *konkreten Fall wie* „im Feld zu sein“; eher im Gegenteil (vgl. Borjesson 2014, S. 407f.). Mittlerweile sind sogar die speziellen Problematiken der Überwindung von Zugangshürden zu oder des Umgangs mit Informanten aus dem organisierten Verbrechen (vgl. von Lampe 2008) ausführlich ausgearbeitet. Was aber kann von den Erfolgsstrategien meiner Kollegen bei der Rekrutierung norwegischer Alkoholschmuggler, englischer Frauenhändler oder albanischer Mafiosi für meine Forschung zur deutschen Rocker-Szene übernommen werden? Ich bin anders, habe es mit einer anderen Klientel unter anderen Umständen zu tun und kann daher lediglich mich selbst zur Disposition stellen – und nur einbringen, worüber ich verfügen kann. Erschwerend kommt hinzu, dass ethnographische Feldarbeit in unberechenbaren, problembehafteten Handlungssituationen improvisiert werden muss. Interessant ist aber weniger dieser Befund an und für sich, sondern eher schon die Frage: „What are ethnographers improvising on?“ (Humphreys et al. 2003, S. 13). Improvisierte Feldarbeiter-Identitäten können weder unabhängig von den anderen Feldteilnehmern noch (auch recht nicht) losgelöst von den Dispositionen der Forscher-Persönlichkeit verhandelt werden. Der Ethnograph ist eben nicht der Goffmansche ‚leere Kleiderhaken‘ (vgl. Hallett 2003, S. 131f.) ohne kulturelle Innen- und Außenausstattung.

(Un)Möglichkeiten des Impression Managements unter Rockern?!

Für meine Forschung hat sich der Status des „buddy researchers“ (Snow et al. 1986, S. 384ff.) als der ertragreichste erwiesen. Über lange Zeiträume hinweg konnte ich so meine Vertrauensbeziehungen zu den Feldteilnehmern ausbauen, um mit exquisiten Einsichten belohnt zu werden. Im Unterschied zu verdeckter aktiver Teilnahme, bestand in dieser Rolle lediglich ein Rest-Risiko, in Situationen verstrickt zu werden, in denen meine körperliche und psychische Unversehrtheit gefährdet sein könnte. Im ungünstigen Fall wäre ich zu Besuch bei Rockern, welche gerade von einem verfeindeten Club überfallen werden. Dann gilt: ‚Mitgefangen, mitgehängt!‘. Am brisantesten für mich war vielleicht die Verlobte eines Club-Offiziers. Die flirtete mich unnachgiebig und unübersehbar provokativ vor den Augen ihres Mannes an,

was einem nicht hinnehmbaren Gesichtsverlust für meinen Gastgeber gleichkommt und mir oder ihr zum echten Problem hätte werden können.

Abgesehen von möglichen Ausnahmesituationen gilt es die Frage zu beantworten, wie man der Kumpel-Forscher unter Rockern wird und bleibt. In Feldinteraktionen formiert sich ein Image über intendierte Ausdrucksweisen der Informationsvermittlung (signs given) seitens des Forschers. Seine Mitspieler deuten ihn aber ebenso über non-verbale „Ausdrucksspure“ (signs given off; Goffman 1981, S. 14–18) der Bewegungen im Raum, der Körperhaltungen, Blickkontakte, Gesichtsausdrücke oder sprachlicher Artikulation (vgl. Pongratz 2003, S. 170–176). Nimmt man noch Bourdieusche Aspekte der Sozialität hinzu, dann sind die Aushandlungen des Feldarbeiterstatus z. B. auch noch von inkorporierten (stilistischen) Eigenschaften und Handlungsstrategien beeinflusst. So vielversprechend der Kumpel-Forscher im Hinblick auf die Maximierung von Informationszugängen ist, so sehr ist die Machbarkeit einer entsprechenden Inszenierung für denjenigen zu bezweifeln, der nicht von vorneherein über anschlussfähige Kulturkapazitäten und -kompetenzen verfügt. Der Entwicklung von authentischen „Mitspielkompetenzen“ (Reichertz 1989, S. 92) und der Bereitschaft des existenziellen ‚Sich-Einlassen‘- oder ‚Mitmachen‘-Wollens¹¹ sind im Rocker-Milieu Grenzen gesetzt. Rocker sind zudem notorisch misstrauisch und geübt darin, in ständigen Ausdrucksspielen aufzudecken, wie sehr das Gegenüber versucht, Ausdrucksmanipulation zu betreiben oder Täuschungsmanöver zu inszenieren. Auch für den Kumpel-Forscher gilt Ähnliches wie für denjenigen, der Mitglied in einem Club werden will:

„Aber über kurz oder lang wird das auffallen. *Und diese Leute werden dann mit ihrer Entscheidung nicht sehr glücklich sein.* Sag ich mal so, wies ist. [...] Klar. Man kann Rocker spielen. Das fällt dann aber auf und die fallen dann auch sofort durch. Sie werden nicht akzeptiert. Sie werden nicht integriert. Sie fallen auf. Durch ihr Benehmen. Ihr Verhalten“ (Interview; Hervorhebung im Original).

Es macht daher einen Unterschied, ob der Forscher nur empathisch-verständnisvoll zuhören kann oder darüber hinaus aufgrund eigener Erfahrungshintergründe glaubhaft auf Augenhöhe mitredet (vgl. Kirschner in diesem Band). Über Boxen

11 Zum Beispiel: Muss man sich an einer Schlägerei beteiligen, um am eigenen Leib zu erfahren, wie sich das Bruderschafts-Ethos („sich für seine Brüder gerade machen“) in aller gelebten Verbindlichkeit anfühlt? Im Fall der Rocker kommt erschwerend hinzu, dass man nicht die Möglichkeit hat, Mitspielkompetenz zu erwerben, weil man überhaupt keinen Zugang gewährt bekommt, wenn man bestimmte Kompetenzen nicht vorweisen kann.

oder die Diskriminierung von ‚Kampfhunde‘-Rassen zu reden, ist das eine; von ehemaligem Boxer und Besitzer eines Dobermanns zu einem Kampfsportler und Besitzer eines Pitbulls zu reden, das andere. Dasselbe gilt für schwierige Familienverhältnisse, Beziehungsprobleme, Filme, Musik und viele andere Themengebiete, mit denen Rocker typischer Weise beschäftigt sind. Ich bin sichtbar durchtrainiert, habe körperliche Auseinandersetzungen schon miterlebt und als Boxer Schläge eingesteckt und ausgeteilt. Darum weiß ich, wie es sich anfühlt. Trotzdem bin ich nicht im Straßenkampf erprobt, nicht vorbestraft und habe auch keine Narben von Stichverletzungen vorzuweisen. Ich interessiere mich für Tätowierungen und kenne Tätowierer, bin selbst aber nicht tätowiert. Ich schraubte schon an Motorrädern und besitze einen Führerschein dafür, habe jedoch kein Motorrad. Ich hatte bereits einiges Insider-Wissen über die Rocker-Szene, war aber nie aktives Vollmitglied.

Der Forscher-Habitus erlaubt Improvisationen, nicht aber als in einem sozialen Vakuum inszenierte Willkürlichkeit. ‚Gute‘ Improvisation braucht eine ‚gute‘ soziale Intuition für bestimmte Situationen und ihre Menschen: „analysis frozen into habit and into the capacity for rapid response through recognition“ (Humhpreys et al. 2003, S. 14). Alle meine Improvisationen der Feldarbeit gründeten auf Merkmalen und Erfahrungsdimensionen in Sozialräumen bzw. Milieus, welchen auch Rocker entstammen oder in denen auch sie sich bewegen (z. B. Fitness-Studios, Kampfsportclubs, Hundeplätze, Bars und Clubs). Passt der inkorporierte Habitus zum Feld, dann interpretiert der Forscher Situationen aufgrund seines praktischen Sinns und weiß eher, was wie getan werden sollte. Im Rockermilieu passiert streckenweise gar nichts Spektakuläres, man kann aber genauso in wirklich unmöglichen oder richtiggehend skurrile Situationen geraten. Durch den Habitus ‚informierte Improvisationen‘ (vgl. Harrington 2003, S. 595) sind dann extra-methodologisch systematisch: vorkonditionierte Praktiken aufgrund habitualisierter Schemata.

In Übereinstimmung mit Hallett (2003) behauptet sich, dass die reziprok dramaturgische Aushandlung des Forscher-„Selbst“ zwar ein Charakteristikum der Situation und ihrer Teilnehmer bleibt, jedoch unhintergehbar durch die Dispositionen des Forscher-Habitus präformiert, restriktiv oder auch entscheidend ermöglicht sind. So konnte ich gemäß der Bourdieuschen Denkfigur der Wahlverwandtschaft eine Kumpel-Beziehung zu den Rockern herstellen: „[...] Der Geschmack paart die Dinge und Menschen, die zueinander passen, die aufeinander abgestimmt sind, und macht sie einander verwandt“ (Bourdieu 1987, S. 373f.). Es ist diese Schnittmenge analoger Habitusformen, welche vergemeinschaftend-vereinheitlichend als ästhetisch-expressives Prinzip einer Vielzahl von Anknüpfungs-Chancen bzw. anknüpfungsfähiger Handlungs-Optionalitäten operieren. Darum hinterfragt sich jeder Ethnograph selbstkritisch im Vorfeld, ob er sich an ein interessierendes Feld effektiv binden kann und will. Allein forscherisch opportunes Interesse und

methodisches Savoir-faire dürften als Selektionskriterium für ein bestimmtes Forschungsfeld (meistens) nicht ausreichen.

“Fieldworkers must cast themselves in roles that are culturally meaningful to the studied. In the absence of such roles, members will experience considerable difficulty in establishing relationships with the fieldworker that go beyond the most perfunctory sort” (van Maanen und Kolb 1985, S. 23; zitiert nach Harrington 2003, S. 621).

Die Extra-Methodologie des Zufalls in ethnographischer Forschung

Eine weitere Bedingung, welche extra-methodologische Kompetenz erfordert, sind Zufälle. Hiermit meine ich zunächst zufällige, d. h. nicht beeinflussbare, beabsichtigte oder vorhersehbare Ereignisse, deren Eintrittswahrscheinlichkeit und Kausalitäten unbekannt oder unwahrscheinlich sind. Besonders als Ethnograph hat man streckenweise keinerlei Einflussmöglichkeiten auf den Verlauf einer Studie. Da aber nicht alle Zufälligkeiten methodologisch durch eine (der Überraschung gegenüber) offene empirische Haltung aufgefangen werden können, bedürfen wir extra-methodologischer Antizipation und Kompensation. Ich beschränke mich dabei auf (vermeintliche) Zufälle, welche die schiere Durchführbarkeit einer Studie determinieren. Am deutlichsten wurde mir dies wiederum bei meinem Feldeinstieg vor Augen geführt.

Unglückliche Zufälle

Zu Beginn meiner Arbeit hatte ich mich zunächst auf die Kooperationsbereitschaft einer Gruppe mir bereits persönlich bekannter Rocker verlassen. Ich müsste lediglich Anstrengungen unternehmen, alte Kontakte aufzufrischen. Was ich nicht absehen konnte war, dass Mitglieder dieses einen Clubs aufgrund eines langwierigeren Gerichtsverfahrens zu verunsichert über mögliche Ausgänge oder Neuauflagen waren und daher keinerlei Interesse hatten, mir für eine Studie „zur Organisation von Rockerclubs“ (!) Rede und Antwort zu stehen. Anschließende Kompensationsversuche der Kalt-Akquise in Form von zahlreichen Anschreiben an andere Clubs wurden zunächst alle abgelehnt und meistens nicht einmal beantwortet.¹²

12 Ich habe aber nicht kapituliert, was lediglich meiner (extra-methodologisch) fatalistischen Risikobereitschaft geschuldet war, diesen meinen Forschungsgegenstand nicht

In einem anderen Fall konnte ich – vermittelt über einen Sponsor – einen wertvollen Kontakt zur deutschen Offiziersebene eines 1%er-Clubs herstellen und hatte bereits einen vielversprechenden Erstbesuch mit einem offiziellen Interview absolviert. Ich durfte im Club-Haus mitfeiern und verstand mich auf Anhieb prächtig mit meinem Gastgeber, dem Sergeant-at-Arms (Sicherheits-Chef) des Clubs. Ich übernachtete bei ihm zu Hause, wo wir uns dann fast freundschaftlich die ganze Nacht hindurch über alles Mögliche unterhielten, bevor ich am nächsten Tag nachmittags wieder abreiste. Aus unerfindlichen Gründen aber wurde mir nach diesem Besuch jeglicher weitere Kontakt ohne Erklärung verwehrt.¹³

Regelhaft glückliche Zufälle

Ich durfte aber auch von vielen glücklichen Zufällen profitieren. In all den Jahren der Erforschung der Rocker, war ich oft ‚zufällig‘ (?) zur richtigen Zeit (?) an den richtigen Orten (?) und sprach ‚zufällig‘ (?) die richtigen Sätze (?), um die richtigen Leute (?) für meine Forschung zu gewinnen. Einige meiner Kontakte blieben mir als Gatekeeper zu Club-Veranstaltungen oder als Unterstützung für weitere Kontaktanbahnungen langfristig (bis heute) erhalten. Aber auch die kurzweiligsten Unterhaltungen und kleinen Informationsfetzen über Vorfälle und Personen waren wertvoll, um meinen Insider-Status zwar sehr langsam aber stetig auszubauen.

Mittlerweile glaube ich immer weniger an alle diese scheinbaren Zufälligkeiten während meiner Feldarbeit. Je umtriebiger, engagierter und längerfristiger man sich mit einem Feld beschäftigt, umso wahrscheinlicher ergeben sich über-zufällig günstige Gelegenheiten. Auch der Zufall hat dann seine Regelmäßigkeit. Diese Opportunitäten *können* sich zwar rein zufällig ereignen, am besten aber werden sie hergestellt und müssen dann auch erkannt und genutzt werden (können). Wenn sich der Forscher auch privat in ‚Szene‘-typischen Sozialräumen (z. B. bestimmten Stadtvierteln, Hunde- oder Motorradmessen, Tattoo-Conventions, Box- oder Fitnessclubs) bewegt, dann sind Begegnungen mit den entsprechenden Teilnehmer-Gruppen weniger zufälliges Glück als vielmehr eine Frage der Zeit und Initia-

aufgeben zu wollen. Ich sollte dafür belohnt werden, indem mir – mit der Unterstützung zweier Sponsoren bzw. Gatekeeper (Chefredakteur einer Biker-Zeitschrift, gut vernetzter Rocker-Veteran) – irgendwann der Durchbruch gelang.

13 Erst Jahre später berichtete mir ein amerikanischer Forscher-Kollege, dass dies womöglich mit einem Vorfall in Amerika zusammenhänge, aufgrund dessen eine weltweit verbindliche Anweisung des US-amerikanischen Mother Chapter (internationale Führungsriege) ausgegeben wurde: Ab sofort dürfen *ausnahmslos* keine weiteren Auskünfte an Außenstehende gegeben werden.

tive. Hier greift wiederum die Wahlverwandtschaftung als ein Teilungsprinzip der Sozialität, welche qua Lebensstil homologisierend überzufällig für Begegnungen, Kontakteröffnungen und Vertrauensetablierung unter Gleichartigen sorgt.

Im Modus eines informierten Identifizierens erkennt man Angehörige dieses Milieus, wenn sie ihre Zugehörigkeiten dem Eingeweihten über bestimmte Symbol-Chiffren signalisieren (z. B. Tattoos, Club-Insignien oder Logos auf ihrer Kleidung). Effektiver, da unaufdringlicher und unverdächtiger, sind jedoch Annäherungen gemäß des Mechanismus eines „begriffslosen Erkennens“ (Bourdieu 1987, S. 736f.); einer vor-reflexiven ästhetischen Urteilskraft, aufgrund derer sich Menschen in vergleichbarer Soziallage als gleichgeartet erkennen. So verwundert es nicht, dass man mit Leuten, vermittelt über einen gemeinsamen Bekannten, in einem Café ins Gespräch kommt, sich angeregt über Verschiedenes unterhält, sich versteht, wieder trifft, noch etwas näher kennen lernt, um dann eventuell herauszufinden, dass derjenige als Türsteher enge Kontakte zur Rocker-Szene pflegt oder sogar selbst Mitglied ist. Begegnungen dieser Art hatte ich viele; und zwar an Orten und zu Zeiten, an denen ich sie nicht gezielt gesucht habe: in Fitness-Studios, bei Geburtstagsfeiern von Bekannten, vermittelt über Bekannte von Bekannten in einer Bar, beim Squash spielen, usw. Man zieht sich gegenseitig ‚magisch‘ an und hat ein Gespür dafür, diese Leute anhand etwa dessen ausfindig zu machen, wie sie gekleidet sind, welche Tattoos oder Schmuck sie tragen, wie durchtrainiert sie sind, wie sie rumstehen, mit wem sie sich abgeben, wie sie sich begrüßen, wie aufmerksam sie ihre Umgebung scannen, wo sie sich im Raum positionieren oder wie sie darauf reagieren, wenn ein Motorrad oder Sportwagen vor einem Café aufbrüllt. Wie es im Polizei-Jargon so schön heißt: „Meine Schweine erkenne ich am Gang“ (Reichert 1990). Dieselben Erkennens-Mechanismen gelten aber auch vice versa. Ein Hells Angel sagte einmal in einem Interview: Ein Angel wird man nicht, als Angel wird man erkannt. Als (Zivil-)Forscher in kriminalisierten Teilkulturen wird man ebenso erkannt, bewertet und eingeschätzt. Es sind dabei gerade diese schwer unter Ausdruckskontrolle zu bringenden (non-verbalen) Momente – die äußere Erscheinung, Interaktionsstile und Haltungen, die kleinen Verhaltensminiaturen flüchtiger Gesten und Mimiken oder Stil- und Geschmacksempfindungen – denen vor allem Deviante und Kriminelle große Aufmerksamkeit widmen und Vertrauen schenken (vgl. Gambetta 2009, S. 78ff.).

Für die **illusio** – Ethnographische Gameness

Was ich hier versucht habe, ist eine sozialtheoretische Anreicherung der methodologisch unterbestimmten Relation des ethnographischen Feldarbeiters zu seinem Forschungsfeld. Der Soziologe kann seine ansozialisierte Standortgebundenheit (Position) und soziale Verortung (Positionierung) bestenfalls besser reflektieren als der Laie, nicht aber verneinen. Darum verkörpert und reproduziert er auch in seiner Feldarbeit Erfahrungen in, Prägungen durch und Zugehörigkeiten zu klassen-, schicht-, milieu- oder gruppenspezifischen Sozialarrangements. Grundsätzlich müssen wir den Forscher in seinem ‚im Feld sein‘ restriktiver sehen als es in der Literatur überwiegend thematisiert wird. Die Habitus-Feld-Theorie kann Ästhetisches sowie vor-reflexives, nicht-utilitaristisches Handeln der soziologischen Analyse des Forscherhandelns zugänglich machen, um als extra-methodologisch zu beschreiben, was zunächst nicht methodologisch – im Sinne der Methoden-Literatur – erscheint. Da, wo wissenschaftliche Methode keine konkrete Orientierung stiftet, übernehmen inkorporierte Verfahren sozialer Intuition die Steuerung des Forscherhandelns. Darum kann diese Sicht auf den Forscher auch als eine *Ermächtigung* gelesen werden, wenn jener auch seine ‚außerwissenschaftlichen‘ Persönlichkeitsanteile in ein zu ihm passendes Feld einbringen kann.

Auch die prinzipielle Bereitschaft für ein hingebungsvolleres, praktisch-involvierteres und damit radikaler existenzielles forschisches Engagement in devianten Teilkulturen ist auf Grundlage einer Forscher-Feld-Passung qua Habitus plausibler zu denken. Ich kann mir meine notwendig hohen Investitionen in meine Feldarbeit nur in Analogie dazu deuten, wie Bourdieu (1998, S. 139–157) es mit „interesselfreiem Handeln“ beschreibt; ein libidinös passioniertes Engagement ohne (wissenschafts-)ökonomische Verwertungsinteressen, welches sich nur im Zusammentreffen zwischen einem zu dieser Leidenschaftlichkeit prädisponierten, spezifischen Habitus-Träger und den dazu passgenauen Strukturen und Inhalten eines spezifischen sozialen Raumes (Feld) ergeben kann. Dann will man *intrinsisch* selbstverständlich dabei sein und hat eine authentische Legitimation dafür, möglichst alles wissen und überall teilnehmend erleben zu dürfen.¹⁴ Dann sorgt die *illusio* dafür, „dass man vom Spiel erfasst, vom Spiel gefangen ist, dass man glaubt, dass das Spiel den Einsatz wert ist oder, um es einfach zu sagen, dass sich Spielen lohnt“ (Bourdieu 1998, S. 140f.). Darum kann nicht nur jeder Ethnograph

14 Diese ungekünstelte Glaubhaftigkeit des Forscherengagements ist ein zentraler Schlüssel im Zugang zu ansonsten verschlossenen Türöffnern (Gatekeeper), welche – wenn überhaupt – nur ein als ‚authentisch‘ vermittelbares, ernsthaftes Interesse unterstützen.

jede Feldforschung machen, sondern darum wird auch nicht jeder Ethnograph jede Feldforschung (gleich engagiert) machen wollen und können.

Der ethnographische Nahkampf-Experte

In einem Versuch, meine idealtypische Vorstellung von einem Ethnographen zusammenzufassen, welcher sich der besonderen Herausforderung außeralltäglicher, devianter und elitärer Phänomenbereiche unserer Gesellschaft annehmen will, greife ich auf die Metaphorik des Kämpfens zurück. Die Vorstellung, Soziologie als Kampfsport zu betreiben, wird mit Bourdieu assoziiert, wobei dieser von Selbstverteidigung und nicht von Angriffskampf spricht. Ich fordere den soziologischen *Nahkampf*-Experten, der ethnographisch in den Clinch geht, vor Hürden, Anfeindungen und Konfrontationen nicht zurückseht und sich im situativen Gerangel effizient und effektiv bewährt. Im Englischen gibt es einen Begriff, der benutzt wird, einen ‚wahren‘ Kampf-Champion zu charakterisieren: Gameness (vgl. Jessup 1995, S. 157–158). Dieser Begriff stammt laut Überlieferung aus dem Milieu der Hundekämpfe sowie aus dem der frühen Preiskämpfe ohne Regeln (no holds barred). Gameness meint vor allem eine kompromisslose und fatalistische Bereitschaft, sich auf einen Kampf einzulassen, ihn zu fordern, sowie das unbedingte (nicht blindwütige) Vermögen, unter keinen Umständen nach- oder aufzugeben:

“There is gameness, the capacity to stick to a line of action and to continue to pour all effort into it regardless of setbacks, pain, or fatigue [...] not because of some brute insensitivity but because of inner will and determination” (Goffman 1967, S. 219).

Seinen *dispositiven* Charakter findet Gameness darin, dass diese Eigenschaft nur unter der Bedingung selektiver Züchtung (z. B. Pitbulls) bzw. Sozialisation (z. B. der ‚Ghetto‘-Boxer) auftritt. Gameness ist nicht einfach so antrainierbar. Unter den Bedingungen eines weitgehend ungeregelten und daher existenziellen (Straßen-)Kampfes, setzt sich wahrscheinlicher immer *der Kombattant* durch, welcher ‚game‘ ist, und nicht der lediglich technisch versierte ‚Trainings-Weltmeister‘.¹⁵ Praxis- bzw. Kampf-Felder gäbe es noch genug bzw. tiefgründiger zu erforschen, wir brauchen hierzu bloß die jeweils geeigneten *kämpferischen* Kämpfer, die aufgrund ihrer

15 Gemessen an investigativen Journalisten sind wir Sozialwissenschaftler als Feldarbeiter zwar methodologisch und theoretisch reflektierter, oft aber weit weniger ‚game‘ oder auch gerissen genug, um an jene geschützten Wissensbestände und Verhaltensweisen zu kommen, welche manche Szenen, Cliques, Gangs, Milieus oder Organisationen ausmachen.

extra-methodologischen Passung zum Feld bzw. ihrer Eignung sowie ihrem speziellen Interesses für dieses eine Feld diese Auseinandersetzung aufnehmen wollen und aussichtsreich auskämpfen können. Auch wenn diese Kampf-Metaphorik der ethnographischen Gameness für geisteswissenschaftliche Betätigung zugegeben ungewöhnlich daherkommt, passt sie doch nur allzu gut in die bewusst provozierende Programmatik dieses Aufsatzes. Ich ende mit einem Rekurs auf eine Weisheit meines ehemaligen Boxtrainers: Technik lernt man im Training, Kämpfen nur im Kampf! Dasselbe gilt wohl auch für ethnographische Feldarbeit, oder nicht?¹⁶

Literatur

- Agar, M. (2006). An ethnography by any other name ... Forum: Qualitative Social Research, 7(4). <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0604367>.
- Ahlsdorf, M. (2002). Alles über Rocker. Mannheim: Huber.
- Barker, T. (2007). Biker gangs and organized crime. Newark, NJ: LexisNexis.
- Bikers News (2014). Die Szene in Zahlen. Bikers News 1.
- Blumer, H. (1954). What is wrong with social theory? American Sociological Review 18, 3–10.
- Borjesson, U. (2014). From shadow to person: Exploring roles in participant observations in an eldercare context. Qualitative Social Work 3, 406–420.
- Bourdieu, P. (1987). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1998). Praktische Vernunft: Zur Theorie des Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1999). Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Breidenstein, G., Hirschauer, S., & Kalthoff, H. (2013). Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UTB.
- Burgess, R. G. (1984). In the field: An introduction to field research. London: Allen&Unwin.
- Diehl, J., Heise, T., & Meyer-Heuer, C. (2013). Rockerkrieg. Warum Hells Angels und Bandidos immer gefährlicher werden. Stuttgart: DVA.
- Ebrecht, J. (2004). Die Kreativität der Praxis: Überlegungen zum Wandel von Habitusformationen. In: J. Ebrecht, & F. Hillebrandt (Hrsg.), Bourdieus Theorie der Praxis: Aufklärungskraft – Anwendung – Perspektiven (S. 225–241). Wiesbaden: VS Verlag.
- Emirbayer, M., & Mische, A. (1998). What is agency? American Journal of Sociology 4, 962–1023.
- Endreß, A. (2002). Lebensstilintendierte Devianz. Organisierte Kriminalität am Beispiel von Motorrad-Clubs. Angewandte Sozialforschung 3/4, 233–249.
- Ferrell, J. (1997). Criminological verstehen: Inside the immediacy of crime. Justice Quarterly 1, 3–23.

16 Ich bedanke mich im Besonderen bei meinem Kollegen Paul Eisewicht für seine wertvollen Einschätzungen und hilfreichen Anmerkungen zur Überarbeitung meines Manuskripts.

- Fine, G. A. (1993). Ten lies of ethnography: Moral dilemmas of field research. *Journal of Contemporary Ethnography* 3, 267–294.
- Gambetta, D. (2009). *Codes of the underworld: How criminals communicate*. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Goffman, E. (1967). *Interaction Ritual*. New York: Doubleday.
- Goffman, E. (1981). *Strategische Interaktion*. München: Carl Hanser.
- Goffman, E. (2011). *Wir alle spielen Theater: Die Selbstdarstellung im Alltag*. München, Zürich: Piper.
- Hallett, T. (2003). Symbolic power and organizational culture. *Sociological Theory* 2, 128–149.
- Harrington, B. (2003). The social psychology of access in ethnographic research. *Journal of Contemporary Ethnography* 5, 592–625.
- Hitzler, R. (2008). Brutstätten posttraditionaler Vergemeinschaftung. In: R. Hitzler, A. Honer, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Posttraditionale Gemeinschaften: Theoretische und ethnografische Erkundungen* (S. 55–72). Wiesbaden: VS Verlag.
- Honer, A. (2012). Die Bedeutung existenziellen Engagements. In: N. Schröer, V. Hinnenkamp, S. Kreher, Simone, & A. Poerl (Hrsg.), *Lebenswelt und Ethnographie* (S. 21–30). Essen: Oldib.
- Humphreys, M., Brown, A. D., & Hatch, M. J. (2003). Is ethnography jazz? *Organization* 1, 5–31.
- Jessup, D. (1995). The working pit bull. *Neptune City*, N.J.: T.F.H.
- Jones, D. J. (1973). Culture fatigue: The results of role-playing in anthropological re-search. *Anthropological Quarterly* 1, 30–37.
- Krais, B., & Gebauer, G. (2010). *Habitus*. Bielefeld: Transcript.
- Landen, A. S. (2011). From ethnographic 'self'-discovery to processes of identification. *Qualitative Research* 5, 536–551.
- Miles, M. B., & Huberman, A. M. (1994). *Qualitative data analysis: An expanded sourcebook*. Thousand Oaks: Sage.
- Nassehi, A. (2011). Erste Vorlesung: Was ist Soziologie? Oder: Über die Schwierigkeit einer Einführung. In: Ders., *Soziologie. Zehn einführende Vorlesungen* (S. 15–30). Wiesbaden: VS Verlag.
- Peshkin, A. (2001). Angles of vision: Enhancing perception in qualitative research. *Qualitative Inquiry* 2, 238–253.
- Pongratz, H. J. (2003). *Die Interaktionsordnung von Personalführung. Inszenierungsformen bürokratischer Herrschaft im Führungsalltag*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Reichertz, J. (1989). Hermeneutische Auslegung von Feldprotokollen? Verdrießliches über ein beliebtes Forschungsmittel. In: R. Aster, H. Merkens, & M. Repp (Hrsg.), *Teilnehmende Beobachtung: Werkstattberichte und methodologische Reflexionen* (S. 84–102). Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Reichertz, J. (1990). „Meine Schweine erkenne ich am Gang“: zur Typisierung typisender Kriminalpolizisten. *Kriminologisches Journal* 3, 194–207.
- Schmid, C. J. (2006). Der Motorcycle Club: Vom Organisieren einer devianten Subkultur aus interpretativ-soziologischer Organisationskulturperspektive. Unveröffentlichtes Manuskript. München.
- Schmid, C. J. (2012). Rockerclubs: Eine post-traditionale Vergemeinschaftungsform unter den Bedingungen der Organisationsgesellschaft. In: P. Eisewicht, T. Grenz, & M. Pfadenhauer (Hrsg.), *Techniken der Zugehörigkeit* (S. 213–237). Karlsruhe: KIT Scientific Publishing.

- Snow, D. A., Benford, R. D., & Anderson, L. (1986). Fieldwork roles and informational yield: A comparison of alternative settings and roles. *Journal of Contemporary Ethnography* 4, 377–408.
- Steuten, U. (2000). Rituale bei Rockern und Bikern. *Soziale Welt*, 1, 25–44.
- Swidler, A. (1986). Culture in Action: Symbols and Strategies. *American Sociological Review* 2, 273–286.
- van Maanen, J. (2011). Ethnography as work: Some rules of engagement. *Journal of Management Studies* 1, 218–234.
- van Maanen, J. (2012). Book review: Organizational ethnography: Studying the complexities of everyday life. *Organization Studies* 10, 1411–1413.
- Veno, A. (2003). *The Brotherhoods. Inside the Outlaw Motorcycle Clubs*. Crows Nest: Allen&Unwin.
- Vester, M. (2003). Class and culture in Germany. *Sociologia* 42, 25–64.
- von Lampe, K. (2008). Introduction to the special issue on interviewing 'organized criminals'. *Trends in Organized Crime* 1, 1–4.
- Wacquant, L. (2013). Homines in Extremis: What fighting scholars teach us about habitus. *Body & Society*. doi: 10.1177/1357034X13501348.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (2011). Lehren lohnt sich (nicht)? – Ergebnisse einer deutschlandweiten Erhebung zu den Auswirkungen leistungsorientierter Steuerung auf die universitäre Lehrtätigkeit. *Soziale Welt* 3, 249–275.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (Hrsg.) (2012a). *Hochschule als Organisation*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wilkesmann, U., & Schmid, C. J. (2012b). The impacts of new governance on teaching at German universities. Findings from a national survey. *Higher Education* 1, 33–52.
- Wood, J. (2003). Hell's Angels and the Illusion of the Counterculture. *The Journal of Popular Culture* 2, 336–351.

Angaben zu den Autorinnen und Autoren

Albrecht, Felix, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Soziologie des Wissens, Karlsruher Institut für Technologie (KIT); weitere Informationen unter http://www.pfadenhauer-soziologie.de/?page_id=2267

Bender, Carsten, wiss. Mitarbeiter am Lehr- und Forschungsgebiet Rehabilitation und Pädagogik bei Blindheit und Beeinträchtigung des Sehens der Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.blindheit-sehen-wahrnehmung.de>

Betz, Gregor, M.A., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html> und unter www.gregor-betz.de

Eisewicht, Paul, Dr., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund, weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html#PEisewicht>

Emling, David, M.A., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Soziologie des Wissens, Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Doktorand an der TU Dortmund bei Ronald Hitzler und Michaela Pfadenhauer

Gothe, Miriam, Dipl.-Päd., bis 2013 wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, seit 2014 Projektkoordinatorin im Referat Internationales der Technischen Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.aaa.tu-dortmund.de>

Grenz, Tilo, Dr. des., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Soziologie des Wissens, Karlsruher Institut für Technologie (KIT); weitere Informationen unter <http://www.pfadenhauer-soziologie.de>

Hinnenkamp, Volker, Prof. Dr., Professur für Interkulturelle Kommunikation, Hochschule Fulda; weitere Informationen unter <http://www.hs-fulda.de/index.php?id=2234>

Hitzler, Ronald, Prof. Dr., Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de>

Honer, Anne, Prof. Dr., gest. 2012, ehem. Professur für Empirische Sozialforschung mit dem Schwerpunkt qualitative Methoden, Hochschule Fulda; weitere Informationen unter http://hitzler-soziologie.de/Anne_Honer.html

Keller, Christine, BSc. Physiotherapy, M. Sc. Public Health, Promotionsstudierende am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; christine.keller@tu-dortmund.de

Kirchner, Babette, M.A., wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html#BKirchner>

Kirschner, Heiko, M.A., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund und wissenschaftliche Hilfskraft im Projekt „Skopische Medien“ des Schwerpunktprogramms 1505 „Mediatisierte Welten“ der DFG; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html>

Kunz, Alexa Maria, M.A. Soz.; stellv. Geschäftsführerin am House of Competence und wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Soziologie des Wissens, Karlsruher Institut für Technologie (KIT); weitere Informationen unter http://www.hoc.kit.edu/personen_kunz.php

Möll, Gerd, Dr., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund, weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html>

Perlick, Tino, M.A., wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html>

Schmid, Christian J., Dipl. Soziologe, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Organisationsforschung, Sozial- und Weiterbildungsmanagement am Zentrum für HochschulBildung (zhb) der Technischen Universität Dortmund; weitere Informationen unter: http://www.zhb.tu-dortmund.de/wb/Wil/de/Wir_ueber_uns/Team/Wissenschaftliche_Mitarbeiter/Christian_Schmid.html

Schnurnberger, Marion, Dipl. Päd., Dipl. Sportpäd., wiss. Mitarbeiterin am Lehr- und Forschungsgebiet Rehabilitation und Pädagogik bei Blindheit und Beeinträchtigung des Sehens der Fakultät Rehabilitationswissenschaften, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.blindheit-sehen-wahrnehmung.de>

Schröer, Norbert, Prof. Dr., Professur für Qualitative Methoden der Empirischen Sozialforschung mit dem Schwerpunkt Interkulturelle Kommunikationsforschung am Fachbereich Sozial- und Kulturwissenschaften, Hochschule Fulda; weitere Informationen unter <http://www.hs-fulda.de/index.php?id=9383>

Striffler, Christine, M.A., wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Allgemeine Soziologie, Technische Universität Dortmund; weitere Informationen unter <http://www.hitzler-soziologie.de/mitarbeiter.html>

Zifonun, Dariuš, Prof. Dr., Professur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Ungleichheit, Alice Salomon Hochschule Berlin; weitere Informationen unter <http://www.ash-berlin.eu/hsl/zifonun>